Sozialdemokratische Bildungsfremdheit–

aufgezeigt an Bebels Bildungslehre im Rahmen der siebziger Jahre

Ein staatswissenschaftlich- pädagogischer Versuch

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

genehmigt von der Philosophischen Fakultät

der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

Von

Erich Hellmut Wittenberg

aus Hamburg

Tag der Promotion: 14. Oktober 1933

Tag der mündlichen Prüfung: 22. Juni 1933

Berlin 1933

Buchdruckerei Joachim Renner, Berlin N 31, Brunnenstr. 111a

16

Referenten: Prof. Dr. Ludwig Bernhard
Prof. Dr. Friedrich v. Gottl-Ottlilienfeld

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

I. Einleitung 7

Erster Hauptteil

Bewertung von Wissenschaft und Akademikertum in den siebziger Jahren . . . 14

A. Allgemeine Züge im Geistesleben der siebziger Jahre im Urteil der Zeitgenossen 14

1. Die Reichseinigung als geistige Verpflichtung . . . 14
2. Wirtschaftliche Tatsachen der Gründerjahre . . . 15
3. Niederschlag in Literatur, Theater und Presse . . 16
4. Die Kulturkraftthese von Eduard Engel 20
5. Kritische Stellungnahme hierzu 21
6. Der Bildungsstand der Gebildeten 23
7. Rössler über den Eklektizismus der Weltanschauung 24
8. Siegeszug der Naturwissenschaft, Isoliertheit der Religion und Spezialisiertheit der Wissenschaft . . . 24
9. Homberger über die geistige Entartung der „Gebildeten“ 25
10. Irrtümliche Auffassung vom Staat als Gegengewicht gegen den Materialismus 28
11. Die Gebildeten in der Perspektive von Hillebrands Kulturbegriff 30
12. Kenntnisbildung als Halbbildung 35
13. Schulreform als Gegengewicht 36
14. Zusammenfassung 37
15. Ergebnisse als Axiome 38

B. Ziele der wissenschaftlichen Arbeit und Aufgaben des Akademikers im materialistischen Zeitalter 40

1. Utilitarität als Feind der Wissenschaft 40
2. Gefährlichkeit einseitiger Geldfeindschaft 42
3. Die ideelle Verpflichtung des Akademikers im Volksbewußtsein 42
4. Berufsauffassung bei Akademiker und Nichtakademiker 44
5. Wissenschaftliche Arbeit und Wirtschaft 45
6. Ideelle Wissenschaftsauffassung als Lebensbereicherung 45
7. Pflichtvergessenheit gegenüber dem Geistesleben . 46
8. Kulturideal und geistige Arbeit 47
9. Forschung als Hemmnis praktischer Arbeit 48
10. Beschränkte Umstellungsfähigkeit des Akademikers 49

Seite

11. Ideeller Gesichtspunkt bei akademischer Berufsvorbereitung 49
12. Erprobung des Akademikers in der Spezialisierung der Wissenschaft 50
13. Der ideelle Gelehrtentypus ehedem und heute . . 52
14. Zusammenfassung 54

C. Maßstäbe für die Bewertung der geistigen Arbeit in der Iheringschen Zweckphilosophie und im Rahmen seiner Zeit 57
1. Die Entstehung des Rechts 57
2. Ideale Motive beim Kampf ums Recht 58
3. Ideales im Menschenleben 59
4. Entgeltliche und unentgeltliche Arbeit 61
5. Geringschätzung geistiger Arbeit in der Gegenwart 62
6. Moderne und antike Auffassung 63
7. Verkehr und Wirtschaft als System des Egoismus 63
8. Verschiedenheit der Berufsehre 65
9. Genie und bürgerlicher Beruf 66
10. Idealer Lohn als Wertmaßstab geistiger Arbeit . . 68
11. Niederschlag der Auffassungen in der Sprache . . 69
12. Bedeutung der Iheringschen These für die Gegenwart 69
13. Gehalt und Lohn 70
14. Voraussetzung für ideale Erfolge 72
15. Der tiefere Sinn sprachlicher Bezeichnung . . . 72
16. Iherings Leben als Verkörperung seiner Lehre . . 74
17. Der Nutzen der Wissenschaft für das Leben . . . 76
18. Staatsstipendiatentum 78
19. Ablehnung des Bildungsmaterialismus 80
20. Zusammenfassung 81

Anhang

Belege zu S. 73, zu S. 62—63 und zu S. 78—81 . . 84

D. Der sozialistische Bildungsmaterialismus in seiner Urform 88
1. Ueberfüllung und mangelnde Ausstattung der Volksschulen 89
2. Verachtung der Volksschule durch die Gebildeten . 91
3. Weitere Zeugnisse dieser Richtung 91
4. Die höhere Schule in der Beurteilung von Eduard Sack 93
5. Die Wissenschaft im Urteil von Eduard Sack . . . 94
6. Der Kostengesichtspunkt bei der Beurteilung von Bildungsfragen 95
7. Sacks Reformforderungen 96
8. Zusammenfassung 96

Anhang

Belege zu S. 92—94 98

Seite

1. Widerspiegelung dieser Tendenzen innerhalb der Sozialdemokratie 100
2. Mißachtung des Akademikers in der Sozialdemokratie 101

Zweiter Hauptteil

Bebels Bildungsanschauungen 103
A. Züge aus Bebels Leben 103
B. Bebels Beurteilung geistiger Fragen . . 112
1. Die Stellungnahme Bebels in „Frau und Sozialismus" zum Akademikerproblem 112
2. Die Aufnahme von Bebels „Frau" durch die Arbeiterschaft 113
3. Bebels angebliche Wissenschaftlichkeit 114
4. Bebels Dogmatik 116
5. Die Universität im Urteil Bebels 122
6. Zivilisatorische Bildungspflege 124
7. Gleichsetzung von Hand- und Kopfarbeit. Berufswechseltheorie 125
8. Die Macht des Milieus 126
9. Bebel und Buckle 134
10. Widersprüche Bebels 136
11. Bebels Selbstwiderlegung 137
12. Unwandelbarkeit von Bebels Bildungsstandpunkt trotz des Zeitwandels 138
13. Deutung von Bebels Selbstwiderlegung (vgl. vorstehend Nr. 11) 142
14. Eine Parallelerscheinung bei Bebel und Friedrich II. 143
15. Wissenschaftliche Theorien 144
16. Bebels Akademiker-Feindschaft auch bei Sonderbehandlung der Frage 155
17. Zusammenfassung 160

Anhang

1. Lily Braun über ihre Stellung innerhalb der Sozialdemokratie (Ergänzung zu S. 101—102) 117
2. Beurteilung der Arbeiterbildungsvereine (Ergänzung zu S. 104—109) 118
3. Lassalles Vortrag über Arbeiter und Wissenschaft (Ergänzung zu S. 110) 120
4. Gelehrter und Politiker (Ergänzung zu S. 116) . . 121
5. Die Periodisierung der sozialdemokratischen Parteigeschichte in Deutschland und ihre tieferen Grundlagen (Ergänzung zu S. 145—146) 147
6. Die Berufswechseltheorie als sozialistisches Dogma (Ergänzung zu S. 125—126) 148
7. Bebel und Most, ihre Stellung zur Akademikerfrage (Ergänzung zu S. 163—164) 166

Seite

Dritter Hauptteil

Kautskys Beurteilung des Akademikers 168
1. Darstellung 168
2. Kritik 172
3. Thesen 191

Vierter Hauptteil

Bebel als typischer Repräsentant der Arbeiterbewegung der siebziger Jahre 194
I. 1. Bebels Stellung zur Handarbeit 194
2. Paulsen über die Handarbeit in den siebziger Jahren 195
3. Absprechende Beurteilung der Handarbeit in der Folgezeit 197
4. Dodels Kritik an Bebel und der Nachklang der Bebelschen Lehre in der sozialistischen Literatur . . 199
5. Zusammenfassung 201
II. Bebels Bildungslehre im Rahmen seiner Zeit 214
III. Bebels Stellung zur Wissenschaft als Charakteristikum ihrer Beurteilung innerhalb der Arbeiterbewegung . . 218
IV. Die Möglichkeit einer proletarischen Kultur im Urteil der Kulturkritik 229
V. Bebels Eudämonismus als Zeitspiegelung 235
1. Die eudämonistische Wurzel bei Karl Marx 240
2. Die Bedrohung des Geistigen durch quantitative Beurteilung 243

Anhang

1a. Die Beurteilung der Handarbeit innerhalb der sozialistischen Partei in den siebziger Jahren (Ergänzung zu S. 201) 203
2a. Die Stellung der Parteien zum Arbeiter (Ergänzung zu S. 195) 208
3a. Bebels Auffassung von der Handarbeit als Grundlage zur Bewertung geistiger Güter in der sozialistischen Diskussion (Ergänzung zu S. 199—200) 209
4a. Bebels Stellung zur Wissenschaft (Ergänzung zu S. 218, 219 und 225) 228
1. Der Glaube an die Möglichkeit proletarischer Kultur in den sechziger Jahren und nach 1918 (Ergänzung zu S. 229, 231—235) 245
2. Die Ablehnung proletarischer Kulturideen durch Tröltsch und Bürgel (Ergänzung zu S. 234—235) . 248
3. Die Produktivität der geistigen Arbeit im Urteil von Wilhelm Neurath, Paul Leroy-Beaulieu, Friedrich Kleinwächter, v. Gottl und Diehl (Ergänzung zu S. 242—243) 251

Seite

Fünfter Hauptteil:

Bebels Stellung zur Religion im Rahmen seiner Zeit 255

Anhang

1. Liebknechts Religions-Interpretation (Ergänzung zu S. 256 und 262) 267
2. Stimmen von Nationalökonomen zur Stellung der Religion in den siebziger Jahren (Ergänzung zu S. 259und 260) 268
3. Einige Stimmen zum Versagen der Kirche in der sozialen Frage (Ergänzung zu S. 259 und 260) . . 268
4. Verwandtschaft der religiösen Ansichten von Bebel mit Auffassungen von Marx und Engels (Ergänzung zu S. 263) 271
5. Die religiöse Auffassung des Arbeiters in der Gegenwart nach Gertrud Hermes (Ergänzung zu S. 266) 273
6. Religion als Privatsache und die Praxis der sozialdemokratischen Partei (Ergänzung zu 258—259 und zu S. 263) 273
7. Engels wirtschaftsbestimmte Religionskritik (Ergänzung zu S. 263) 278

Thesen zu den gesamten Ausführungen über Bebel 280

A. Sein Leben 280

B. Sein Bildungsmaterialismus 280

C. Bebel als Repräsentant der Arbeiterklassen in ihren Verhältnissen innerhalb der 70er Jahre 281
   a) in seiner Stellung zur Handarbeit 281
   b) in seinem Bildungstrieb 282
   c) in seiner Bewertung der Wissenschaft 283
   d) in seinen Zukunftsstaats-Erwartungen 283
   e) in seinem Eudämonismus 284
   f) in seiner Religionshaltung in ihrer Zeitverankerung 286

Schlußübersicht 288

Ergebnis 306

Druckfehler-Berichtigung

S. 36 nach Z. 9 v. o. ist einzufügen: „besten gedient durch Allgemeinheit und fachliche Zweckmäßigkeit des Jugendunterrichts, durch relative Beschränkung auf das Fach-“
S. 85 Z. 14 v. o. muß es heißen: „Zu S. 78“
S. 98 Z. 16 v. u. „ „ „ „Seite 92“
S. 101 Z. 25 v. o. „ „ „ „Anhang S. 117“
S. 103 Z. 1 v. o. „ „ „ „Hauptteil“
S. 115 Z. 10 v. o. „ „ „ „dilettantisch“
S. 159 Z. 2 v. o. „ „ „ „Schulze-Gävernitz“
S. 178 Z. 15 v. o. „ „ „ „auf ihre“
S. 205 ist die Fußnote an das Ende der Seite zu rücken
S. 205 Z. 20 v. u. muß es heißen: „sachliche“
S. 205 Z. 15 v. u. „ „ „ „Anarchismus“
S. 220 Z. 18 v. o. „ „ „ „Seite 996 ff., 1000 ff.“
S. 220 Z. 21 v. u. „ „ „ „aufdrücke“
S. 248 Z. 14 v. o. „ „ „ „proletarischer Kulturideen“
S. 259 Z. 7 v. o. „ „ „ „Nr. 6“
S. 281 Z. 9 v. o. „ „ „ „ausprägt“

Einleitung.

Wir wollen im Folgenden die Entstehung und die Entwicklung des sozialistischen Bildungsmaterialismus seit den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts verfolgen. Von Bildungsmaterialismus kann man u. E. dabei überall dort sprechen, wo der Gesichtspunkt des greifbaren Nutzens auf das Bildungswesen angewandt wird, ohne daß nach dem Sinn der einzelnen Schularten gefragt würde, wie er sich durch die pädagogische Forschung, durch die praktische Erfahrung und schließlich durch den allgemeinen geistigen Fortschritt der Zeit ergeben hat. In jedem Fall kann dann von Bildungsmaterialismus die Rede sein, wenn der Gesichtspunkt des Nutzens den Aufbau des Bildungswesens bestimmt, ohne daß aber dieser Tatbestand durch die Rückständigkeit der pädagogischen Theorie, die Zurückgebliebenheit der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse einer Epoche gerechtfertigt wäre. Derjenige ist also — ganz allgemein gesprochen — kein Bildungsmaterialist, der primär nach der Aufgabe bestimmter Bildungsinstitutionen fragt, die er nach ihrer geschichtlichen Entwicklung, dem Bedürfnis der Gegenwart und der Möglichkeit ihrer zukünftigen Entfaltungen bestimmt. Angesichts der fortgeschrittenen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der 70er Jahre, des hohen Standes der pädagogischen Forschung für das niedere und höhere Schulwesen, war es nach 1870 für jeden ernsten Pädagogen ein dringendes Erfordernis, die Funktion der einzelnen Bildungsinstitute zu beleuchten, wenn seinen Ausführungen Gewicht beigelegt werden sollte. Nur nach ernster Prüfung nach den hier angedeuteten Kriterien wäre es deshalb zulässig, jemand als einen Bildungsmaterialisten zu bezeichnen. Mannigfache Möglichkeiten sind hier gegeben. So kann jemand, der durchaus sinngemäß das höhere Schulwesen beurteilt, die Volksschule und das Fachschulwesen nur nach dem Moment des greifbaren Nutzens betrachten. Häufig sind politische Parteien bildungsmaterialistischen Gedankengängen sehr zugänglich. So etwa, wenn die konservative Partei in ihren Anfängen den selbständigen Wert der Wissenschaft verkennt, die Volksschule nur mit Nützlichkeitsmaßstäben mißt und ganz allgemein religiöse Werte weit über wissenschaftliche stellt.

Als Ergebnis unserer Ausführungen halten wir somit fest: Mindestens seit den 70er Jahren — das ist der Zeitraum, der für unsere Betrachtung allein in Frage kommt — darf man überall dort von Bildungsmaterialismus sprechen, wo der Maßstab des greifbaren Nutzens auf alle Bildungsanstalten konsequent Anwendung findet. Wir wollen im Folgenden den Bildungsmaterialismus in einer ganz bestimmten Auswirkungsform kennen lernen. Im Ganzen machen wir hierbei dreierlei Einschränkungen. Erstens beschränken wir uns in unserer Darlegung auf die Entwicklung seit den 70er Jahren. Der Grund liegt darin, daß diese Jahre in der Tat in Kunst, Wissenschaft, Literatur, Politik und Wirtschaft zu einer Prüfung aller überkommenen Werte Anlaß gegeben haben. Durch den Kulturkampf beispielsweise wurde das Problem des Verhältnisses von Staat und Kirche und der Kulturkraft der Religion in den Mittelpunkt der öffentlichen Erörterung gerückt. In der Auseinandersetzung um die Neuordnung des Volksschulwesens wurde der überkommene Bildungsaufbau in seiner Gesamtheit näher kritisch beleuchtet. Die Uebergewalt der wirtschaftlichen Verhältnisse in den 70er Jahren gibt eine gute Grundlage für den Gang unserer Untersuchung. Gerade hier konnte es sich zeigen, inwieweit man trotz dieser Einflüsse des selbständigen Wertes von Geistesgütern sich bewußt blieb. Zweitens wollen wir nur den sozialistischen Bildungsmaterialismus betrachten, wie er schon damals bei Bebel zum Ausdruck kam. Hier wird uns erkennbar, wie bildungsmaterialistische Gedankengänge direkt aus den Verhältnissen der 70er Jahre auf allen Gebieten des geistigen und wirtschaftlichen Lebens erwachsen sind. Ferner bleibt zu beachten. daß wir uns nur mit dem Bildungsmaterialismus bei bestimmten Führern des Sozialismus befassen, also bewußt andere Strömungen im sozialistischen Lager von unserer Betrachtung ausschließen. Bei unserer Auswahl war entscheidend, daß es sich, um hier nur Bebel zu betrachten, bei ihm um eine führende Persönlichkeit der Partei handelt, die auf die Entwicklung im eigenen Lager die allergrößte Wirkung ausgeübt hat. Heinrich Schulz und Siegfried Kawerau, auf die wir in diesem Teil unserer Untersuchung nicht näher eingehen, sind uns dafür ein sprechender Beleg. Hinzu kommt noch, daß die von Bebel wie von ihnen geltend gemachten Argumente weit über die Kreise des Sozialismus hinaus in der Gegenwart fortleben. Drittens haben wir uns in unserer Darlegung des sozialistischen Bildungsmaterialismus in der Hauptsache auf die Auswirkung in der Beurteilung der Hochschule beschränkt. Das liegt darin begründet, daß die Gefahr des Bildungsmaterialismus in der Anwendung auf die Hochschule sich besonders deutlich abzeichnet. Den Bildungsmaterialismus innerhalb des Sozialismus in der Gesamtbeurteilung des Bildungswesens haben wir in unserem Kapitel über Sack deshalb mit berücksichtigt, weil seine Ausführungen zur prinzipiellen Erkenntnis des Bildungsmaterialismus beizutragen

vermögen und insbesondere im inneren Kausalzusammenhang zur Hochschulbewertung im sozialistischen Bildungsmaterialismus stehen. Unsere Gesamtuntersuchung will die Gefahr deutlich machen, die im Bildungsmaterialismus beschlossen liegt. Sie bezweckt zweitens den Nachweis, daß es sich hierbei um eine auf den Horizont des Arbeiters direkt zugeschnittene Philosophie handelt. Schließlich wollen wir noch andeuten, daß der Bildungsmaterialismus aus der Situation der jungen aufstrebenden Arbeiterbewegung heraus in den beginnenden 70er Jahren erst entstanden ist. Diese Tatsachen führen zu Folgerungen von großer Tragweite. Aus ihnen wird erkennbar, um eine wie reaktionär gerichtete Erscheinung es sich bei dem sozialistischen Bildungsmaterialismus handelt.

Damit ist uns die Aufgabe gestellt, in kurzen Strichen den Gang unserer Untersuchung darzulegen und den inneren Zusammenhang der einzelnen Kapitel anzudeuten. Im ersten Kapitel unserer Arbeit „Allgemeine Züge im geistigen Leben der 70er Jahre" wollen wir den Verfall des Geisteslebens in Literatur und Kunst näher beleuchten. Besonders ist uns dabei daran gelegen, den Bildungsspalt zwischen Gebildeten und Ungebildeten, der damals schon nach außen hin stark hervortritt, aufzuzeigen. Schließlich gilt es darzulegen, wieweit selbst die Gebildeten ein Opfer der materialistischen Zeitströmungen geworden waren. Dabei sollen auch gleichzeitig Streiflichter auf den unpopulären Charakter von Drama, Roman und Epik, das dem Proletariat keinerlei Anknüpfungspunkte für seine Weiterbildung bot, fallen. Außerdem wollen wir durch zeitgenössische Stimmen den lebendigen Bildungstrieb der Arbeitermasse belegen und gleichzeitig aufzeigen, wie stark damals schon das höhere Bildungswesen mit Nützlichkeitserwägungen durchsetzt war. Dafür ist für uns besonders das Votum von Karl Hillebrand von Wichtigkeit. In den folgenden Kapiteln unserer Arbeit wollen wir den materialistischen Zeitgeist in der Beurteilung der geistigen Arbeit überhaupt, in der Beurteilung des Akademikers insbesondere eingehender beleuchten. Dabei ist es uns hauptsächlich darum zu tun, die Gefahr anzudeuten, die darin liegt, daß die geistige Arbeit nur nach der Analogie der wirtschaftlichen Arbeit beurteilt wird. Wir wollen zeigen, wie man sich in den von diesen Fehlurteilen betroffenen Kreisen tief und durchschlagend mit diesen Zeitansichten auseinandergesetzt und dabei sogar Gesichtspunkte hervorgehoben hat, die weit über die damalige Zeit hinaus auch für die Gegenwart noch von Bedeutung sind. Schließlich ist uns daran gelegen, scharf darauf hinzuweisen, wie bei Beachtung der von Jürgen Bona Meyer und Rudolf von Ihering hervorgehobenen Gesichtspunkte zur Bewertung der geistigen Arbeit überhaupt und zur richtigen Beurteilung der besonderen Stellung des Akademikers im öffentlichen Leben der sozia-

listische Bildungsmaterialismus in der Bewertung der Hochschule überhaupt unmöglich gewesen wäre.

Im Kapitel über Sack soll klargestellt werden, wie berechtigt die von Rudolf von Ihering und Jürgen Bona Mayer erhobenen Befürchtungen einer Verkennung der geistigen Arbeit in der Tat gewesen sind. Bei Sack fallen helle Streiflichter auf das Wesen des Bildungsmaterialismus, seine Konsequenzen, seine Zeitbedingtheit und nicht minder auf seine kritische Schwäche. Denn bei ihm ist der Bildungsmaterialismus konsequent von der Volksschule aus bis zur Hochschule einschließlich durchgeführt. Besonders wollen wir auch den Sachverhalt erhellen, wie sehr das bestehende Standesschulwesen, der Mangel aller Volksbildungsmöglichkeiten, die Erstarrung des geistigen Lebens, die Vorherrschaft der materialistischen Zeittendenz den Bildungsmaterialismus genährt und noch zu einer Uebertreibung der schon im damaligen Zeitleben vorhandenen Nützlichkeitstendenzen in der Beurteilung des Bildungswesens geführt haben.

Bei August Bebel begegnen wir erneut den Maßstäben von Eduard Sack in der Beurteilung von Bildungsfragen, und zwar ist uns an einer prinzipiellen Behandlung der Frage des Bildungsmaterialismus bei Bebel gelegen. Wir haben uns deshalb in unserer Darstellung auf wenige, in dieser Beziehung wichtige Schriften Bebels beschränkt, insbesondere aber seine praktisch agitatorischen Beiträge zum Akademikerproblem — beispielsweise auf dem Parteitag zu Dresden i. J. 1903 — aus unserer Betrachtung ausgeschaltet, und zwar aus folgenden Gründen: Die praktisch politische Beurteilung des Akademikerproblems durch Bebel stellt nur ein Spiegelbild seiner theoretischen Grundansichten dar. In der Verquickung von politischen und geistigen Fragen treten bei der agitatorischen Betätigung von Bebel seine Auffassungen nicht in der Klarheit und Schärfe hervor, wie in seinen theoretischen, in dieser Beziehung grundlegenden Werken. Zudem hätte sich im Falle der Heranziehung dieser praktischen Arbeit Bebels die Notwendigkeit ergeben, seine Politik darzustellen, was uns naturgemäß bei unserer Themastellung vollständig fernliegen muß. Im Bebel-Kapitel ist es uns besonders darauf angekommen, das hohe Gewicht, das Bebels Ansichten über Bildungsfragen in den eigenen Reihen beigelegt wurde, hervortreten zu lassen, die tieferen Gründe hierfür hervorzuheben und schließlich zu zeigen, wie Bebels Ansichten ganz auf die Psychologie des Arbeiters zugeschnitten waren. Auf das geistige Werden von Bebel haben wir dabei großes Gewicht gelegt, seinen Irrtum hierüber, er sei in den typischen Momenten seiner Entwicklung ein Arbeiter, aufgezeigt und gleichzeitig hervorgehoben, wie stark Bebel von der damaligen Arbeiterbildungsbewegung beeinflußt und durch die persönliche Wirkung bedeutender Geister, wie Friedrich Albert Lange und Ferdinand Lassalle geformt worden ist. Seiner „Frau“ haben wir

eine eingehende Betrachtung gewidmet, die die Stellung dieses Werkes in seiner Wirkung auf den Arbeiter beleuchten und gleichzeitig dartun soll, wie Bebel diese Schrift ebenso wie seine Parteigenossen als sein wissenschaftliches Hauptwerk betrachtet hat. Den Bildungsmaterialismus in seiner Entstehung und seiner weiteren Entwicklung in der Beurteilung der Hochschule haben wir bei Bebel wie bei Sack wiedergefunden, nur daß Bebel in zweierlei Hinsicht, wie wir betont haben, noch über Sack hinausgeht. Seine Bildungslehre ist einmal in das Gesamtsystem seiner kulturellen Ansichten, so wie sie in seiner Hochbewertung der Handarbeit, in der Leugnung des Unterschiedes zwischen Kopf- und Handarbeit, in der Ueberschätzung zivilisatorischer Bedürfnisse hervortritt, hineinverwoben, und zweitens erhebt sich Bebels Bildungsmaterialismus auf der Grundlage einer eingehenden Kritik der geistigen Struktur der herrschenden Gesellschaftsschichten. Diese Tatsachen erklären die große Bedeutung, die seiner Auffassung von Bildungsfragen beigelegt wurde. Sie haben ferner noch zu einer Verschärfung des Bildungsmaterialismus, wie wir ihn bei Sack schon 1874 finden, beigetragen. Auch bei Bebel haben wir die Zeitbedingtheit seiner Lehre herauszuarbeiten gesucht und dabei festgestellt, wie Bebel seine schon in den 70er Jahren über die Bildungsfrage gewonnenen Auffassungen bis an sein Lebensende trotz der Veränderung der politischen, wirtschaftlichen und geistigen Verhältnisse aufrecht erhalten hat.

Im zweiten Teil unserer Untersuchung über Bebel wollen wir aufzeigen, wie er in bezug auf seine Stellung zur Handarbeit, zur Wissenschaft, zur proletarischen Kultur, zum Eudämonismus und zur Religion ein typischer Repräsentant der in der damaligen Arbeiterbewegung lebendigen Tendenzen gewesen ist. Gleichzeitig wollen wir diese Linien, die Auswirkungen dieser Tatsachen, bis an die Gegenwart hinan verfolgen und darauf hinweisen, wie in der Tat auch der heutige Arbeiter vielfach noch die gleichen Züge aufweist, wie sein Vorgänger vor zwei Menschenaltern. Schließlich wollen wir die bedenklichen Auswirkungen dieses Faktums beleuchten und gerade an dem Festhalten Bebels, an dem einmal als richtig Erkannten bis an sein Lebensende, den Dogmatismus seiner Auffassungen belegen. Unsere Arbeit soll in diesem Teil gleichzeitig einen Beitrag zur Psychologie der aufstrebenden deutschen Arbeiterbewegung in den 70er Jahren darstellen. Aus der Verankerung des sozialistischen Bildungsmaterialismus in den Verhältnissen der 70er Jahre geht gleichzeitig für uns sein durchaus rückständiger Charakter hervor. Somit verfolgen wir auch im zweiten Teil die Auswirkungen der Bebelschen Lehre innerhalb der sozialistischen Kulturkritik bis auf die Gegenwart. Erst im dritten Teil ist es uns möglich, im einzelnen ihre Berechtigung und an Hand einer Darstellung der Kulturideen der siebziger Jahre ihrer Zeitbedingtheit aufzuzeigen.

In dem hier vorliegenden ersten Teil unserer Arbeit steht bewußt Bebel im Mittelpunkt der Betrachtung, weil Bebel von den siebziger Jahren an bis zu seinem Lebensende kurz vor Kriegsbeginn einen bestimmenden Einfluß innerhalb der sozialdemokratischen Partei ausgeübt hat. Die Beziehungen Bebels zu Marx behandeln wir verhältnismäßig kurz, weil Bebel auf wissenschaftliche Originalität keinen Anspruch erhoben, den Quellenwert der Veröffentlichungen von Marx und Engels offen zugestanden hat und selbst wissenschaftlich von dem Einfluß Kautskys — das lehren Bebels große Auseinandersetzungen mit dem Revisionismus — abhängig geblieben ist. Zudem tritt der praktische Charakter von Bebels Natur so deutlich in Erscheinung, daß schon aus diesem Grunde ebenso wie aus der Tatsache von Bebels Abhängigkeit von den Strömungen seiner Zeit sich unsere Auffassung rechtfertigt. Absichtlich betrachten wir fast nur Bebels Hauptwerk, seine „Frau", weil dort seine Auffassungen über geistige Fragen im Zusammenhange klar vorgetragen sind und weil dort schon von der ersten Fassung der Schrift in den siebziger Jahren an bis zu ihren späteren Erweiterungen hin im Prinzip alle Ansichten Bebels vorhanden sind, die er auf diesem Felde vertreten hat.

Wertvoll erscheint uns dieses Werk dabei in dreifacher Hinsicht: in der eisernen Konsequenz seiner Schlüsse, in der an den Kulturverhältnissen der siebziger Jahre geübten Kritik und schließlich in der geistvollen Widerspiegelung, die dabei die aufstrebende Arbeiterbewegung der siebziger Jahre erfährt. Am Schlusse des ersten Teils des Bebel-Kapitels haben wir einen Abschnitt über Kautskys Bildungskritik eingefügt, der zeigen soll, wie man von streng marxistischem Boden aus zu ganz ähnlichen Resultaten in der Bewertung von Bildungsgütern gelangt, wie das bei Bebel, der ja, wie wir später aufzeigen, auch in vielen seiner Darlegungen auf Marx fußt, der Fall ist. Kautsky haben wir dabei aus dem Grunde ausführlich behandelt, weil er wissenschaftlich Bebel stark beeinflußt hat und weil seine prinzipielle Deutung von Bildungsfragen in einer seiner bekanntesten, für den Sozialismus grundlegenden Schriften enthalten ist, die man sogar mit gutem Recht als ein kleines Lehrbuch des orthodoxen Marxismus bezeichnen darf. Wir erinnern hierbei nur daran, daß das Erfurter Programm — wohl ein seltener Fall in der Parteigeschichte — über drei Jahrzehnte in Gültigkeit geblieben ist und Kautskys Kommentar als die beste Einführung hierzu vom Boden des Marxismus aus angesehen werden durfte. Wenn wir der Kritik, die die Wissenschaft und der Wissenschaftler bei den Sozialisten erfahren, eine ganz besondere Stellung eingeräumt haben, so eben deshalb, weil sich gerade an der Beurteilung dieser Geistesgebiete die Unhaltbarkeit sozialistischer Kulturmaßstäbe besonders deutlich kundgibt.

Schließlich wollen wir noch, was nur die technische Seite unserer Darlegungen betrifft, bemerken, daß wir bewußt die Dar-

stellung fremder Auffassungen im engsten Anschluß an die Darlegungen ihrer Verfasser mit möglichst häufiger Verwendung der ihnen eigentümlichen Wortbilder gegeben haben, weil nach unserer Ansicht Auffassungen anderer so am deutlichsten und klarsten wiedergegeben werden können. Die Seitenzahlen unserer Quellenbelege geben wir dabei genau in der Reihenfolge unserer Darstellung in der Wiedergabe der betreffenden Ideengänge an.

Die vorliegende Arbeit, die im Jahre 1932 vollendet wurde, berücksichtigt demgemäß nicht die Vorgänge und die Veröffentlichungen der Folgezeit.

Erster Hauptteil.

Bewertung von Wissenschaft und Akademikertum in den siebziger Jahren.

A.

Allgemeine Züge im Geistesleben der siebziger Jahre im Urteil der Zeitgenossen.

1.

Die Reichseinigung als geistige Verpflichtung.

Die Reichseinigung vom Jahre 1870 war das große Ereignis jener Tage; war damit doch die heißeste Hoffnung feinsinniger deutscher Staatsmänner, Dichter und Denker in Erfüllung gegangen. Kein Wunder, daß man im frohen Festesjubel von dieser Tat eine besonders günstige Wirkung auf das geistige Leben der Folgezeit erwartete. In diesem Sinne sprach sich voll Zukunftshoffnung David Friedrich Strauß in seinem „Briefwechsel mit dem französischen Religionsphilosophen Renan“ aus (s. Strauß, Kleine Schriften, Briefwechsel mit Renan 1870, S. 298 bis 339, Bonn 1898). Ganz ähnlich lautete die Stimme von Baumgarten in seiner von freudiger Zuversicht erfüllten Flugschrift: „Wie wurden wir ein Volk?“ (s. Baumgarten, Historische und politische Reden und Aufsätze, Straßburg 1894, Die Flugschrift ist hier in zweiter vermehrter Auflage vom November 1870, S. 240 bis 316 wieder abgedruckt). Niemals ist, wie sich Marcks in der Einleitung äußert, die kritische, scharfe, nachdenkliche Natur des Niedersachsen so völlig und schrankenlos in Begeisterung, Hoffnung und Freude ausgeströmt wie hier (s. S. LXXIII der Einleitung). Selbst Friedrich Nietzsche fühlte sich von der Weihestimmung jener Stunden gepackt. Conrad Ferdinand Meyer, Karl Henckel gestanden ein, in ihrer dichterischen Arbeit durch den Eindruck des großen Jahres deutscher Geschichte gefördert zu sein, und Ferdinand Freiligrath, der von ganz anderen Ideeneinstellungen herkam, sang in ergreifenden Versen das Lied jener ruhmvollen Vorgänge.

Wie es immer im geschichtlichen Geschehen zu gehen pflegt, haben gerade diese überschwenglichen Lobeshymnen auf den gesunden Geist der deutschen Nation, auf ihr kulturschöpferisches Vermögen und Gewissen einschläfernd gewirkt. Der Einfluß der erheblichen französischen Kriegsentschädigung bot die Probe auf das Exempel. Hier konnte es sich zeigen, ob man der Mahnung dieser deutschen Dichter, Schriftsteller und Denker von der Verpflichtung des Siegers sich bewußt war, oder ob der Rausch des Goldes alle höheren Gedanken verscheuchte, in einseitigster Weise

den Erwerbstrieb aus seinem Versteck hervorlockte und zur Entfaltung brachte. Tatsächlich hat das deutsche Volk dieses großartige Experiment — „eine seltene Gelegenheit zur Auszeichnung" — nicht bestanden und ist in einer Weise dem Reiz des Mammons erlegen, der in schärfstem Widerspruch zu den Erwartungen seiner Kulturdeuter stand.

2.

Wirtschaftliche Tatsachen der Gründerjahre.

Einige Zahlen und Deutungen der Zusammenhänge, die wir der hervorragenden Darstellung von Lamprecht (s. Lamprecht, Deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart, 2. Band, Berlin, 1913, S. 140 bis 43) entnehmen, mögen das kurz erläutern. Die französische Kriegsentschädigung betrug mehr als das Dreifache des Jahresbudgets aller deutschen Staaten und mehr als die Schulden dieser Staaten. Ja, sogar mehr als der Vorrat an allem baren Gelde und an allen Banknoten, die damals in Deutschland und England zusammen zirkulierten. Ueberall wuchsen gleich Pilzen bei Regen Fabriken, Bergwerke, Hütten und Eisenbahnen aus dem Boden. Von 1871 bis 74 wurden etwa soviel Hochöfen, Eisenhütten und Maschinenfabriken gegründet, wie von 1800 bis 1870 zusammen. Die Form der Aktiengesellschaft, die dem einzelnen kleinen Aktienträger kaum einen Einblick in den Gang des betreffenden Unternehmens gestattete, zog die Kapitalien auch für zweifelhafteste Zwecke zusammen, die Gründung neuer Unternehmen wurde zum Selbstzweck, und besondere Gründerbanken wurden errichtet, die selbst vor den bedenklichsten Mitteln nicht zurückschreckten, um den Wert jedes neuen Unternehmens in ein günstiges Licht zu setzen. Den Umfang des Gründungsfiebers mag eine Zahl belegen. Vom 1. Juli 1870 bis zum 1. Januar 1875 stieg die Zahl der Aktiengesellschaften von 410 mit 3 Milliarden Mark auf 2267 mit 7⅓ Milliarden Mark, allein auf das Jahr 1872 entfielen 499 Neugründungen. Das Traurigste daran war, daß in irgendeiner Form fast alle Schichten der Bevölkerung an diesen Gründungen beteiligt waren, selbst hoher Adel und die Beamtenschaft nicht ausgenommen. Seit dem Zusammenbruch dieser Unternehmungen, die nur auf die Erweckung künstlicher Bedürfnisse spekulierten, auf der Weltausstellung zu Wien 1873, begann auch überall der Verfall dieser Konjunkturgründungen, und schnell nahm das Verhängnis von Berlin aus über alle Industrie- und Handelsstätten Deutschlands seinen Lauf. Hatte der Lohn der einfachen unqualifizierten Arbeit im Anfangsstadium der Gründerzeit eine Erhöhung erfahren und war dadurch die Selbstachtung des Arbeiters merklich gestiegen, so trat jetzt seine Schutzlosigkeit in erschütternder Weise zutage. Nur die sozialistische Partei konnte — immer nur unter dem Gesichtswinkel jener Zeit betrachtet — nunmehr den geeigneten Rahmen zur Hebung seines Selbstgefühls darbieten.

Die Gründerjahre waren für die Gesamtsignatur der siebziger Jahre überaus charakteristisch. Ihr Geist lebte trotz der Enthüllungen, die sie mit sich brachten, das ganze folgende Jahrzehnt hindurch weiter. Sie waren keine Warnung, kein Signal zur Umkehr. Durch einige Urteile von Persönlichkeiten, die entweder diese Jahre selbst miterlebten, bzw. noch mit Männern jener Jahre in enger Verbindung standen, wollen wir diese Tatsachen belegen. Das Theater stellt gleichsam das Barometer für die Kulturhöhe einer Epoche dar, und zwar deshalb, weil es die größten Möglichkeiten besitzt, der Verinnerlichung der Bevölkerung zu dienen. Aus gleichen Gründen kann sich in der Lyrik, im Epos der tiefste Geist einer Zeit abzeichnen. Wir werden also im Folgenden zu untersuchen haben, inwieweit das Theater und die Dichtung überhaupt sich ihrer wahren Aufgaben bewußt geblieben sind.

3.

Niederschlag in Literatur, Theater und Presse.

Heinrich Hart, der Führer der Literaturrevolution um 1885, weist in seinen feinsinnigen „Literarischen Erinnerungen" darauf hin, daß das auf dem Felde siegreiche Deutschland vollständig unter das Kulturprimat von Frankreich geraten sei. Das seichte Feuilletondrama des zweiten Kaiserreichs mit seinem geschwätzigen Geplauder, seiner verlogenen Moral, seiner stelzenhaften Technik beherrscht unbeschränkt das Theater diesseits und jenseits des Rheins. Gerade die Presse, die den Geschmack der Massen in die richtige Bahn lenken sollte, befindet sich in tiefem Niedergang. Der Kritiker, der „nach Gassenbubenart hinter dem Künstler herläuft, ihn vor der Masse ob seiner besonderen Rocktracht oder des Taschentuchzipfels, der ihm hinten heraushängt, lächerlich macht", führt das Wort. Paul Lindau ist der typische, viel umworbene und bewunderte Vertreter dieser Gattung. Der Pessimismus ist salonfähig geworden und wuchert selbst in den höchsten Schichten. Selbst bedeutendere Werke wie Heyses „Kinder der Welt" verdanken nur ihrem sinnlichen Beigeschmack ihren Erfolg. Von dem Leben der Menschen in ihrem sozialen, politischen, wirtschaftlichen Sorgen und Denken in jenem ereignisreichen Jahrzehnt legt die Dichtung kein Zeugnis ab (s. Heinrich Hart, Gesammelte Werke, Band III, Berlin 1907, dort wieder abgedruckt Literarische Erinnerungen, S. 3 bis 99, insbesondere S. 28 bis 32).

Gleich negativ äußert sich über die damaligen literarischen Zustände in großartiger Unabhängigkeit mit ehernen, überzeugenden Worten Karl Bleibtreu, und zwar insbesondere in seiner „Deutschen Literaturgeschichte seit Goethes Tod" und seinem Werke über die „Vertreter des Jahrhunderts". 1870 bis 80 regierte nach ihm auf allen Feldern der Dichtung die formale Nachahmung und die Amüsementbesorgung für die breite Masse. Julius Wolff, der Meister der Butzenscheibenlyrik, äffte nur sklavisch sein Vorbild Scheffel nach. Der archaistische Roman im Stile von Dahn und

Ebers, der jeder tieferen geistigen Ideengebung entbehrte, dessen Länge und Philologismus dem Leser Zeit und Sinn für tiefere Lektüre raubte, gab den Hauptlesestoff der Zeitgenossen ab. Die Herrgötter der geistigen Halbwelt, die als Hohepriester den Opferkult beim goldenen Kalb besorgten, waren nach Bleibtreus spöttischer Bezeichnung Paul Lindau, der Gründer, Oskar Blumenthal, der Makler. Ihrem verderblichen Einfluß ist der verhängnisvolle Siegeszug der flachen französischen Unterhaltungsliteratur zuzuschreiben; salonmäßig und weltmännisch aufzutreten war damals Trumpf.

Als dritten Zeugen für die Signatur des Geisteslebens in den siebziger Jahren, das in allem die gleiche Gesinnung wie sie bei den „Gründungen" zwischen 1870 und 73 vorwaltete, widerspiegelte, nennen wir Eugen Wolff, der als ein ruhiger und ernster, von strenger Sachlichkeit in Leben und Schrift ausgezeichneter Mann, der zudem bei dem Literaturumschwung gegen Ende der achtziger Jahre eine beachtliche Rolle spielte, die Verhältnisse der damaligen Zeit besonders gut beurteilen konnte. Die Salonpoesie von Julius Wolff, sein „Rattenfänger", sein „Wilder Jäger" und sein „Tannhäuser" waren für das damalige Geschlecht von großer Bedeutung. Sie kam nur dem Geschmack des wohlhabenden Bürgertums entgegen, dessen Bedürfnis nach bewundernder Betrachtung heroischer Größe nach Wolffs treffender Kennzeichnung durch solch aufgeputztes Spielzeug, das in seiner Künstelei und Draperie der verlogenen Schäferpoesie des 17. Jahrhunderts verwandt ist, sich befriedigt fühlt. Aus diesem Geschmack spricht nach Wolff ein Optimismus ins Blaue hinein, der jenen Pseudoidealismus, der zu den gefährlichsten Schwächen unseres Volkes zählt, großzieht, ihn an die Stelle mannhaften Eintretens für die eigene Ueberzeugung setzt und an Stelle hilfsbereiter Aufopferung für den leidenden Mitmenschen in unfruchtbarer Schwärmerei für abstrakte Ideen und phantastische Träume aufgeht. Wichtig bleibt dabei, daß diese Dichtung auf die breiten Volksmassen keine Anziehungskraft üben konnte und ihnen daher unzugänglich bleiben mußte (s. Wolff, Geschichte der deutschen Literatur der Gegenwart, Leipzig, 1896, insbesondere S. 151/52). Der unbedeutendste Roman sogar konnte, wie uns Wolff weiter berichtet, damals gleich mit seiner Unterbringung in einer Zeitung oder Zeitschrift rechnen. Aber selbst für das bedeutendste Epos würde ein Verleger sich schon scheuen, auch nur das Risiko der Druckkosten zu tragen. Zu allem Hohn waren damals Rudolf Baumbach und Julius Wolff immerhin noch die verdientesten literarischen Autoren der Zeit. Von den wirklich Großen hingegen spielte um 1880 weder Ludwig Anzengruber noch Otto Ludwig, weder Gottfried Keller noch Conrad Ferdinand Meyer auch nur die geringste Rolle, die Lyrik, in der sich eine verinnerlichte Epoche ihr Denkmal setzt, war mitleidiger Verachtung preisgegeben. Im besten Falle las man gern

Gedichte von Zuckerwasserdichtern, wie sie dem Zeitbedürfnis in Familienjournalen und sogenannten Goldschnittbänden massenhaft dargeboten wurden (s. Wolff, S. 305). Dazu kam noch eine rücksichtslose Cliquenherrschaft, die sich mit lauter Reklame peinlich bemerkbar machte. Der einfache Handwerksmann, der biedere Arbeiter, der nach feineren geistigen Werten Ausschau haltende Akademiker sahen sich alle in gleicher Weise vor das Nichts gestellt. Alle volkstümlichen Elemente der Dichtung waren in der Salonpoesie ausgeschaltet.

Nicht minder furchtbar sind die Mitteilungen, die uns Eugen Wolff in einem Rückblick, der sich auf die Zeit von 1870 bis in die Mitte der neunziger Jahre hinein erstreckt, über das zeitgenössische Theater macht. Die Neuerweckung von Klassikeraufführungen war das großzügige Verdienst einzelner urteilsfähiger entschlossener Männer oder einzelner Theatergesellschaften, so bei L'Arronge und den unvergeßlichen Meiningern. Auf den meisten Bühnen dienten die Klassiker nur zur dekorativen Ausschmückung des Repertoires, um sich fürstlicher oder sonstiger Unterstützung würdig zu erweisen. Selbst die größten nachklassischen deutschen Dramatiker wie Kleist, Hebbel und Grillparzer nehmen auf den Bühnen nur einen ganz nebensächlichen Platz ein. Im auffälligen Gegensatz dazu stand die Vorherrschaft des französischen Amüsierstückes. Das bedenklichste war aber, daß der Schauspieler den Dichter ersetzt, die ihm übertragene Rolle nur noch nach persönlichem Gutdünken zur Eigenreklame benutzt. Unter diesen Umständen galt die Dichtung nur noch als ein untergeordnetes Werkzeug für die Träger der Hauptrollen, und die Bettelgelder für die Dramatiker standen in merkwürdigem Kontrast zu dem Betrag für die Gage, der die Ausgaben für die Honorare und Tantiemen der Autoren um ein Vielfaches überstieg. So wurde die darstellende Kunst von einer Dienerin zur Herrin der Dichtung.

Ganz entsprechend diesen Verhältnissen wurde — wie Wolff ausgezeichnet erläutert — schon im Gewerbegesetz von 1869 die Theaterleitung laut § 32 zum Gewerbebetrieb erklärt, gemäß dem Schauspielunternehmer zum Betriebe ihres Gewerbes besonderer Erlaubnis bedürfen. Durch ein Reichsgesetz vom Jahre 1879 wurde die Bestimmung dahin geändert, daß bei der Gewährung der Konzession die sittlichen, artistischen und finanziellen Verhältnisse der Bewerber zu prüfen seien, eine Prüfung, die aber bezeichnenderweise nicht Organen des Kunst- und Bildungswesens anvertraut, sondern in die Hände der Polizei gelegt wurde. Der infolge der Ueberfülle von Geschäftsbühnen ausgebrochene Konkurrenzkampf drückte auch die Stätten wirklicher Kunstpflege herab. Das Theater war hierdurch dem überreizten Geschmack blasierter Hörer ausgeliefert, weil die weiten Kreise des noch unbefangen gebliebenen genußfrohen Publikums die teuren Eintrittspreise nicht erschwingen konnten. Logenplätze kosteten 6 bis 9 Mark und selbst

mittlere Parkettplätze 3 bis 5 Mark. Die Preise hielten sich auf dieser ungewöhnlichen Höhe, weil sonst die Schauspielergagen nicht hätten bestritten werden können. Dieses Theater für die Begüterten mußte in immer größerem Maße den Blick für den Sinn und Wert des Volkstümlichen in der Bevölkerung vermindern. Eine Kunst aber, die sich den weitesten Schichten des Volkes entfremdet, muß, wie Wolff treffend ausführt, verdorren oder versumpfen (s. Wolff, S. 135 bis 141).

Infolge der schweren Versäumnisse der Jahrzehnte von 1870 bis 90 stellten sich aber auch einem volkstümlichen Bühnenbestand später schwere Hindernisse in den Weg. Die Volksbühnenbewegung, die nur wegen ihres sozialen Einschlages wahllos selbst schwierigste Stoffe von Ibsen, Tolstoi usw. zur Aufführung auswählte, gibt davon Zeugnis (s. Wolff, S. 135 bis 141). So ist in den siebziger Jahren das Auseinandergehen der geistigen Interessen zwischen dem vierten Stand und den sogenannten oberen Zehntausend nur noch verschärft worden. Im selben Sinne wie der Begriff „Volk" wurde die Bezeichnung „Volksbühne" nur noch auf die unteren Stände bezogen. Das Theater versuchte in keiner Weise seinem Bedürfnis entgegenzukommen; der heiße Bildungstrieb der Massen blieb ungestillt. Er konnte weder in zeitgenössischen wertvollen Romanen noch Gedichten oder Dramen geeignete Nahrung finden. Ebenso war die Presse durchaus unfähig, geistige Begabungen richtig zu erkennen. Grillparzer war Achtziger, Keller war Sechziger, als sie für die reichsdeutsche Kritik überhaupt erst zu existieren anfingen. Richard Wagner konnte erst spät den leidenschaftlichen Widerstand der Presse brechen, und selbst der volkstümliche Anzengruber fand nur überaus geringes Verständnis für sein Schaffen. Aus den hier angeführten Stimmen, die einen durchaus unabhängigen Charakter tragen, geht der krankhafte Zug einer Bildung hervor, die nur dem weitgeöffneten Portemonnaie zur Verfügung steht. Hieraus wird auch deutlich, daß selbst in dem Fall, daß das Theater, der Roman, die Kritik, die Lyrik damals dem Volke offen gestanden hätte, doch damit um nichts die Bildungsnot der breiten Massen vermindert worden wäre, da eben das französische Amüsierstück, der archaistische Roman, die Butzenscheibendichtung eines Julius Wolff und eines Rudolf Baumbach in sich durchaus keinen Bildungswert barg.

So entbehrte, um noch einmal das Ergebnis kurz zusammenzufassen, in der Tat die Bildung der „Gebildeten" des tieferen Gehaltes, so blieb der heiße Bildungstrieb der Massen, den die von uns angeführten Kritiker übereinstimmend hervorheben, ungestillt, so wurde schließlich die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten denkbar scharf nach außen evident. Es war also, wie sich schon hieraus wie auch aus unserer späteren Darlegung ergeben wird, durchaus nicht verwunderlich, daß man in den sozialdemokratischen Kreisen, die die breiten Arbeiterschichten in sich auf-

nehmen wollen, zur Selbsthilfe greift, das Wundergebilde des vollendeten Zukunftsstaates wie einen deus ex machina hervorzaubert und in diesem Bemühen die freudige Zustimmung des Arbeiters findet (s. Wolff, Geschichte der deutschen Literatur in der Gegenwart, Leipzig 1896, insbesondere S. 122—31, 130—36. 363—79).

4.

Die Kulturkraftthese von Eduard Engel.

Gegenüber diesem Bild jener Jahre, das auf der Grundlage von zeitgenössischen Urteilen beruht, hat Eduard Engel in seiner „Deutschen Literaturgeschichte" diese Darstellung als eine Lüge zu entlarven versucht und die These von der besonderen Kulturkraft jenes Jahrzehnts aufgestellt. Entspricht die „Kulturkraftthese" von Engel den Tatsachen, bezeichnet das Jahr 1870 ebenso wie das Jahr 1770 einen tiefen Einschnitt zum Guten im literarischen Leben der Zeit, so wären damit unsere ganz anderen Auffassungen der damaligen Zeitverhältnisse unzutreffend, entbehrten zugleich die aus ihr gezogenen tiefgreifenden Folgerungen der Berechtigung. Deshalb erweist sich ein kurzer Rückblick auf die von Engel aufgestellten Behauptungen und auf die Haltbarkeit seiner Schlüsse als erforderlich.

Das Versagen der Kriegslieddichtung im Jahre 1870 soll nach Engel aus dem besonderen Charakter dieses Krieges erklärlich sein. Die wirksamsten Lieder des Jahres 1813 waren nur Anfeuerungs- und Rachelieder; das Erlebnis von 1870, das Wunderwerk der deutschen Einheit dichterisch widerzuspiegeln, dazu bedurfte es übermenschlicher Kräfte. Wie stark die Reichsgründung auf die dichterische Gestaltung eingewirkt hat, ist durch das Urteil von Karl Henckel, der sich in der Sammlung „Moderne Dichtercharaktere" mit seinen Freunden als „die jüngste Generation des geeinten und erneuerten großen Vaterlandes" bezeichnet, und durch Conrad Ferdinand Meyer belegt, der sich durch das nationale Bewußtsein jener Tage dichterisch stark angeregt fühlte. Ebensowenig ist den Klagen von der Genußsucht und dem Luxus der Gründerzeit Wert beizumessen, wie auch den Behauptungen von den Arbeitern, die Champagner trinken, und von der Bedeutung Paul Lindaus als Literaturpapst. Bei dieser Würdigung vergißt man gerade die damals in ernster und gewissenhafter Arbeit für die Zukunft vollbrachten staatsmännischen Leistungen zu würdigen: Die Einheit des Heeres, die Einheit der Macht nach außen, Einheit von Münzen, Maßen und Gewichten. Ferner übersieht man nach Eduard Engel gern, daß die sogenannte Gründerzeit nur 18 Monate umfaßte und sich zudem auf eine sehr dünne Schicht beschränkte, die für das geistige Leben sowieso nicht in Betracht kam. Ebenso ist es nichts mit dem literarischen Tiefstand jener Jahre. Die mittelmäßigen Schriftsteller haben durchaus nicht auf Kosten der bedeutenderen das Feld beherrscht. Zudem hat

die — wie Engel meint — urteilslose Menge zu allen Zeiten geschmacklose Machwerke wirklichen Kunstwerken vorgezogen. Die Beliebtheit Kotzebues im Zeitalter des Klassizismus ist dafür ein sprechender Beleg. Der geistige Wert eines Zeitalters läßt sich also nicht nach dem Ungeschmack des mehr oder minder ungebildeten Lesertrosses bestimmen. Auf dem Gebiet der Wissenschaft, Kunst und Literatur sind gerade zwischen 1870 und 80 die bedeutendsten Werke erschienen. So u. a. „der neue und alte Glaube" von David Friedrich Strauß, die „Geburt der Tragödie" von Friedrich Nietzsche, „Die Kinder der Welt" von Paul Heyse, die „Goethe-Biographie" von Hermann Grimm, Vischers Roman „Auch Einer" und schließlich Treitschkes „Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts" (s. Eduard Engel, Geschichte der deutschen Literatur, Band 2, das 19. Jahrhundert und die Gegenwart, Leipzig 1922, S. 261 bis 64, insbesondere S. 264).

5.

Kritische Stellungnahme hierzu.

Die Kritik von Engel entbehrt durchaus der Durchschlagskraft. War das Erlebnis der Reichsgründung sonst ohne Beispiel in der deutschen Entwicklung, gerade dann hätte es eine große Dichtung wecken können, wenn Geist und Politik eine glückliche Ehe miteinander geschlossen hätten. Die Tatsache — Conrad Ferdinand Meyer und Karl Henckel fühlen sich in ihrem Schaffensdrang durch die Geschehnisse von 1870 angeregt — beweist nichts gegen den Kulturverfall der Folgezeit. Zudem bestätigen die Ausnahmen nur die Regel. Die großen Leistungen auf dem Gebiet der Heeresorganisation, die Vereinheitlichung des Zollwesens, die einheitliche Regelung von Münzen, Maßen und Gewichten, die Neuordnung des Rechtswesens bezeugen nichts für eine Kulturgüte jener Jahre, weil diese Schöpfungen in keiner Weise einzelnen Geisteskoryphäen zu danken sind, die Bildung und politischen Tatendrang in sich harmonisch zur Vereinigung brachten, sondern vielmehr die Leistung eines Kollektivs von Männern darstellten, die ohne die Vorarbeit der Vergangenheit hier schwerlich ihr Ziel erreicht hätten. Ebensowenig ist Engels These dadurch zu retten, daß die Gründerzeit sich nur auf 18 Monate beschränkte. Entscheidend ist es vielmehr, daß die Korruption der Gründerzeit auch in den darauffolgenden Jahren unvermindert weiter lebt, daß etwa ein führender Schriftsteller jener Tage wie David Friedrich Strauß kaum ein Wort der Mißbilligung für diese für das Geistesleben so verhängnisvolle Entwicklung findet, daß sogar ein Heinrich von Treitschke in schroffer Ablehnung Nietzschescher Warnungen im Briefwechsel mit Overbeck sich sehr befriedigt über den Kulturzustand der Zeit ausspricht und daß die ernsten Mahnungen von Karl Hillebrand in „Zeiten, Völker und Menschen", die die Anregung Nietzsches fruchtbar weiter führen, keine Beachtung finden. Leider verrät uns Engel nicht, aus Angehörigen

welcher Schichten sich denn damals der Kreis der wirklich Gebildeten zusammengesetzt hat, die sich nicht durch den Geist der Gründerzeit anstecken ließen. Die primitiv verallgemeinernde Auffassung von Engel, zu allen Zeiten habe die Masse keinen Geschmack besessen und werde immer in Begeisterung für leere Unterhaltungsliteratur aufgehen, ist sachlich unzutreffend. Da die Unterhaltungsliteratur ein natürliches Bedürfnis jedes Einzelmenschen darstellt, hat sie zu fast allen Zeiten bestanden, und die verschiedensten Schichten waren an ihr interessiert.

Entscheidend für die Beurteilung des Problems ist es nur, ob sich daneben ein ganz bestimmter Kreis feingebildeter Persönlichkeiten abstecken läßt, der auch für die schwerste Geisteskost wirkliches Verständnis besitzt. Das war etwa vorbildlich im Zeitalter Goethes der Fall, aber keineswegs in den siebziger Jahren, weshalb auch Engel die Antwort auf die Frage „Wer denn damals die Gebildeten gewesen sind, die der gleichsam ewig ungebildeten Masse gegenüberstehen?" uns schuldig bleiben muß. Ebensowenig überzeugt es uns, wenn Eduard Engel den gesunden Geist der Zeit an den bedeutenden, aus allen Wissensgebieten damals erschienenen Schriften erkennen will, denn jede große Leistung ragt über den Rahmen der eigenen Zeit hinaus und wird infolgedessen häufig erst Jahre oder Jahrzehnte später verstanden. Dieses Unverständnis beschränkt sich aber keineswegs nur auf die große Masse der Laien, sondern ist ebenso auch in den Kreisen der Zunft zu Hause. Die leidenschaftliche Ablehnung der Musik eines Wagner, der Malerei eines Marées, Feuerbach und Böcklin ist dafür bezeichnend.

Verdient eine Zeit schon deshalb das Epitheton „groß", weil in ihr eine bedeutende oder mehrere bedeutende Persönlichkeiten gelebt haben, so wäre jeder Mensch jeder Zeit der Zeitgenosse einer großen Zeit gewesen. Es wäre aber eine ganz materialistische Ansicht, bedeutende Leistungen nur aus den Anregungen der eigenen Zeit zu erklären. Andererseits ist es ebensowenig zulässig, bedeutende Leistungen, die vollständig unbekannt geblieben sind, zugunsten einer Epoche sprechen zu lassen, wenn man eben nicht, was etwa den überspitzt-individualistischen Anschauungen des klassischen Bildungszeitalters entspräche, nur die große Leistung Einzelner als bestimmend für den Kulturzustand eines Volkes ansprechen wollte. Ueberragt jede bedeutende Leistung auch ihre Zeit, so kann sie doch von ihr mannigfach angeregt, gefördert und zum mindesten in ihrer prinzipiellen Grundhaltung anerkannt sein.

Nichts dieser Art läßt sich für die siebziger Jahre belegen. Keller, Heyse, Treitschke, Fontane haben die entscheidenden Einflüsse ihres Lebens schon erheblich früher erhalten. Die Schriften von Keller, Conrad Ferdinand Meyer wurden ja damals gerade überhaupt nicht gelesen. Die kühnen Gedanken aus Friedrich Nietzsches „Unzeitgemäßen Betrachtungen" und von Vischers Ro-

man „Auch Einer", die ja nur aus der Opposition gegen die Verflachung des Zeitgeistes sich erklären lassen, wurden damals grimmig bekämpft. Vischer und Nietzsche durften sich mit Recht über die Gehässigkeit der an ihnen geübten Kritik beklagen. Ueber den damaligen Zeitgeist hat die Zukunft stark genug gerichtet. Selbst dem größten Schwarmgeist würde es heute nicht mehr einfallen, das Andenken der damaligen Mode-Autoren, der Ebers, Dahn, Wolff, Baumbach, Lindau oder Blumenthal in dem Sinne zu erneuern, daß sie uns als feinsinnige Kulturpropheten vorgestellt werden. Die Auffassung von Engel ist im Grunde nur ein Spiegel der Gründerzeit. Denn ganz in seinem Sinne sprach man damals von der Bildung der Gebildeten im schroffen Gegensatz zu der unverständigen großen Masse, ohne aber sich über ihre Voraussetzung und Gestaltung viel Gedanken zu machen. In der Tat hat in keiner Zeit die sogenannte Bildung der Gebildeten mehr der frischen Blutzufuhr der anderen Kreise bedurft, als man solche Pläne mit Spott und Hohn von oben herab abfertigte.

6.

Der Bildungsstand der Gebildeten.

An den Urteilen dreier Männer, die noch in dem klassischen deutschen Bildungszeitalter wurzelten, jeder parteipolitischen Dogmatik entbehrten, den Ereignissen des geistigen Lebens mit gespannter Aufmerksamkeit folgten, wollen wir noch die Richtigkeit unserer Darstellung erhärten. Wir meinen Konstantin Rössler, Heinrich Homberger und Karl Hillebrand. Durch dreierlei ist ihr Votum uns besonders bemerkenswert; einmal sind sie in ihrer Persönlichkeit entscheidend durch das Erlebnis des Klassizismus geformt, ferner haben sie sich von jeder Parteipolitik ferngehalten. Konstantin Rössler als politischer Publizist hat sich auch hier seine Unabhängigkeit glücklich gewahrt. Schließlich waren sie eben als Menschen, die wirklich in sich den besten deutschen Kulturgehalt verkörperten, besonders gut in der Lage, die Position der Gebildeten in den siebziger Jahren zu bestimmen.

Schon in seinem Studium kam die Weite des Rösslerschen Gesichtskreises deutlich zum Ausdruck. Von der Theologie war er zur Philosophie und zu den Staatswissenschaften übergegangen, hatte sich in Jena habilitiert, wo er auch zum außerordentlichen Professor avancierte. Zu dem „Grenzbotenkreis" war er in enge Beziehungen getreten und von dort zu dem politisch-nationalen Problem seiner Zeit vorgedrungen. Seinen scharfen realpolitischen Blick bewies er schon frühzeitig durch einen klaren Einblick in die Größe Bismarcks, so daß, wie Scherer uns erzählt, Rössler schon 1859 an Bismarck glaubte, der „es schon machen werde". Als Publizist an der „Berliner Allgemeinen Zeitung", als Mitarbeiter der „Preußischen Jahrbücher", des „Staatsanzeigers" von 1860 bis 71, hat er sich einen tiefen Einblick in das politische Geschehen erschlossen. Als Mitbegründer des Vereins für Sozial-

politik (1872), als einer der feinsinnigsten Beobachter der geistigen Strömungen seiner Zeit, hatte er die Anerkennung von Schmoller, Dilthey, Kuno Fischer und anderen bedeutenden Gelehrten gefunden. Zu seinem 70. Geburtstag bezeichnete ihn Gustav Freytag als „einen Mann, der durch den ungewöhnlichen Reichtum seiner geistigen Habe, durch den Uebergang aus der Theorie in die Praxis, durch die Verbindung eines gesunden Idealismus mit wärmster Würdigung des richtigen Lebens zu einer besonders charakteristischen Gestalt aus der Zeit geworden sei, welche mit dem Kampf der Verirrung des jungen Deutschlands begann und uns in die großen Aufgaben der Gegenwart hinübergeleitet habe" (s. für das Vorangegangene Hans Delbrück, Konstantin Rössler, 1897, in Erinnerungen, Aufsätze und Reden, 3. Aufl. 1905, S. 439 bis 64).

7.

Rössler über den Eklektizismus der Weltanschauung.

In Rösslers Standard-Werk „Das Deutsche Reich und die kirchliche Frage", 1876, das eine großzügige Auseinandersetzung mit dem gesamten geistigen Leben jener Tage vornimmt, fallen gleichzeitig auch helle Streiflichter auf die Lage der Gebildeten. Die geistige Physiognomie der versinkenden römischen Kultur weise überraschende Aehnlichkeiten mit der geistigen Physiognomie unserer Zeit auf. Großartige Gedankensysteme bleiben der Masse unzugänglich, gepflegt nur von wenigen, sich urteilsstark wähnenden Adepten, die sie nicht in ihrem inneren Zusammenhang zu begreifen vermögen. Die Masse der Gebildeten findet in eklektischen Lehren ihre Befriedigung, die, aus den heterogensten Bestandteilen zusammengesetzt, einen materialistischen Fatalismus verraten. Blasiertheit und Aberglauben, abwechselnd mit melancholischer, nüchterner Resignation sind typische Züge ihres Geistesbildes. Einkehr in die Lebensfülle der Vergangenheit artet in Dilettantismus aus, der in der Nachahmung die ehemalige Meisterschaft und Jugendkraft wiederzufinden glaubt. Ein Gegengewicht gegen die hier vorliegenden Gefahren bietet nur das nationale Leben, das noch in vollen Strahlen rauscht.

8.

Siegeszug der Naturwissenschaft, Isoliertheit der Religion und Spezialisiertheit der Wissenschaft.

Freilich, die Brücke, die von den allbeherrschenden Ansprüchen der Naturwissenschaft zu den tatsächlichen Aufgaben unseres nationalen und sozialen Lebens führt, ist nirgends zu erblicken. Ein leerer Historismus kennzeichnet die geistige Unfruchtbarkeit der höheren Bildungsschichten. Man sieht, die zum Leben erweckte Vergangenheit hilft uns nicht vorwärts, wenn wir den Wert des Lebens verloren haben. Hinzu kommt, um das düstere Zeitbild zu vervollständigen, noch der verhängnisvolle Einfluß des Dar-

winismus, der irrtümlich aus der Erhaltung des Daseins schon den Inhalt des Daseins zu begreifen glaubt, sich daher nur an das hält, was der Erhaltung des Daseins dient. Erschreckend ist die Unbildung auf religiösem Gebiet. Im besten Falle kann sich der Gebildete unter der Lehre der Prädestination nur noch das türkische „Fatum" vorstellen, weil ja der heutige Gebildete, in die soziale Außenwelt und ihre Beziehungen ganz verloren, über das innere Selbst, über die Anstalten seiner Bildung und seiner Erhaltung sich keinerlei klare Anschauungen mehr zu machen vermag. Die Wissenschaft hat ihr früheres Gesicht verloren. Der einseitige Kultus der Spezialität macht den Mangel an wirklicher geistiger Produktivität offenbar. In den erkennenden Wissenschaften ist der akademische Unterricht aufgebaut auf dem Kultus der Spezialität. In den praktischen Wissenschaften gilt er der Vorbereitung auf die Routine. Die Philosophie, deren Ziel die Einheit des Wissens ist, ist zur Dienerin des zusammenhanglosen Wissens geworden, gilt als eine nur noch herkömmlich mitgeschleppte Wissenchaft, die bald durch die Naturwissenschaft für alle Zukunft abgesetzt werde. Mangels des philosophischen Interesses blinder Glaube an den Darwinismus, Irreligiosität, lebensfrohe Genußsucht, die der naturwissenschaftlichen Lehren sich als Vorspann bedient, spezialistische Verkümmerung der Wissenschaft sind somit nach Rössler die typischen Züge, die man an dem Leben der Gebildeten zu beobachten vermag (s. „Das Deutsche Reich und die kirchliche Frage" von Konstantin Rössler, Leipzig 1876, S. 120—237, 390, 395 und viele andere Stellen gleicher Sinnesrichtung).

9.

Homberger über die geistige Entartung der „Gebildeten".

Heinrich Homberger, ursprünglich Jurist, mit stärksten geistigen Interessen schon von Jugend an, seit 1865 in Italien als Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" tätig, hier den Entwicklungsgang Italiens und Deutschlands eingehend verfolgend, mag uns weiteren Aufschluß über die Gebildeten der siebziger Jahre geben. 1872 übernimmt er die Redaktion der „Preußischen Jahrbücher", 1877 die Leitung des „Magazins für die Literatur des Auslandes", 1881 das Feuilleton der „Tribüne", um schließlich 1885 den Entschluß zur vollen Freiheit durchzuführen und die letzten fünf Jahre seines Lebens in Italien zu verbringen. Durch seinen Aufenthalt in Paris 1864, in Italien seit 1865 und später in Berlin, hier als Zeuge der gewaltigen politischen Ereignisse in Innen- und Außenpolitik, war Homberger bei seiner geradezu ergreifenden Liebe zu den Ideen durch eine seltene Weltweite des Blickes ausgezeichnet. Georg Karo spricht von „seinem ernsten, gesättigten Wissen um die tiefsten Dinge, von seiner ehrfürchtigen Erkenntnis des Großen und Hohen, die mit einer

jugendfrisch empfänglichen Lebendigkeit des Geistes und scharf treffender, aber nie verletzender Ironie glücklich zusammentraf". Nachsichtiges Verständnis für menschliches Fehlen und Irren, aus warmer Nächstenliebe geboren, waren hervorstechende Züge seines reichen Lebens (s. für das Vorangegangene Hombergers Nachlaß, Selbstgespräche, München, 1928, Einleitung S. I bis 24, der wir die vorangegangenen Lebensnotizen entnommen haben).

In seinem 1875 in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten Aufsatz „Ernst Renan und die deutsche Kultur" spricht sich Homberger näher über die Kulturverhältnisse jener Tage aus. Der reale Zug des geistigen Lebens findet sein Ebenbild in dem modernen deutschen Staatsgefüge. Niemals wäre das neue Deutschland geworden, wenn nicht das enge Wollen, die nüchterne Berechnung, die harte Arbeit praktischer Staats- und Geschäftsmänner statt des weiten Idealismus eines Kant, Herder und Goethe zur Herrschaft gelangt wäre. Aus der Tätigkeit tüchtiger Administratoren, kluger Staatsmänner, tapferer Krieger ist der neue deutsche Staat entstanden. Der realistische Zug in dem Staatsleben aller modernen Völker hat nach Homberger dazu geführt, daß die Mittelmäßigkeit überall ihren großen Siegesmarsch angetreten hat. daß es in der Aera der Analyse und der Technik kein anderes Ideal mehr als Präzision und Nützlichkeit zu geben scheint, daß die Weisen und Propheten aller Länder nicht mehr durch heilige Symbole die Herzen zusammenführen, sondern in Parlamenten Gesetze geben. Unleugbar ist es aber, daß in Deutschland die materialistische Zeitrichtung sich gerade besonders stark ausprägt.

In Deutschland ist gegenwärtig keine geschlossene Bildungsschicht vorhanden, an der sich die Woge des Materialismus bricht. Es rächt sich bitter, daß selbst in seinen besten Tagen es Deutschland an einer feingebildeten Gesellschaft, vergleichbar der italienischen in der Renaissance, der englischen während der letzten zwei Jahrhunderte gefehlt hat. Literarisches Schaffen und Genießen war bei uns eben immer nur das Verdienst Einzelner und durch ihren Geschmack bestimmt. Die Folgen hiervon sind heute noch deutlich verspürbar. Die vornehme deutsche Gesellschaft betrachtet die Musen noch immer nicht als gesellschaftsfähig und entbehrt deshalb des Reizes, den ihr nur die Musen verleihen könnten. Schon die klassische Kultur durchdrang nicht mehr die deutsche Gesellschaft und verlieh ihr kein festigendes Zement. Man kann somit nach Homberger nur der Hoffnung Ausdruck geben, daß das idealistische Deutschland von ehedem mit dem realistischen von heute bei einem neuen Geistesfrühling in einem neuen Jahrhundert glücklich gedeiht. Dann erst wird aus der geistigen Saat der klassischen deutschen Literatur der volle Segen ersprießen, von dem jetzt noch keine Rede sein kann.

Die höchsten Güter konnte Deutschland solange nicht genießen, als es noch der Lebensnotdurft entbehrte. Der Abgrund

zwischen unserer klassischen Literatur und unserer wirklichen Welt, der beiden großen Schaden zufügte, prägt sich selbst noch in der Gegenwart deutlich aus. Mehr als bei irgendeinem der großen Kulturvölker sind in Deutschland nach Hombergers Feststellung die Stämme, die Konfessionen, die Berufe durch äußere und innere Schranken streng voneinander getrennt. Der Adel weiß wenig von der gelehrten Welt, diese wenig vom Handel und den Gewerben. Sogar zwischen den einzelnen Schichten selbst ermangelt es des inneren Zusammenhanges. Hochmut des Einzelnen, Vorurteil gegenüber anderen, Ueberschätzung des Kastenwesens sind betrübliche Zeichen der Gegenwart. Wirkungslos ist der klassische Humanismus gegenüber diesem Sondergeist geblieben. Homberger formuliert das treffend so: „Die großen Dichter wurden Weltbürger, aber die guten Deutschen blieben Spießbürger."

Trotz allem darf man aber, wie Homberger treffend zeigt, den Glauben an die Zukunft nicht verlieren, denn schon sind wohltätige Gegeneinflüsse im Anzuge. Die Macht des Parlaments, in der sich Aristokraten und Bürger, Gelehrte und Geschäftsleute begegnen, der tausendfach gesteigerte Verkehr, für den das gleiche gilt, das Anwachsen des Reichtums der gewerblichen Klassen, die Abnahme der Bedeutung des Grundbesitzes und damit der Aristokratie mag die verhängnisvollen Zustände der Gegenwart vielleicht überwinden und dazu führen, daß sich eine Aristokratie, die sich um die Geistesbildung kümmert, mit den Söhnen von Kaufleuten und Fabrikanten, welche ein ererbter Wohlstand zu heiterem Lebensgenuß leitet, zu einer Art „deutscher Gentry" zusammenfindet, welche „den Gelehrten nicht das Monopol des Wissens, dem Beamten nicht das des Einflusses, den Offizieren nicht das des guten Tones lassen würde". Goldene Worte, die aller Beherzigung wert waren, aber leider damals nicht einschlugen wie ein reinigendes Gewitter nach heißer Sommerglut. Nur dann aber wird nach Homberger diese glückliche Voraussicht sich verwirklichen können, wenn das „eiserne Zeitalter" — eine interessante Formulierung — nicht zu lange andauert und schließlich eine Gefahr, die schon in bedenkliche Nähe gerückt ist, die höheren Fähigkeiten, die edleren Organe des deutschen Volkes vollständig erstickt.

Die Erneuerung des Geisteslebens, das tief darniederliegt, wird, wie Homberger vier Jahre später in Fortführung seiner Gedankengänge in seinem Aufsatz „Generalpostmeister und Generalsprachmeister" 1879 feststellt, durch eine verhängnisvolle Verwechslung aufgehalten. Und zwar dadurch, daß man „die nationale Sittlichkeit mit der staatlichen Zucht, die Vaterlandsliebe mit der Erfüllung der vom Staate vorgeschriebenen Leistungen, die materiellen und geistigen Kräfte, deren Gesamtheit erst ein Volk ausmacht, mit den Einrichtungen des Staates gleichsetzt." Diese Lehre findet, wie Homberger beweist, ihren charakteristischen Aus-

druck in der Schrift von Adolf Held über „Sozialismus, Sozialdemokratie und Sozialpolitik", Leipzig 1878, S. 116/17.

10.

Irrtümliche Auffassung vom Staat als Gegengewicht gegen den Materialismus.

Den Staat als ein praktisches, nicht als ein ideales Ding anzusehen, ist um seiner selbst willen und um der höheren geistigen Dinge willen erforderlich. Religion, Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst sind nach Homberger wesentlich ideale Dinge, welche den höheren menschlichen Fähigkeiten entsprechen, während der Staat auf die praktischen Seiten des Menschen zugeschnitten ist. Diese Unterscheidung von Homberger ist deshalb so wichtig, weil aus ihr ersichtlich wird, daß der Weg Konstantin Rösslers — Versenkung in die nationalen Fragen der Zeit als Gegengewicht gegen den Materialismus der Gegenwart anzusehen — als unwegsam zu betrachten ist. Die Feststellung von Homberger besteht zu recht, daß, weil der Staat den höheren Kulturelementen nur zur Grundlage und zur Hebung dient, er selbst nicht dazu gehört. Denn nur insoweit die Gesamtheit auch ideale Bedürfnisse als praktische Bedürfnisse empfindet, befriedigt der Staat auch ideale Bedürfnisse. Aber, wie Homberger treffend hervorhebt, nicht weil sie ideal, sondern weil sie praktisch sind, d. h. der Staat dient den Idealen nur der Nützlichkeit zuliebe. Die erste aller realen Nützlichkeiten ist die Existenz, ihre Voraussetzung die praktische Arbeit, aber das Unentbehrlichste ist zugleich auch das am wenigsten Wertvolle. Diese Auffassung wird von Homberger überzeugend belegt.

Wenn beispielsweise Deutschland an die Stelle der ausschließlichen Pflege des Ideals eine so ausschließliche Pflege der Praxis setzte, d. h. wenn der deutsche Staat gewänne, die deutsche Kultur verlöre, dann hätte Deutschland — wie Homberger mit Recht annimmt — am Ende doch noch mehr verloren als gewonnen. So scharf aber werden nach Homberger selten diese Gegensätze beleuchtet. Aber die gegenwärtig in den Kreisen der Gebildeten vorhandene Verwirrung und Verwilderung des Denkens und Fühlens, die wesensverschiedene Dinge nicht mehr voneinander zu unterscheiden weiß, läßt für die Zukunft das Schlimmste befürchten. Ein Staat, der allein auf die mächtige Entfaltung seiner materiellen Kräfte sein Augenmerk richtet, wird schließlich der edleren Zwecke und Ziele entbehren, seine materielle Macht, nicht von höheren geistigen Kräften getragen und beseelt, wird verknöchern und absterben. Dies alles sind geradezu prophetische Voraussagen Hombergers, deren vollständige Nichtbeachtung besonders schmerzlich anmutet, den Geist der Zeit deutlich macht und doch trotz allem unbegreiflich erscheint, wenn man sich die Durchschlagskraft seiner Argumente ruhig vergegenwärtigt. Die rein politische Moral als Moral des Nutzens bringt ferner — wie Homberger scharfsinnig

feststellt — die ernste Gefahr mit sich, das Nützliche auch als das Gute anzusprechen, Sittlichkeit und Gesetzlichkeit sind aber keineswegs, wie Homberger hervorhebt, ohne weiteres miteinander identisch. Höhere Sittlichkeit äußert sich in selbstloser Pflichterfüllung, unabhängig davon, ob die Gesamtheit daran ein großes oder gar kein Interesse nimmt. Dem Staat, der nützliche Zwecke, nicht aber darüber hinausweisende Ziele verfolgt, ist nur an der Erreichung von Zwecken gelegen, aber nicht daran, auf welche Weise ihnen gedient wird. Deshalb ist nach Homberger die vom Staat bezweckte Sittlichkeit eine äußere Sittlichkeit der Tat, aber keine innere der Gesinnung. Der Staatskult ist die Schattenseite eines demokratischen Zeitalters, wo der Einzelne so wenig Individualität hat, daß er sich dem andern gleich fühlt und infolgedessen leicht auf seine Individualität verzichtet. Gleichzeitig ist der Staatskult der Gegenwart eine Reaktion auf die Geringschätzung durchaus notwendiger Dinge, durch welche wir Deutsche einstens sündigten. Gerade die Einsicht in die Schädlichkeit unserer früheren Einseitigkeit, die wir teuer genug mit Lebensentfremdung, Zerspaltung im Inneren und außenpolitischer Schwäche bezahlen mußten, hätte uns eine Warnung davor sein sollen, erneut einer nicht minder bedenklichen Einseitigkeit zum Opfer zu fallen. Denn der Realismus der Zeit will nicht nur Realismus sein, sondern auch d e r Idealismus schlechthin, der jeden anderen Idealismus überflüssig macht. Die Klage über den zunehmenden Materialismus unseres Volkes ist durchaus berechtigt. Sie ist der stärkste Gegenbeweis gegen das Recht des Staatskultus. Politische und kriegerische Arbeit als Weg zur Statskultur würden dieses Phänomen vollständig unerklärt zurücklassen. Es gilt nach Homberger der weisen Erkenntnis: kein Minister und kein Parlament schafft sittliche Empfindungen, wahre Gedanken und echte Kunstwerke. Nur wenn das deutsche Volk nicht mehr allein in der Sorge und Arbeit für die bloße staatliche Existenz aufgeht, wenn diese Sorge für die reale Existenz nicht mehr zur idealsten Tätigkeit schlechthin gestempelt wird, besteht überhaupt eine Hoffnung auf eine Kulturerneuerung. Der Gegenwart fehlt es aber noch an Predigern dieser Wahrheit, das Versagen der Gebildeten wird hier besonders augenscheinlich.

Vier Jahre vor seinem Tode hat Homberger noch einmal festgestellt, daß nirgends zwischen den Gliedern derselben Nation so unübersteigliche Schranken bestehen wie in Deutschland. Eine Nation, die — wie Homberger sagt — in sich selbst entzwei ist, wird nicht die Fähigkeit besitzen, sich zu sammeln und zusammenzufinden. In einem feinsinnigen Aufsatz über Lessing, in dem geistvoll Homberger nach seinem Vermächtnis an die Gegenwart fragt, stellt er in tiefer Niedergeschlagenheit zusammenfassend fest: „Gewiß solle der Deutsche nicht allein nach Erkenntnis, ethischem Genuß und sittlicher Vollendung, sondern auch nach Geld

und Gut, nach Macht und Ansehen streben, aber statt dieses zu tun und jenes nicht zu lassen, haben wir angefangen, das Ideale nur noch vom politischen Gesichtspunkte aus zu sehen, d. h. von einem Standorte aus, von wo aus es niemals erfaßt werden kann." Der sozialistische Bildungsmaterialismus eines Bebel, der 1879 in der Erstausgabe seiner Schrift „Die Frau und der Sozialismus" schon klar hervortritt, zeugt für den Scharfsinn der Hombergerschen Feststellung. Schon wurde, wie wir von ihm erfahren, der Staat für wichtiger als allgemein menschliche Bildung erklärt, und schon sprach man, um diese Haltung zu vertuschen, von deutscher Kunst und deutscher Wissenschaft, als ob Wahrheit und Gewissenhaftigkeit sich — wie Homberger besonders unterstreicht — jemals in die engen Grenzen einer Nationalität einschließen lassen. Homberger ist in diesen Ansichten, wie wir sehen, ein typischer Vertreter liberaler Gedankengänge. Seine Unterschätzung der Staatsfunktionen, die ähnlich auch bei Hillebrand wiederkehrt und uns sehr eigenartig anmutet, erinnert vielfach an die Stellungnahme Humboldts in dem Essay: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" (Berlin, 1851). Hombergers Auffassung ist aus dem in den siebziger Jahren schon deutlich verspürbaren Gegensatz zwischen geistiger Arbeit und politischem Schaffen erklärlich, auf dessen Überbrückung gerade Homberger durch seine Kritik hinarbeiten wollte (s. „Essais" von Heinrich Homberger, herausgegeben von Bamberger und Otto Gildemeister. Berlin, 1892, S. 283/84, 87, 95, 97, 301, 311, 319. 321–324. 336, 338, 358 und 366).

11.

Die Gebildeten in der Perspektive von Hillebrands Kulturbegriff.

Karl Hillebrand mag den Reigen beschließen. Er war, wie ihn sein Freund Homberger ergreifend schildert, ein Mann, der mit der ganzen geistigen Welt seiner Zeit in enger Fühlungnahme stand. Den Engländern, den Franzosen, den Italienern, den Deutschen war er in gleicher Weise zugetan. Mit Gelehrten und Staatsmännern, Schriftstellern, Künstlern, Musikern — man fühlt sich bei dieser Schilderung an die literarischen Salons zu Beginn des 19. Jahrhunderts erinnert — stand er in Florenz, wo er lange lebte, in enger Verbindung. Ein Gedanke durchdringt sein Lebenswerk: Durch die Vergleichung der Epochen und Länder des Lesers Auge und Sinn zu öffnen für das Allgemein-Menschliche, an der Begrenztheit der Jahrhunderte der Nation, den Individuen die große Lehre der Duldung und Mäßigung zu erweisen. Der Sinn für die Wahrheit, die Aufrichtigkeit für jede Aeußerung spontanen Lebens, für jede Form, in der ein echter Geist atmet, war ihm in seltenem Grade eigen. Deshalb umklammerte er in gleich liebevollem Verständnis einen Herder wie einen Goethe, den Meister der französischen Literaturkritik St. Beuve wie einen

Schopenhauer und Friedrich Nietzsche. Hillebrand verleugnet nicht seine Herkunft. Sein Vater Joseph Hillebrand, der in der Düsternis der Reaktionszeit seine Deutsche Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts veröffentlichte, schuf damit dem deutschen Volke seine für die damalige Zeit schönste Goethe-Beographie, indem er den sucherischen, kämpferischen Zug in Goethes Werden feinsinnig herausarbeitet, ein umso größeres Verdienst, als mit Joseph Hillebrand fast gleichzeitig damals der typische Repräsentant des Bürgertums Julian Schmidt die Abkehr von Goethe, ja vom Klassizismus überhaupt laut als brennende Zeitnotwendigkeit proklamierte. Sein Sohn Karl zeichnete sich durch den gleichen weltweiten Blick aus, der sich schon bei seinem Vater fand. Fern von Deutschland hatte er, wie es Homberger gut kennzeichnet, weiter gelebt in dem idealen Deutschland unserer Dichter und Denker. Hillebrands Urteil über die Gebildeten in den siebziger Jahren erscheint uns deshalb als besonders gewichtig, weil er als ein bedeutender Fachgelehrter, als ein souveräner Publizist, der scheinbar spielend den Wissenswust bezwang, besonders geeignet gewesen ist, die Situation der Gebildeten nach 1870 richtig im Zeitbild einzuordnen. Hillebrand wurzelte noch im Alten. Die sozialen und wirtschaftlichen Probleme der Zeit bleiben bei ihm außer Betracht. Von dem Werte der alten Sprachen für die Denkschulung ist er felsenfest überzeugt. Trotz allem ist es sein unvergängliches Verdienst, den „Ewigkeitszug" im Klassizismus aufgespürt und ihn in seiner Arbeit den Zeitgenossen treffend veranschaulicht zu haben. An Hand einer kurzen Wiedergabe von Hillebrands Bemerkung über deutsche Kulturverhältnisse, die größtenteils seinen Aufsätzen über deutsche Fragen entnommen sind, mag man hierüber das Entscheidende ersehen.

In der Vorrede zum zweiten Bande über „Zeiten, Völker und Menschen" weist Karl Hillebrand darauf hin, daß kein persönliches Motiv irgendeiner Art ihn, den außerhalb aller politischen und literarischen Parteien der Heimat Stehenden, beeinflußt habe, und daß seine Rügen die eines Patrioten sind, der gern sein Vaterland in jeder Beziehung makellos und wie ehedem auf der Höhe freimenschlicher Bildung sehen möchte. In einem Aufsatz über Petrarca wird Hillebrands Kulturbegriff sichtbar. Er spricht voll Bewunderung „von der einzigartigen Kultur von Florenz, in der sich Frische mit Bildung vereint, wo das Wissen den Schwung nicht stillegt, wo, wie zu Sokrates' Zeiten, unter mildem Himmel sich verhältnismäßig natürliche Sitten bei höchster geistiger Entwicklung erhalten haben, wo die gedruckte Welt sich noch nicht vor das Auge des Künstlers oder Denkers geschoben hatte, wo die konkrete Anschauung noch die Quelle, aber die durch die Schule griechischer Weisheit und Schönheit geläuterte Quelle der Gedanken und Werke bildete", d. h. Hillebrand spricht dort im wahren Sinne des Wortes von einer „Kultur", wo das Wissen im Dienst des Le-

bens steht, wo gemeinsame Ideen als festen Gehalt das Volksleben durchströmen, wo die Natürlichkeit und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen nicht durch die Macht toten Wissens erstorben ist.

Rom erscheint Hillebrand bei dieser Einstellung als der Vampyr, der nichts aus sich hervorgebracht, nur 20 Jahrhunderte lang das Gold in tausend Kanälen aufgenommen, das Talent in jedem erstickt, das Wissen im Dienst des Idols verbraucht hat. Eine Deutung, die an die Würdigung Roms durch Herder anklingt. Alles in Rom ist nach Hillebrand importiert, und kaum nennt die Geschichte einen römischen Dichter, Künstler oder Philosophen, d. h. Rom entbehrt aller schöpferischen Kulturkräfte, aller Ursprünglichkeit. Rössler hatte gerade, wie wir an früherer Stelle unserer Arbeit hervorhoben, die Verwandtschaft, ja die fast verblüffende Aehnlichkeit der geistigen Zustände des untergehenden Roms mit denen der 70er Jahre festgestellt. Die Kritik von Hillebrand über Rom traf in der Tat auch auf das damalige Preußen zu. Wie der Historiker Karl Alexander Müller zeigt, entbehrte das neue deutsche Reichsgefüge jedes eigenen Kulturgehaltes, ja sogar der Anfänge dazu. Geist und Staat sind durch eine tiefe Kluft getrennt. Keiner der bedeutendsten Künstler war eine besondere Erscheinung des Bismarckschen Reiches. „Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, die Ebner-Eschenbach waren überhaupt keine Reichsdeutschen, so wenig wie Bruckner und Hugo Wolf, Fontane und die François zwar mit dem alten Preußen, aber kaum mit dem neuen Reich innerlich verbunden." Raabe, Storm, Freytag verharren in skeptischer Resignation, das gewaltige Werk Richard Wagners, auch räumlich in Bayreuth, fern von Berlin, ausgeführt, bleibt von den Strömungen der Zeit unberührt. Nietzsche befindet sich in geistiger Fehde mit dem neuen Reich und der ganzen historischen Welt (s. Karl Alexander v. Müller, Deutsche Geschichte und deutscher Charakter, Berlin 1927, S. 71 im Aufsatz „Ueber das Erbe des Jahrhunderts unter Bezugnahme auf den Mangel einer schöpferischen deutschen Kultur"). In seiner Besprechung von Nietzsches Schriften gibt uns Hillebrand an Hand der hervorgehobenen Gesichtspunkte eine tiefschürfende Analyse der damaligen Zeitsignatur. Zuerst sei an Hillebrands Ausführungen zu Nietzsches Werk über „Strauß" gedacht.

Nietzsches Schrift erscheint ihm als „das erste Anzeichen zu der Rückkehr zum deutschen Idealismus, wie ihn unsere Großeltern angestrebt, als ein kühnes Wiederaufpflanzen des Banners alter deutscher Humanität gegen die Beschränkung des nationalen Selbstbewußtseins, als ein gewaltiger Mahnruf, über allem materiellen Erfolg der geistigen Pflichten eingedenk zu bleiben". An zweierlei entzündet sich nach Hillebrand der helle Zorn des jungen Titanen Nietzsche: an der Selbstzufriedenheit, mit der Strauß — als Verkörperung des Zeitgeistes — predigt, „wie wir es so herrlich weitgebracht haben", und an der Nachlässigkeit seiner Satzfügung.

Schon die stereotype Sprache ist nach Hillebrand ein Beweis einer geistigen Unselbständigkeit, die auf die Worte des Meisters schwört, fertige Systeme erbaut und nur in vorgeschriebenen, autoritär gerichteten Sprachwendungen sich bewegt. Unerquicklich sei die Verkehrung der Gesichtspunkte. Fragen der Nationalökonomie werden gegenwärtig — hier ist Strauß typischer Zeitrepräsentant — fast in der Sprache platonischer Begeisterung abgehandelt, die höchsten Geistesprobleme beinahe im Ton der Bierkneipe. Nietzsche ist im Recht, wenn er die unerträgliche Selbstzufriedenheit des gebildeten Bürgertums aus ihrem tiefen Schlafe jäh aufrüttelt.

Nach Strauß ist die deutsche Nation — nach Hillebrands treffender Ausführung — in einem paradiesischen Hafen angelangt, von dem sie auf die überstandene Reise selbstzufrieden zurückblicken darf. Wie Strauß aber noch weit darüber hinaus den willig Horchenden zu beweisen sucht, sie seien allein die Schöpfer dieses Hafens, das ist nach Hillebrand ein Vergehen an der Wahrheit, eine Sünde gegen das Volk, dem sein Führer Wahrheit, nicht Schmeichelei schuldet. In der ruhigen, ja freudigen Hinnahme dieser leeren Schmeicheleien liegt der stärkste Beweis, wie stark das deutsche Kulturgewissen erschlafft ist. Das Fehlen „einer gesitteten Gesellschaft" macht sich hier peinlich genug bemerkbar. Es gilt, unsere Philosophen und Dichter, die dem Gebildeten fremd geworden sind, wieder in unser Fleisch und Blut dringen zu lassen. Der gebildete Deutsche von heute hat die Kulturhöhe der Klassiker nicht erreicht, ja, kennt nicht einmal flüchtig seine eigenen Geisteshelden, sonst könnte er nicht an unserer seichten Tagesliteratur Gefallen finden, die nach Hillebrand in ihrer gähnenden Langweile, ihrer pretentiösen Gespreiztheit und Geschmacklosigkeit den feinen Geist anwidert. Ein Vergleich unserer Romane und Schauspiele mit denen Englands und Frankreichs fällt zu unseren Ungunsten aus, denn Franzosen und Engländer haben aus ihren Klassikern gelernt, gefällig, natürlich und richtig zu schreiben, Vorzüge, deren unsere Schriftsteller gerade besonders ermangeln. Gerade das deutsche Volk, das sich oft so überheblich seiner großen Männer rühmt, hat am wenigsten für sie getan. Ein Goethe und Beethoven wurde erbittert angefeindet und gehemmt. Schwer genug erst gelang es Schopenhauer und Wagner, den Wall von Uebelwollen zu brechen, dem sie ausgesetzt waren. Die Schrift von Strauß ist aber nach Hillebrand auch noch in anderer Hinsicht aufschlußreich. Sie stellt ein erschütterndes Zeugnis dafür dar, wie sehr die Gebildeten der religiösen Grundkraft entbehren. Wer — wie es Hillebrand wundervoll formuliert — an die Macht geheimnisvoller Mächte glaubt, die unser Verstand nie begreifen, unsere Sinne nie betasten werden, dem wird sie keine Wissenschaft und Aufklärung rauben. Wer dieses Gefühl aber nicht hat, nur als „Sein" das Begriffene und Ertastete erkennt, der hatte vor einem

Jahrtausend nicht mehr Religion als heute nach der Zeit von Voltaire und Condillac, ja sogar nach Büchner und Strauß.

In seiner Besprechung von Nietzsches Schrift „Schopenhauer als Erzieher" weist Hillebrand treffend darauf hin, wie not uns ein Erzieher tut, der unserm Geschlecht klar macht, daß es noch etwas anderes als den Staat gibt, daß Kunst, Wissenschaft, Religion und Familie mindestens gleichberechtigt neben dem Staat stehen. Es ist kein Fortschritt, wenn ein Volk Aristides über Platon, Pitt über Locke stellt. In einem Aufsatz über „Varnhagen, Rahel und ihre Zeit" wirft Hillebrand geistvolle Streiflichter auf das Leben seiner Generation. Heute erhält, wie er meint, jeder seinen Platz angewiesen, um ein bestimmtes Rad in der Maschine zu bewegen. Die Unterordnung und Beschränkung des Individuums unter das Allgemeine ist das Kennzeichen der Zeit. Damals gab man sich hingegen frei und offen. Rahel hat den Mut, nicht nur die Wahrheit zu sehen, sondern sie auch zu sagen. An ihr wird uns erst unsere Dogmatik voll bewußt. Unsere sicheren wissenschaftlichen Methoden, unsere feste Ordnung der Ehe und Familie sind um einen allzuhohen Einsatz erkauft. Die Rolle des großen Individuums in der Zeit Friedrich August Wolfs, Savignys, Wilhelm von Humboldts erscheint wie ein Traum einer Gegenwart, die nur den Einzelnen nach seiner gesellschaftlichen Stellung beurteilt. So wird ein Mann wie Schliemann mit Hohn überhäuft, spöttisch bricht man über die Forschungen eines Thierry oder Grote den Stab. In unseren wissenschaftlichen Bienenkörben gilt nur die Kollektivarbeit. Die freie Bildung der großen Tage des Klassizismus stand weit fern der heutigen Vergötterung der Fachgelehrsamkeit und der Mißachtung des unzünftigen Studiums. Ein frischer Luftzug origineller persönlicher Gedanken ging damals durch die deutsche Wissenschaft, fegte die Systeme, Schulen, Parteien auf eine lange Zeit hinaus aus dem geistigen Leben der Nation. Wehe der Persönlichkeit, meint Hillebrand, die in unseren Tagen trotz der Schule gegen die Schule sich geltend machen wollte, wie damals ein Herder. Der Fall Schopenhauer ist dafür eine ernste Warnung. Damals ging der Schriftsteller im Menschen, heute geht der Mensch im Professor auf. Hillebrand urteilt hier schon ganz ähnlich wie später der „Rembrandt-Deutsche" Julius Langbehn in seinem „Rembrandt als Erzieher" (Leipzig, 1890). Jener alte deutsche Idealismus, jene tolerante Vorurteilslosigkeit, jene innere Anmut und Freiheit des Gefühls können sich heute nur noch leise vorwagen. Das Größte am klassischen Bildungszeitalter, das heute von seinen Hütern, den Gebildeten, am wenigsten beachtet wird, war der Sinn für Menschengröße; Mißtrauen gegenüber allem Schöpferischen liegt der Zeit im Blute. Wo wäre heute ein Franzose, der Bismarck so bewundern könnte wie Goethe und Wieland für Napoleon empfanden! Wer aber jenen Großen einen Vorwurf daraus macht, ist — wie es Hillebrand scharf ausführt — ein

Abtrünniger vom deutschen Geist und von deutscher Ueberlieferung.

Verschwunden ist gegenwärtig jene vorbehaltlose Anerkennung bedeutender Persönlichkeiten, in denen sich der freie Geist einer Zeit sein schönstes Denkmal setzt. Die Gebildeten der Gegenwart haben ihre Aufgabe als Gewissen der Nation nicht erfüllt, sie haben nicht Wesen und Form einer Erscheinung streng geschieden, kurz, sich nicht als Wächter und Vorkämpfer idealer Wahrheit bewährt. Nicht in der Anerkennung und Werthaltung fester politischer Formen liegt das Schlimme in der Gegenwart, sondern darin, daß die Höchstgebildeten auf die Freiheit des Geistes verzichten, sich freiwillig unter soziale und nationale Vorurteile beugen. Die einzigen alten Formen selbst, die wir überhaupt noch anerkennen — Ehe, Eigentum und Monarchie — werden von ihnen nicht aus Pietät, sondern nur aus Nützlichkeitsrücksichten bejaht, und sie verkennen, daß nur außerhalb des engen staatlichen Rahmens sich Herzensgüte, Uneigennützigkeit, Mut und Wahrheitsliebe entfalten und bewähren können. Die Aufgabe der Bildung bleibt sich an sich gleich, innerhalb der sozialen Schranken das Individuum auszubilden und so die Erreichung des Gesamtzweckes zu ermöglichen. Selbst die Besten schätzen gegenwärtig — so weit ist es schon mit uns gekommen — die höchsten Tugenden im Menschen, Adel der Gesinnung, Liebe und Wahrheit, weniger hoch als eine korrekte Ausführung und strikte Observanz der gesellschaftlichen Gesetze (s. Hillebrand, „Zeiten, Völker und Menschen", Bd. 2, Seite 25, 41, 293—95, 462, 437, 47, 57).

12.

Kenntnisbildung als Halbbildung.

In seinem Aufsatz, der sich mit den Ursachen der deutschen Verstimmung auseinandersetzt und der zuerst 1879 erschien, erblickt Hillebrand das Hauptübel der Zeit in der Halbbildung. In seinen Gedanken über „Halbbildung und Gymnasialreform" äußert er sich eingehender über diese Frage. Charakteristisch ist das Umsichgreifen der Afterbildung, das Wissen um die Dinge, anstatt das Kennen der Dinge, die Herrschaft der Worte statt der Gedanken und Gefühle. Jeder „Gebildete" glaubt etwas von Kunst wissen zu müssen, ohne zu ahnen, wie Anlage, langjährige Vorbereitung zusammentreffen müssen, um ihr Verständnis zu ermöglichen. Der Dilettantismus des vorigen Jahrhunderts warf sich wenigstens nur auf solche Wissengebiete, welche, wie Mechanik, Physik, Chemie, ihrer Natur nach dem Laien durchaus zugänglich sind. Heute glaubt jeder Zeitungsleser, Bismarck und Graf Andrassy von oben herab abkanzeln zu dürfen, jeder Primaner spricht sich ein selbständiges Urteil über Goethes Tasso und andere großartige Dokumente der Weltliteratur zu. Man kann den Namen eines gebildeten Mannes auch beanspruchen — wie Hillebrand freilich zu einseitig vom klassizistischen Standpunkt aus urteilt —, wenn man

von Volkswirtschaftslehre, Chemie und Physiologie nichts versteht, wenn man nur das, was man weiß, auch gründlich weiß; man kann hochgebildet sein, ohne Musik zu spielen oder ihren Sinn zu erfassen. Die Halbbildung bahnt der Unzufriedenheit den Weg. Dem Halbwisser geht es wie dem Emporkömmling außerhalb seiner Sphäre. Der Mut zur Ignoranz ist eine notwendige Bedingung aller höheren Tätigkeiten. Als Zweck aller Bildung ist die Harmonie, d. h. des Einzelnen in sich und mit der Menschheit zu verstehen. Gebildet sein ist Können, nicht Wissen. Ihm wird am liche im Leben des Erwachsenen. Im wesentlichen sind drei Gesellschaftsklassen zu unterscheiden. Die erste, die sich aus dem höheren Mittelstand, Grundbesitzern, Großhändlern, Fabrikherren, Ingenieuren, Offizieren, Advokaten, Aerzten usw. zusammensetzt. Die zweite Schicht stellt der niedere Mittelstand dar, der die den mechanischen Teil der nationalen Tätigkeit leitenden Stände, die Pächter, Kleinpächter, Händler, Werkführer, Mechaniker, Subalternbeamte und Gastwirte umfaßt, und schließlich wird es immer ein sogenanntes „Volk", die Masse der körperlich Arbeitenden, die Kleinbauern, Arbeiter und Soldaten geben (s. Hillebrand, „Zeiten, Völker und Menschen", Band 6, 1882, S. 365 f., 368, 373).

13.

Schulreform als Gegengewicht.

Dementsprechend gibt es drei Schularten, die Volksschule, die Bürgerschule und das Gymnasium. In drei bis vier Jahren könnten auf der Volksschule Lesen, Schreiben und Rechnen, die elementarsten Begriffe der Geographie gelehrt werden. Die höhere Bürgerschule oder die niedere Realschule ohne Latein, welche den Knaben mit vollendetem 15. Lebensjahr in die Lehrzeit oder die Fachschule entläßt, entspräche den Verhältnissen des niederen Mittelstandes. Das Gymnasium sollte nur von denen besucht werden, die von den höchsten geistigen Interessen geleitet werden. Das Gymnasium soll hauptsächlich auf die mathematische und sprachliche Schulung bedacht sein. Der Religionsunterricht soll nicht über die Konfirmation hinausreichen, Geschichte soll aufs Aeußerste beschränkt werden, der Deutschunterricht in den höheren Klassen ganz abgeschafft werden. Der Knabe lernt nach Hillebrand mehr aus einem Goetheschen Gedicht als aus 100 Aufsätzen über Fragen und Dinge, über welche er keine eigenen Gedanken haben kann. Der Unterricht in den neuen Sprachen sollte freiwillig sein, da ein klassisch gebildeter Geist ohne Schwierigkeit sie sich schnell, sicher und gründlich beizubringen weiß. Aus diesem Programm, das in seiner fast unglaublichen Ueberschätzung des Wertes der klassischen Sprachen und der Unterschätzung der Bildung der weiten Volksmassen uns geradezu komisch anmutet, spricht doch ein radikaler Geist der Erneuerung, der sich aufs schroffste von der Bildung

der Gebildeten abkehrt, die nur von äußeren Rücksichten sich bei ihrem Bildungsgang leiten lassen (s. Hillebrand, Bd. 6: „Zeiten, Völker und Menschen“ 1882, S. 374 ff., 384 f., 391 f., 395).

Hiernach mag kurz das Ergebnis unserer Erörterungen zusammengefaßt werden.

14.

Zusammenfassung.

Wir hatten in diesem Kapitel die starke Begeisterung und die großen Erwartungen, die sich an die Reichsgründung knüpften, aufgezeigt. Wir hatten gleichzeitig erkannt, wie die Gründerjahre nicht eine flüchtige Stimmung einzelner dünner Schichten widerspiegelten, sondern den Geist des Jahrzehnts überhaupt. Die Stimme von Eugen Wolff, Heinrich Hart und Karl Bleibtreu belegten uns den Verfall des literarischen Lebens in der Presse, im Roman, in der Epik und in der Lyrik. Sie zeigten uns gleichzeitig die tiefe Sehnsucht der breiten Volksmassen nach geistiger Fortbildung und den ausschließlichen Charakter der Salondichtung jener Tage auf. Durch das Zeugnis von Konstantin Rössler, Heinrich Homberger und Karl Hillebrand, die in ihrer klassizistischen Grundhaltung den wirtschaftlichen und sozialen Fragen der Zeit, ebenso wie dem Problem einer Volksbildung — wie es schon im Namen liegt —, die alle Schichten umschließt, denkbar fern standen, eben deshalb aber als besonders gute Beobachter der Bildung der Gebildeten angesehen werden konnten, wiesen wir nach, in welchem verhängnisvollen Zustande sie sich befunden hatte. Rössler zeigte uns auf, wie die Verachtung der Religion mit der Verachtung der Philosophie Hand in Hand ging, wie die Naturwissenschaft zu der Wissenschaft der Zeit wurde, wie die Geisteswissenschaft infolge spezialistischer Verkümmerung ihre Bildungsaufgaben nicht erfüllen konnte, wie von dem naturwissenschaftlichen Denken der Gebildeten keine Brücke zu der tieferen Erfassung der nationalen Frage zu schlagen war. Heinrich Homberger lehrte uns, daß der Realismus im Zuge der Zeit lag, bei allen Völkern wiederkehrte, in Deutschland sich aber besonders scharf ausprägte. Es fehlte dort durchaus an einer in sich geschlossenen Bildungsschicht, wie sie in der Renaissance, in England und Frankreich in den letzten zwei Jahrhunderten vorhanden war. Nirgends in der Welt seien Stände, Berufe und Schichten so scharf geschieden wie hier. Die Gebildeten sind sich ihrer Pflichten gegenüber der Gesamtheit nicht bewußt. Gerade in ihren Kreisen macht sich eine bedauerliche Verwirrung des Denkens bemerkbar (irrtümliche Gleichsetzung von Staat und Kultur), die für die Zukunft die schwersten Befürchtungen aufkommen läßt. Karl Hillebrand hat nach den verschiedensten Seiten dieses Bild noch glücklich ergänzt. Durch einen Vergleich der Verhältnisse des klassischen Bildungszeitalters mit demjenigen der Gegenwart hat er festgestellt, wie wir in der religiösen, moralischen und staatlichen Anschauung hinter ihnen zu-

rückgeblieben seien. Auch ihm ist aufgefallen, wie sehr es in dem Deutschland jener Tage an universell gebildeten Persönlichkeiten fehlte, wie nur der schulmäßig Gebildete gleichsam Gehör findet. Bei den „Gebildeten" vermißt er den Sinn für das Vermächtnis des deutschen Idealismus, die religiöse Geisteshaltung, die allen großen Persönlichkeiten eigen ist, die Selbständigkeit des Denkens, was bei den sprichwörtlich als Volk der Dichter und Denker bekannten Deutschen besonders peinlich auffällt. Gerade im Gegensatz hierzu macht sich eine Selbstzufriedenheit, eine Dogmatik des Denkens, breit, die für die Zukunft nichts Gutes ahnen läßt. Besonders nachdenklich stimmt der Staatskultus, der die Schöpferkraft erstickt und die bedauerliche Vorherrschaft nur politischer Gedankengänge sichtbar macht. Die damals übliche oberflächliche Gleichsetzung von Staat und Kultur erweist sich — darin ist den liberalen Kulturkritikern beizustimmen — als verfehlt, weil sie nicht auf einer höheren Kulturauffassung beruhte und sich nicht ernsthaft Rechenschaft ablegte über die Möglichkeit einer glücklichen Vermählung von Geist und Politik. Gerade die Gebildeten — aus dem Mittelstand setzt sich nach Hillebrand die geistige Führerschicht eines Volkes zusammen — besitzen kein Kulturgefühl. haben dem Quantitätsgesichtspunkt in der Bildung durch ein sinnloses Alleswissenwollen gegenüber der Qualität zum Siege verholfen. Selbst die wenigen Gebildeten, die sich ihrer Verpflichtung gegenüber der Gegenwart bewußt sind, sind doch im Geiste eines leeren Historismus erstarrt. Religion, Wissenschaft und Dichtung haben in gleicher Weise ihre formende Kraft auf die Gebildeten eingebüßt.

15.

Ergebnisse als Axiome.

In kurzen Thesen soll im folgenden der Inhalt des Kapitels zusammengefaßt werden. Erstens: Die nationale Einigung bedeutet geistig keinen Einschnitt in unsere Entwicklung. Zweitens: die Gründerjahre sind typisch für die Signatur des folgenden Jahrzehnts. Drittens: Das literarische Leben umfaßt nicht mehr das Bedürfnis des Volkes in all seinen Schichten, ist auf den kleinen Kreis der sogenannten Gebildeten zugeschnitten: in Roman, Epos, Lyrik und Drama. Viertens: Der Bruch zwischen Gebildeten und Ungebildeten wird deutlich nach außen bemerkbar. In der Konstatierung dieser Tatsache sind sich die Beurteiler aus den verschiedensten Lagern einig. Ebenso Eugen Wolff, Heinrich Hart, Bleibtreu wie Karl Hillebrand, Konstantin Rössler und Heinrich Homberger. Fünftens: die tiefe Sehnsucht der aufstrebenden Arbeitermassen nach Bildung konnte somit weder in den zeitgenössischen Theatern, in der Presse, im Roman, in der Geisteswissenschaft Genüge finden, eine Tatsache, die ja den Glauben an die neue proletarische Kultur, die dogmatische Gebundenheit an die Naturwissenschaft, die wir in den folgenden Kapiteln näher auf-

zeigen, begreiflich machen. Sechstens: es fehlt an einer in sich geschlossenen Bildungsschicht; die „Gebildeten" verfallen durchaus ebenso wie die Volksmassen den Reizen der materialistischen Lebensphilosophie, selbst die höheren Bildungsanstalten (das Einjährige) sind nur nach Nützlichkeitsgesichtspunkten abgestuft, die Geisteswissenschaft stellt keine Lebensmacht mehr dar im Rahmen der Zeit. Der Zug einzelner, in dem Nationalleben tiefere Antriebe für die Gestaltung des eigenen Schicksals zu finden, ist zum Scheitern verurteilt, da nach seinem Wesen blinder Staatskultus mit tieferem Verständnis für geistige Güter sich nicht miteinander vereinbaren lassen; d. h. auch der Gebildete ist der allbeherrschenden Macht des Mammons erlegen.

B.

Ziele der wissenschaftlichen Arbeit und Aufgaben des Akademikers im materialistischen Zeitalter.

In der Zeit des materialistischen Lebenswandels der breitesten Schichten der Bevölkerung, der naturwissenschaftlichen Offenbarungsphilosophie, in den beginnenden siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hat Jürgen Bona Meyer die Frage nach der Besonderheit der geistigen Arbeit einer tiefschürfenden Untersuchung unterzogen. Nach seinen schönen Worten vermag auf die Dauer nur ein Trunk aus dem reinen Quellwasser der Ideale „menschlichen Gemüts und menschlichen Geistes den Glücksdurst des Menschen zu stillen". Ebenso wie vor Jahrtausenden die Seele der Vorfahren, erfreut die Leistung von Kunst und Wissenschaft noch heute das Herz der Menschen; denn das ideale Gut kann von Vielen genossen werden, ohne daß der Mitgenuß Vieler die Freude der Einzelnen mindert. Gerade angesichts der starken Durchsetzung des Lebens aller mit wirtschaftlichen Faktoren in der Gegenwart gilt es, den Sinn für das Ideale zu wahren. Dafür Sorge zu tragen, ist die große Aufgabe der Wissenschaft (s. Jürgen Bona Meyer, Zum Bildungskampf unserer Zeit, Bonn 1875: Abhandlung Geld und Geist, S. 103—30, S. 107, 108).

1.

Utilitarität als Feind der Wissenschaft.

Es bedeutet für die Wissenschaft einen nicht mehr gutzumachenden Verlust, wenn das Moment des greifbaren, allen offenbaren Nutzens ihr allein den Weg ihrer Wirksamkeit vorschreibt. Das bezeugt das Beispiel jeder Zeit. Der Verfall der griechischen Wissenschaft beginnt mit den Sophisten, die sich ihre Lehren hoch bezahlen lassen. Das Verwerfliche ihrer Handlungsweise liegt dabei nicht in dem Auch-Vorhandensein des Erwerbssinnes bei ihnen, sondern darin, daß er den inneren Sinn für die Erforschung der Wahrheit ertötete, so daß sie — wie Meyer meint — jedem alles Gewünschte für Geld feilzubieten bereit waren. Der Abstieg der griechischen Malerei zeigt sich in der Tatsache an, daß Pyreikos mit Schusterbuden und Barbierstuben mehr verdient als der größte Künstler sonst mit den künstlerisch schönsten Gemälden. Ebenso befinden sich die Klöster des Mittelalters seit dem Augenblick im Niedergang, in dem der Reichtum seinen Einzug in die engen Klosterpforten hält, Faulheit der Mönche zur Folge hat und der Forschungstrieb erstirbt. Ganz in diesem Sinne haben die ärmeren deutschen Universitäten mehr zum wissenschaftlichen Fort-

schritt beigetragen als reiche englische Hochschulen, die durch große Stiftungen vielfach zu Ruhepolstern lässiger Untätigkeit geworden waren. Der Entwicklungsgang breiter Wissensgebiete ist sogar durch die Sucht nach dem Gelde gehemmt worden. Nur sie hat die Astronomie auf den Abweg der Astrologie gelockt, die Chemie in die Irrgänge der Alchimie verstrickt. Selbst die Beobachtung der Gestirne hing von dem klingenden Lohn, den sie einbrachte, ab. Auf diese Weise wurden Sternkundige zu Sterndeutern. Erst seit der Ueberwindung dieser Verhältnisse gibt es überhaupt eine Wissenschaft der Astronomie und eine der Chemie. Auf anderen Wissensgebieten ist die gleiche Beobachtung zu machen. Der Fortschritt der Erdkunde wurde durch die wilde, verwegene Jagd nach dem Golde aufgehalten. Es galt nur bei vielen Forschungsreisenden, „das Goldland", das irdische Paradies aufzutreiben. Selbst Columbus war von diesem Trieb nicht frei. Die Entdeckung von Goldbächen auf Haiti kühlt seinen Forschungsdrang ab, auf das Einseitigste ist er nur noch an der Hebung dieser Schätze interessiert. Er scheut selbst nicht vor dem Gebrauch rohester Mittel zurück, die Absicht durchzuführen, um des Goldes willen sich noch länger auf Cuba aufzuhalten, das seiner Mannschaft zu verheimlichen, die Weiterfahrt zu verhindern und sie zur Anerkennung der falschen Tatsache — Cuba als einen Teil des asiatischen Festlandes anzusehen — zu zwingen; 1497 veranlaßt ihn seine Gewinnsucht sogar, ein die Freiheit der Entdeckungsreisen hinderndes Privileg für sich zu erwirken (s. Meyer, S. 115 bis 118).

In zutreffender Würdigung dieser Tatsachen hat Bacon nach Meyer „fruchtbringende" und „lichtbringende" wissenschaftliche Versuche voneinander unterschieden. Das Zurückbleiben der Naturwissenschaft erklärt sich nach Bacon aus der Tatsache, daß sie nur im Nutzdienst der Medizin gestanden hat. Nach seiner weiteren Darlegung wird echte Forscherleistung gewöhnlich auch eine nützliche Bereicherung des äußeren Lebens mit sich bringen. Nur darf nicht von vornherein der Blick des Forschers allein darauf gerichtet sein, diese Wirkung zu erzielen; denn Wissenschaft und Geldgier gehören, wie Meyer treffend hervorhebt, verschiedenen Welten an. Diese Deutung entspricht nach Meyer auch der allgemeinen Vorstellung von der Aufgabe der geistigen Arbeit. Die Geldsucht von Voltaire gilt überall als Charaktermakel. Hierin ist Meyer wohl allgemein, aber nicht in diesem besonderen Falle beizupflichten, weil die Geldsucht von Voltaire sich nicht allein aus seiner besonderen Veranlagung, sondern mindestens auch aus der politischen Konstellation seiner Zeit erklärt, die eine günstige wirtschaftliche Position als Schutz gegen Verfolgung und Gefängnisketten für jeden Aufklärer dringend erforderlich machte. Ueberall, wo es dem Sich-Einsetzen für schuldlose Opfer galt, hat Voltaire aber in großzügigster Weise mit Mitteln nicht gespart. Wir möch-

ten aber zur Veranschaulichung der These von Jürgen Bona Meyer an den Fall Schopenhauer erinnern. Abstoßend berühren uns die hartnäckig mit Benutzung aller, auch der unwürdigsten Mittel von Schopenhauer gegen seine Mutter durchgeführten Erbprozesse. Wir machen ihm nicht aus seinem Wunsche nach wirtschaftlicher Sicherstellung einen Vorwurf. Wir beklagen nur die Ueberschätzung des Geldes durch Schopenhauer. Von dem Ertrag seiner Werke, die Jahrzehnte lang unverkäufliche Ladenhüter darstellten, hätte nämlich Schopenhauer wahrlich nicht leben können! Zu so strengem Urteil sind wir sogar geneigt, wenn es sich um eine geistige Persönlichkeit von den Ausmaßen eines Schopenhauer handelt, wenn er sich durch äußere Motive in seinem Handeln bestimmen läßt (s. S. 118).

2.

Gefährlichkeit einseitiger Geldfeindschaft.

Hieraus darf aber nicht — hierin ist Meyer durchaus Recht zu geben — der Schluß gezogen werden: das Beste sei eine vollständige Gleichgültigkeit des Wissenschaftlers gegen die Verwertung seiner Arbeit; denn das hieße: geistige Arbeit als einen Luxus des Reichen zu betrachten, ihr Betreiben also gerade rein materiellen Erwägungen unterzuordnen, und würde weiterhin bedeuten. Künstler und Gelehrte der grausamen Gefahr auszusetzen, auf Kosten anderer ihr dürftiges Leben fristen zu müssen. Abhängigkeit ist aber gleichzeitig mit Unfreiheit verbunden. An Beispielen fehlt es, wie Meyer darlegt, durchaus nicht, Martial. der seine Gönner bald um einen Mantel, bald um eine Toga anflehen muß, ist eine unerquickliche Erscheinung, ebenso wie der Humanist Eioban Hesse, der um Geld bettelt, um sich und seinen Freunden eine gute Flasche Wein leisten zu können. Treffend hat Lessing das Wesentliche hervorgehoben: „Mäcene rufen keine Genien hervor, schaden aber allemal denen, die es schon sind, wenn der Gönner nicht selbst den wahren, den großen Geschmack der Künste besitzt“ (s. Meyer, S. 119/20).

In der Ablegung des Vorurteils vergangener Tage — Gelehrte und Künstler dürfen ihre Kunst und ihr Wissen nicht zu einem regelrechten Erwerb verwerten — ist, wie Meyer mit Recht betont, ein großer Fortschritt zu erblicken, da sie dadurch erst auf eigenen Füßen zu stehen imstande sind und in voller Unabhängigkeit sich ihren Aufgaben widmen können. Erst die geschäftsmäßige Ausnutzung einer Arbeit bei dem Geistesarbeiter, die das Arbeiten aus innerer Lust in den Hintergrund drängt oder sogar überhaupt aufhebt, stellt eine Herabwürdigung dar. Dieser Auffassung von Meyer ist durchaus beizupflichten.

3.

Die ideelle Verpflichtung des Akademikers im Volksbewußtsein.

Im Grunde sind auch in der materialistischen Gegenwart im

Volke noch diese Ansichten von der besonderen Verpflichtung des Akademikers durchaus lebendig. Eine Reminiszenz aus meinem Freiburger Studien-Semester mag das erläutern: In einer Unterhaltung mit einem gescheiten Gewerkschaftssekretär und einem intelligenten, welterfahrenen Buchhändler über die Not des deutschen Studenten wurde mir gegenüber geltend gemacht: Die geistige Arbeit des Studenten sei schwierig genug, um eine häufige Erholung zu rechtfertigen. Peinlich wirkte es aber, mit welchem Nachdruck er gegenüber seinen Mitmenschen die für seine Vorbereitung doch eigentlich ganz selbstverständliche Idealität seiner Einstellung herausstreicht und sogar auf sie seine Ueberlegenheit anderen Berufsangehörigen gegenüber begründe. In der Form seiner Erholung müßte sich aber diese Einstellung in der Ablehnung aller Aeußerlichkeiten besonders deutlich manifestieren. Sie dürfe sich nicht in einer Art und Weise vollziehen, die davon auch nicht den geringsten Hauch verspüren lasse. Die Errichtung prächtiger Korporationsklubhäuser stehe nicht mit den Besonderheiten seiner Aufgabe in Einklang. Merkwürdig berühre es ferner, wenn bei Universitätsfesten Studierende die kurze Strecke zur Hochschule im Auto fahren, auf der Eisenbahn nur die II. Klasse benutzen und abends in großen und kostspieligen Kneipereien ihr Geld vertun. Ein Verständnis für die schwierige Lage des heutigen Studenten sei solange nicht von der Bevölkerung zu erwarten, als die Studierenden nicht in ihren Reihen solcher Verschwendungssucht und solchem auffallenden Auftreten entgegenzutreten wüßten. Der Geist leerer Aeußerlichkeit steht diametral in Widerspruch mit den für die Berufserfüllung dem Akademiker notwendigen Eigenschaften.

Diese Ansicht hat heute schon in die von diesen Vorwürfen besonders getroffenen Korporationen sich Eingang verschafft. Ein Vorfall jüngster Vergangenheit mag das belegen. Das Buch von Harry Domela, in dem er rauschende Stiftungsfeste der Not von Millionen deutscher Volksgenossen scharf entgegenstellt und weiterhin aufzeigt, wie innerhalb der Verbindung der Mensch nur nach der Straffheit seines Auftretens und der Größe seines Geldbeutels beurteilt wird, hat nicht nur helle Empörung in den weitesten Bevölkerungskreisen verursacht, sondern auch scharfe Proteste der dort erwähnten Korporationen zur Folge gehabt, die die von Domela geschriebenen Schilderungen als leere Phantasie durchaus unwahrhaftiger Natur hinstellten, die der heutigen ernsten Wirklichkeit in keiner Weise mehr entsprächen oder nur als vereinzelte bedauerliche Uebergriffe unreifer Burschen anzusehen seien, die nicht der Korporation im ganzen aufgebürdet werden dürften. Die ideelle Verpflichtung des Akademikers gegenüber sich selbst, seiner Familie und der Volksgemeinschaft ist damit fast von allen Seiten zumindest theoretisch anerkannt. Auf dieser Linie der fruchtbaren Selbsterkenntnis liegt es, wenn ein von der Ufa gedrehter

Tonfilm, in dem man die Studenten nur mit Liebesgeschichten und Kneipereien beschäftigt sieht, von den Studierenden der Heidelberger Universität in seltener Einmütigkeit scharf abgelehnt wird. Tatsächlich kann gerade der ideelle Zug des Studierenden besonders glücklich sich in einem guten Verhältnis zu seinem Volk manifestieren. „Volk ist" nach Peter Petersen „die oberste Besonderheit der geistigen Gemeinschaften, deren Glieder ihre, auf dem Grunde einer gemeinsamen Natur und Sprache und einer gemeinsamen Kulturarbeit vieler Geschlechter in Vergangenheit und Gegenwart erlebten idealen Güter und Werte mit allen Liebeskräften umspannten und täglich neu erwerben, um sie dem zukünftigen Geschlechte zur Arbeit an ihnen zu überliefern." Zum Volke gehört dabei, wie Petersen feinsinnig bemerkt, „wahrhaft und allein, wer dieses Volk liebt, und zwar jeden in diesem Volke, einerlei, ob reich oder arm, in Bluse oder Frack, und der fähig ist, über all das viele Trennende hinweg doch die Volkseinheit zu erfassen und als Gegenstand seines Strebens und Tuns sich gegenwärtig zu halten" (s. Petersen, Allgemeine Erziehungswissenschaft, Berlin 1924, S. 246 und 245). Entsprechend hatte ich einmal folgendes ausgeführt: „Student und Volk gehören zueinander. Der Student bildet ein Stück des Volkskörpers, das ebensowenig aus ihm herausgerissen werden darf wie ein Baum aus seinem Erdreich. Die Spannung zwischen Volk und Student kann, da sie auf einander angewiesen und zum Teil identisch sind, nur vorübergehenden Charakter tragen und wird überwunden werden, wenn ein Teil den anderen kennt und in seinen Daseinsbedingungen und seinem Aufgabenkreis schätzen lernt" (s. Königsberger Hartungsche Zeitung „Student und Volk" vom 7. Juli 1931).

4.

Berufsauffassung bei Akademiker und Nichtakademiker.

Aus diesen Ausführungen geht schon hervor, ganz im Sinne der Feststellungen von Jürgen Bona Meyer, daß die geistige Tätigkeit des Akademikers prinzipiell psychologisch von der Arbeit des Kaufmanns, Ingenieurs, Arbeiters wesensverschieden ist. Was dort die Hauptsache, nämlich der große materielle Erfolg der Arbeit, ist, darf für den Akademiker nur nebenbei, in den oben von uns angegebenen Grenzen, nämlich zur Ermöglichung eines kulturellen Existenzminimums ins Auge gefaßt werden. Eine Ausschaltung der materiellen Momente oder zumindest die Tendenz, sie in den Hintergrund zu drängen, würde dem Kaufmann die Ausübung seines Berufes überhaupt verbieten. Weil aber die Tätigkeit des Kaufmanns sich nicht in seinem Geschäft erschöpft, sondern auch wichtige Pflichten gegenüber Familie und Volksgemeinschaft einschließt, muß, in seinem Gesamtverlauf betrachtet, auch sein Leben von ideellen Motiven durchpulst sein. Dadurch läßt sich zwischen Hüben und Drüben eine Brücke schlagen, und es

stellt sich der Einwand, Jürgen Meyers These als eine Zukunftsschalmei spöttisch abzutun, als unberechtigt heraus. Ist aber für die Berufsausübung des Groß-Kaufmanns, des Kabarettkünstlers, der Operettensängerin im Gegensatz zum Akademiker das materielle Motiv entscheidend, so kann ihr Verdienst niemals mit demjenigen des Wissenschaftlers verglichen werden (s. Meyer, S. 113/114). Aus dem Vorangegangenen ergab sich ja bereits, daß die Geldgier des Gelehrten dem Wissenschaftsfortschritt immer schädlich gewesen ist, ja die Wissenschaft überhaupt vollständig aufhebt. Das belegt in gleicher Weise das Beispiel des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit. Ebenso unbekömmlich ist der Wissenschaft — eine Gefahr, die, bei einer vollständig ablehnenden Haltung des Gelehrten zum Gelde leicht entstehen kann — die Abhängigkeit von irgendeinem, sei es auch noch so wohlwollenden Mäcen.

5.

Wissenschaftliche Arbeit und Wirtschaft.

Im Fortgange seines Aufsatzes (s. besonders S. 127—29) prüft Meyer nunmehr die Frage, wie die mit dem modernen Wirtschaftsleben leicht entstehenden Irrtümer, die Wissenschaft als Luxus oder als Magd des Lebens anzusehen, zu vermeiden sind. Dazu stellt Meyer folgende These auf: Gerade der wirtschaftliche Wohlstand der breitesten Schichten kann sich für das Wissenschaftsverständnis fruchtbar erweisen, und zwar: je mehr im Berufsleben wirtschaftliche Faktoren ausschlaggebend sind und den Menschen als Gesamtpersönlichkeit nicht mehr berühren, umsomehr ist die Notwendigkeit eines ideellen Gegengewichts gegeben. Ferner kann nur derjenige, der das Notwendige für den Tag besitzt, in kultivierter Form seine Erholung begehen. Die hier von Meyer hervorgehobenen Momente hat schon Fichte in dem ethischen Rigorismus seiner sozialen Reformpläne — kein Luxus, solange auch nur ein Einziger hungrig ist — ebenso wie etwa Arndt in seinem „Geist der Zeit" und Diesterweg in seiner „Grundfrage der europäischen Zivilisation" 1836 hervorgehoben. Tritt noch dazu die Erkenntnis des ausgeruhten und bildungsdurstigen Menschen, daß nur die Wissenschaft selbstschöpferisch ist und allen Geistesgebieten frische Nahrung zuzuführen vermag, so kann sich die zunehmende Durchsetzung des modernen Lebens mit wirtschaftlichen Faktoren durchaus in einer verständnisvollen Haltung gegenüber der Wissenschaft bewähren.

6.

Ideelle Wissenschaftsauffassung als Lebensbereicherung.

Diese Gedanken Meyers lassen sich noch weiter vertiefen und belegen. Denn selbst auf dem Gebiete der Dichtung kann sich eine Vernachlässigung wissenschaftlicher Forschungsresultate als sehr bedenklich herausstellen. Krische macht beipielsweise darauf

aufmerksam, wie die falsche Deutung der Frau in der Dichtung im Sinne einer starken Ueber- oder Unterschätzung häufig aus diesen Ursachen resultiert. Die engen Berührungspunkte zwischen Wissenschaft und Leben sind heute leicht jedermann erkennbar. Zu denken wäre hier etwa an von bekannten Gelehrten abgehaltene populäre Vortragsreihen, an die fruchtbare Tätigkeit der Volkshochschulen, an Radiovorträge über aktuelle Gegenstände der Kunst, Wissenschaft und Politik, an wissenschaftliche Kulturfilme überwiegend geographischen und medizinischen Inhalts, an denen die größten Autoritäten des jeweiligen Fachgebietes freudig mitarbeiten. Die Popularisierungsmöglichkeiten der modernen Wissenschaft leuchten jedem ein, der sich der großzügigen, allgemeinverständlich abgefaßten Sammlungen „Wissenschaft und Bildung", „Aus Natur und Geisteswelt", Göschen, „Jedermannsbücherei" und anderer Veröffentlichungen dieser Art erinnert, an denen in der Hauptsache Gelehrte mitgearbeitet haben. Gegenwärtig konnte man etwa an der Berliner Weltwirtschaftskonferenz, deren Besuch jedem offen stand, erkennen, wie stark die Fachwissenschaft dem Leben zu dienen vermag, wie unsinnig es ist, ihre in die Ferne weisende Wirkung nur nach dem doktrinären Gesichtspunkt ihres greifbaren Tagesnutzens zu bemessen. Wie sehr der Fachhistoriker in seiner Eigenschaft als Wissenschaftler der modernen Politik neue Bahnen zu weisen vermag, erläutern hinreichend die Namen Delbrück, Meinecke und Oncken. Die oben gekennzeichneten Gefährdungen der Wissenschaft durch das Ueberwiegen wirtschaftlicher Zweckmäßigkeitserwägungen sind also bei einigermaßen gutem Willen und geistiger Aufgeschlossenheit der breiten Bevölkerung mit Leichtigkeit vermeidbar.

7.

Pflichtvergessenheit gegenüber dem Geistesleben.

Materieller Wohlstand vermag ferner nach Meyer der Wissenschaft glückliche Entfaltungsmöglichkeiten zu geben. Gegenwärtig sei davon nichts zu verspüren. Der französische Milliardensegen hat nur Unsegen über Deutschland heraufbeschworen. Zu Beginn der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hat Meyer beispielsweise feststellen müssen, daß viele herrliche Paläste und Villen jedes wahrhaft künstlerischen Schmuckes entbehrten, daß man selbst in reichsten Häusern vergeblich nach einer wohlausgestatteten Bibliothek Ausschau halten konnte. Wohlhabende Juristen in hochangesehener Stellung entliehen sich sogar, wie sich aus dem Katalog einer Leihbibliothek ergab, in Hamburg von dort Mommsens „Römische Geschichte". Einer der ersten Hamburger Kaufleute, der auf die Anlage kostbarer Orchideensammlungen Riesensummen verwandte, scheute sich, ein Buch über Madeira zu kaufen, das nur wenige Taler kostete. Bei einem solchen Verhalten der wohlhabenden Mitwelt muß sich die Lage der Künstler, Dichter und

Gelehrten fortdauernd verschlechtern und die Idealität ihrer Gesinnung Schaden nehmen, wenn sie selbst mit den größten Anstrengungen sich nicht mehr das Notwendigste zu erarbeiten vermögen (s. Meyer, S. 128).

Aehnliche Stimmen aus jenen und etwas späteren Tagen hat uns Tony Kellen namhaft gemacht. Neumann-Hofer sagt: „Die Schmeichler nennen uns das Volk der Denker und Dichter, die Tadler das Volk der Esser und Trinker, jedenfalls ist eins sicher: der Deutsche kauft sich lieber einen Affen als ein Buch." Felix Dahn äußert sich ähnlich scharf: „Es schickt sich nicht, seiner Tochter eine Aussteuer von 10 bis 100 000 Mark anzuschaffen und dabei den Bücherschrank zu vergessen; Kommerzienrat und anderer Rat zu sein und einen vollen Weinkeller, aber einen leeren Bücherschrank zu haben." Tony Kellen endigt ihre Ausführungen mit dem Zitat aus Freiligraths Gedicht „Ehre der Arbeit": „. . . Ehre jeder Hand voll Schwielen! Ehre jedem Tropfen Schweiß, der in Hütten fällt und Mühlen! Ehre jeder nassen Stirn hinterm Pfluge! — Doch auch dessen, der mit Schädel und mit Hirn hungernd pflügt, sei nicht vergessen!" (s. Tony Kellen, Der Schriftsteller und das Publikum. Paderborn, 1914, S. 95 bis 98). Von entpsrechend niederschlagenden Erfahrungen hat uns auch H. Ehrlich in seinem geistsprühenden Buche „Lebenskunst und Kunstleben" 1884 berichtet. Er macht für das Ueberwiegen äußerlicher Nützlichkeitseinstellung bei der Beurteilung geistiger Werte in Deutschland zwei Gründe geltend: einmal das Ueberwiegen von Modeeinflüssen und ferner die Kürze der nationalen Entwicklung. Deshalb ist gerade der ideale Deutsche so schnell ein Opfer spießbürgerlicher Alltäglichkeit geworden. In Frankreich und England waren die nationalen Ideen derartig entwickelt, daß der Dichter in allen Bevölkerungskreisen lebendigen Widerhall weckte. Demgegenüber tritt die kurze Spanne Zeit deutlich hervor, seitdem der deutsche Dichter nationale Ideen aussprechen darf, ohne von oben her scheel angesehen oder gar streng bestraft zu werden. Ferner weist auch Ehrlich darauf hin, daß der plötzliche Reichtum Deutschlands sich einer sinnvollen Beurteilung geistiger Produktion abträglich erwies.

8.

Kulturideal und geistige Arbeit.

Trotz allem darf man nicht übersehen, daß die Verbesserung der Wirtschaftslage der breiten Volksmassen prinzipiell auch als ein Wegebahner des kulturellen Fortschritts anzusprechen ist, weil die hier hervorgehobenen Mißstände durchaus zu beheben sind. Hier ergeben sich reiche Aufgaben: so insbesondere in der künstlerischen Ausgestaltung der Wohnungseinrichtung, in der Fürsorge für eine gute Bibliothek, in sinnvollen Aufwendungen für Theater, Konzert, Museenbesuch; weiterhin — bei besonders günstiger wirtschaftlicher Konstellation — in großzügigen, in selbstlosem Geiste

gehaltenen Stiftungen für Hochschulen, Museen, Forschungsinstitute, Heilanstalten, Kunstakademien. Ein leuchtendes Beispiel über die Zeiten hinaus: der kürzlich verstorbene, unvergeßliche James Simon. Als ein Kulturvolk ist nach Meyer nur ein solches Volk zu bezeichnen, das die oben hervorgehobenen Kinderkrankheiten einer jungen wirtschaftlichen Entwicklung — der Aufsatz Meyers stammt aus den siebziger Jahren — überwindet und aus innerem Antrieb Kunst, Wissenschaft und Literatur fördert, weil sie über kurz oder lang allen zugute kommen (s. insbesondere S. 127—28). Diese Einstellung, mit der allein der Träger geistiger Berufe einem durch Not verständlichen Materialismus wirksam vorzubeugen vermag, ist deshalb unbedingt erforderlich, weil die Echtheit des Wissenschaftsbetriebes mit den Fortschritten der Wissenschaft den entsagungsvollen ganzen Einsatz einer Persönlichkeit fordert. Es kommt weiter hinzu, daß die wahre akademische, und zwar wissenschaftliche Berufserfüllung zur Ausführung praktischer Aufgaben unfähig macht (s. Meyer, S. 125).

9.

Forschung als Hemmnis praktischer Arbeit.

Diese Gedanken Meyers möchte ich kurz noch näher veranschaulichen. Wie sollte etwa jemand, der von Jugend auf seine Aufmerksamkeit dem Riesenproblem des Sozialismus zugewandt hat, plötzlich die Tätigkeit eines Wirtschaftsführers ausfüllen können, oder wie sollte er, diese Möglichkeit zugestanden, seinen wissenschaftlichen Aufgaben dann treu bleiben können? Ebenso kann jemand, der in hervorragender Weise die Pflanzenkunde erforscht hat, doch trotz seiner Erkenntnisse zur Erfüllung gärtnerischer Aufgaben gänzlich ungeeignet sein. Ebensowenig wäre Gewähr dafür gegeben, daß etwa der Theologe, der das Buch Hiob zum Hauptgegenstand seiner Untersuchung gemacht hätte, die Funktion eines Predigers erfüllen könnte.

Weiter ist zu berücksichtigen, daß, je größer die Leistung eines Wissenschaftlers ist, sie umsomehr von freier Stimmung, glücklicher Eingebung abhängt, wie sie auch der stärkste Wille nicht hervorzuzaubern vermag. Der äußere Erfolg tritt deshalb, ganz im Gegensatz zu den meisten sonstigen Berufstätigkeiten, nur langsam ein, und oft genug ist der Gelehrte noch froh, wenn er bei größeren Buchveröffentlichungen wenigstens seine Unkosten erstattet bekommt (s. Meyer S. 125). So hat, wie der englische Naturforscher John Tyndall uns in seiner Rede über „Religion und Wissenschaft", 1874 berichtet, Kopernikus über seinem großen Werke dreiunddreißig Jahre lang gegrübelt. Newton trug beinahe zwanzig Jahre die Idee der Gravitation mit sich herum. Ebenso lange beschäftigte er sich mit der Entdeckung der Fluxionstheorie und hätte es zweifellos noch länger fortgesetzt, wenn er nicht festgestellt hätte, daß Leibniz schon auf seiner Spur war. Darwin dachte zweiundzwanzig Jahre über das Problem vom Ursprung der Arten nach (s. Tyndall,

Religion und Wissenschaft, Hamburg 1874, S. 35). Anderes kommt noch hinzu. Keinem Kaufmann ist selbst die stärkste Selbstreklame verboten. Der Gelehrte wird aber schon skeptisch angesehen, wenn sein Verleger sich für seine Bücher einsetzt. Einem Kaufmann gereicht es zur Ehre, so viel Ware wie möglich abzusetzen. Maß halten in der Produktion ist aber gerade ein Grundgebot des wahren Gelehrten. Wegen dieser Zusammenhänge ist der Gelehrte auf eine feste, wenn auch nur mäßig bezahlte Staatsstellung angewiesen. Ohne sie wäre für die Selbständigkeit seines Schaffens zu fürchten (s. Meyer, S. 126). Niemals dürfen aber aus dieser durch die Notwendigkeiten seiner Berufstätigkeit sich zwangsläufig ergebenden Lage irgendwelche Folgerungen der Einschränkung seiner Lehrfreiheit hergeleitet werden.

10.

Beschränkte Umstellungsfähigkeit des Akademikers.

Diese Besonderheit der wissenschaftlichen Arbeit tritt auch noch in anderen Momenten deutlich hervor. In fast allen anderen Berufskreisen ist eine leichte Uebergangsmöglichkeit zu einer anderen Beschäftigung gegeben. Wer kaufmännisch vorgebildet ist, kann sich in den verschiedensten Handels- und Industriezweigen betätigen, und selbst dem ungelernten Arbeiter eröffnen sich auf den mannigfachsten Gebieten wenigstens vorübergehend Beschäftigungsmöglichkeiten. Im Gegensatz hierzu ist unter Umständen die Ausbildung des in eine Fakultät gepreßten Akademikers derartig einseitig, daß er lediglich auf seinem Spezialgebiet gewisse Fähigkeiten erlangt, während ihm ja andere Fakultäten derart fern liegen, daß die Umstellung auf ein anderes Arbeitsfeld ohne neues, langwieriges Studium ausgeschlossen bliebe. Selbst der mittelalterliche Historiker könnte nicht Altertumsgeschichte, der neutestamentliche Theologe nicht das Alte Testament bearbeiten.

11.

Ideeller Gesichtspunkt bei akademischer Berufsvorbereitung.

Bevor wir weiter die Meyerschen Ausführungen begleiten, wollen wir noch einen Einwand gegen unsere Darstellung zu entkräften versuchen. Man könnte folgendes gegen sie geltend machen: Meyer faßt nur den späteren Gelehrten ins Auge, übersieht aber, daß doch mindestens 95% unserer Studierenden sich später praktischen Berufsbetätigungen zuwenden und die Beschäftigung mit der Wissenschaft froh beglückten Herzens ad acta legen. Dieses Argument ist aber nicht durchschlagend; denn die Vorbereitung sowohl des später nur wissenschaftlich tätigen als auch diejenige des später einen praktischen Beruf ergreifenden Akademikers deckt sich überwiegend. So wird derjenige, der das Diplom-Volkswirt-Examen gemacht hat, größtenteils die gleichen Vorlesungen gehört haben wie derjenige, der zum Doktor phil. mit

Staatswissenschaft als Hauptfach vorzudringen sucht. Das Gleiche gilt für die Vorbereitung des praktischen Arztes und des medizinischen Hochschullehrers. Zudem beruht ja die Universität in ihrer heutigen Form nicht auf dem Gedanken der direkten Berufsvorbereitung, sondern auf dem Gedanken, daß die höhere wissenschaftliche Bildung ihren Jünger auf Grund seiner geistigen Schulung in die Lage versetzt, gegebenenfalls den für ihn geeigneten praktischen Beruf sich zu erschließen. Zudem hat der Universitätsbesuch seine Aufgabe erfüllt, wenn der im praktischen Dienst stehende Akademiker gegebenenfalls zur Ausarbeitung wissenschaftlicher Arbeiten fähig geworden ist. Ferner kommt es darauf an, daß der Universitätsbesucher einen tieferen Einblick in das Wesen der Wissenschaft gewinnt, und diese Eindrücke wird er sich sein Leben hindurch erhalten.

12.

Erprobung des Akademikers in der Spezialisierung der Wissenschaft.

Angesichts des materialistischen Charakters jener Epoche der verhängnisvollen Bildungsspaltung, die sich schon damals sehr stark bemerkbar machte, sind die Ausführungen von Meyer weit über den Rahmen seiner Zeit hinaus noch heute aller Beachtung wert. Wir müssen berücksichtigen, daß schon damals der Spezialisierungsprozeß der modernen Wissenschaft bedenklich hervorstach. Es bestand die große Gefahr, daß der wissenschaftliche Spezialist sich seiner geistigen Verpflichtung gegenüber Volk und Gesellschaft nicht mehr bewußt bleibt, sich in sein Gedankengefüge hinein vergräbt, ohne darüber hinausblicken zu können, und seine Forschung nur nach den Bedürfnissen spezialisierter Wirtschaft einrichtet. Das Bild von dem Gelehrten als geistigem Fabrikarbeiter, das zuerst von Schopenhauer in „Parerga und Paralipomena" geprägt wurde, findet sich häufig in der Literatur der siebziger Jahre. Die Worte von Schopenhauer in „Parerga und Paralipomena", § 260 der Weichertschen Ausgabe Band 2, S. 422, lauten: „Ueberhaupt ist so ein exklusiver Fachgelehrter dem Fabrikarbeiter analog, der sein Leben lang nichts anderes macht als eine bestimmte Schraube oder Haken oder Handhabe zu einem bestimmten Werkzeuge oder einer bestimmten Maschine, worin er dann freilich eine unglaubliche Virtuosität erlangt. Auch kann man den Fachgelehrten mit einem Manne vergleichen, der in seinem eigenen Hause wohnt, jedoch nie herauskommt. In dem Hause kennt er alles genau, jedes Treppchen, jeden Winkel und jeden Balken: etwa wie Victor Hugos Quasimodo die Notre-Dame-Kirche kennt; aber außerhalb desselben ist ihm alles fremd und unbekannt. Wahre Bildung und Humanität hingegen erfordert durchaus Vielseitigkeit und Ueberblick, also, für einen Gelehrten in höherem Sinne, allerdings etwas Polyhistoria". Friedrich Nietzsche hat in seinen „Unzeitgemäßen Betrachtungen" sich diese Kennzeichnung zu eigen

gemacht. Der Nationalökonom Schäffle sprach damals, wie auch später oft, von der zerfahrenen, selbstzufriedenen Spezialistik, von der beschränkten Kleinigkeitskrämerei und Kleinmeisterei, die ihm zuwider wären (s. Albert Schäffle von Dr. Eugenie Fabian-Sagal, Berlin 1910, S. 25).

Ernst Curtius drückte 1878 in einem Briefe die gleiche Empfindung aus: „Es gilt jetzt durchaus für wahre Wissenschaft, Stoff zu sammeln, einzelne Facta festzustellen, den Blick auf lauter besondere Probleme zu beschränken, unbekümmert um den Zusammenhang der Dinge, welchen man mit heimlicher Freude preisgibt. Das ist ein gewisser materialistischer Zug in der Wissenschaft, dessen demoralisierender Einfluß nicht zu verkennen ist. Er raubt unseren Studien den Charakter der echten Humanität" (s. Steinhausen, „Deutsche Geistes- und Kulturgeschichte", Halle 1931, S. 283). Wenige Jahre später hat Curtius in seiner Rektoratsrede an der Berliner Universität vom 15. Oktober 1881 diese Ausführung näher ergänzt: Der heutige Akademiker ist durch die Verhältnisse gezwungen, was hundert andere neben ihm leisten, um sich alles anzueignen, auch zu tun, und zwar das, was gleichsam zum Handwerk gehört. Die unverdrossene Pflichttreue führt schließlich zum Erfolg, trägt ihren Lohn in sich, ist als eine heilsame Zucht des Geistes zu betrachten, der nicht mit Einfällen spielt und Früchte einfahren will, ohne den Boden gepflügt zu haben. Weil wir alle unser Handwerk innehaben sollen, deshalb sollen wir aber noch nicht Handwerker sein und bleiben. Wer das tut, sieht nur auf das Einzelne, ist umso zufriedener, je enger er sich einschließt, und sieht vornehm auf die Leistungen anderer herab. In unserem Beruf sollen aber Wirksamkeit und Genuß, Arbeit und Muße harmonisch miteinander verschmelzen, und der Gelehrte soll dabei dem Künstler gleichen, der erst nach reiflichem Sinnen dem kalten Marmor seine schönsten Formen entlockt, dem Künstler auch insofern, als er immer den Beruf in sich fühlt, etwas in sich Ganzes und Einheitliches zu schaffen. Bei aller Belastung mit Handwerklichem ist es doch die Aufgabe des Forschers, angesichts der größeren ihm obliegenden Pflichten aus dem Stückwerk herauszukommen und in größerem Zusammenhange die Dinge anzuschauen. Nur ein solcher Gelehrter wird auch vor dem Haschen nach flüchtiger Popularität geschützt sein, die Achtung vor dem Geist in einer wirtschaftsdurchsetzten Zeit fördern und es als seine heilige Aufgabe betrachten, seine ganze Kraft daran zu setzen, um die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten zu schließen. . . Ganz ähnlich hat sich auch darüber in diesem Sinne der Philosoph Planck in seinem „Testament eines Deutschen" und Rudolf Hildebrand in seinen „Gedanken über Gott, Welt und Ich" geäußert (s. Curtius, „Aus Altertum und Gegenwart", S. 337, 338, 345, 346). Treffend über diese Frage sind die Ausführungen von Gustav Rümelin über die Arbeitsteilung in der Wissenschaft 1877. Der Ein-

zelne, der an einer bestimmten kleinen Baustelle, ohne Rundsicht und -Blick auf das, was die anderen treiben, arbeitet, wird leicht in Gefahr geraten, sein Fach zu überschätzen, in unfruchtbarste Details sich zu verlieren, den Blick für das Wichtige und Unwichtige einzubüßen. Die Methode wird alles gelten — und die Mittelmäßigkeit ohne Methode wird sich dem Talente ohne sie weit überlegen zeigen. Schließlich kann es noch dahin kommen, daß man ernsthaft fragen müßte, ob der Mensch der Wissenschaft willen oder die Wissenschaft des Menschen willen besteht. Tatsache ist auch, daß zu der Zeit, als seinem Umfange nach das Wissen viel beschränkter war, der geistige Blick des Wissenden aus dem Vollen zu schöpfen und den Fortschritten der menschlichen Erkenntnis, auch auf weit auseinanderliegenden Gebieten, zu folgen vermochte (s. Rümelin, „Kanzlerreden", Tübingen 1907, S. 192 bis 214: Ueber die Arbeitsteilung in der Wissenschaft, s. insbesondere S. 195, 198).

Aus diesen Stimmen wird erkennbar, wie sehr das Bild Schopenhauers von dem Gelehrten als Fabrikarbeiter schon damals sich als zutreffend erwies, wie scharf aber auch dieser Zustand von Gelehrten der verschiedensten Richtungen als ein Uebel empfunden und ganz im Geiste von Jürgen Bona Meyer an die ideelle Einstellung des Wissenschaftlers appelliert wurde, um es zu beseitigen. Der Gelehrte, der gleich dem Fabrikarbeiter nur noch Spezialarbeit leistet, muß sich eng an den bisher erreichten Stand der Forschung gebunden halten und wird nur wenig darüber hinausgelangen. Die Freude an der geistigen Arbeit kann darunter leiden, die Einschrumpfung der ideellen Grundeinstellung kommt gleichzeitig in einer Ueberschätzung materieller Güter zum Ausdruck. Gerade deshalb berührt es so angenehm, wie man sich schon damals dieser Gefahren bewußt wird und ihnen zu begegnen weiß. Heute besteht eine ganz ähnliche Situation. Das Bild vom Akademiker als Fabrikarbeiter hat in der Literatur weiteren Eingang gefunden (s. Rohrbach, Deutschland, Tod oder Verderben, München 1930, S. 112, 118; Edgar I. Jung, Die Herrschaft der Minderwertigen, Berlin, 1930, S. 308, 416; Eugen Diesel, Die deutsche Wandlung, 1929, S. 223, 227; derselbe, Weg durch das Wirrsal, 1932, S. 191 f., 195).

13.

Der ideelle Gelehrtentypus ehedem und heute.

In der Tat überwog in den siebziger Jahren noch die ideelle, von großen Gesichtspunkten getragene Persönlichkeit. Das belegen Namen wie Heinrich von Treitschke, Ernst Curtius, Theodor Mommsen, Gustav Schmoller, Eduard Zeller und Lujo Brentano. Aber selbst heute ist man sich dieser Mahnung durchaus bewußt. Ebenso wie die großen Universalisten unserer Tage wie Wilhelm Kahl, Hans Delbrück, Werner Sombart, Willy Hellpach, Schulze-Gaevernitz und Eduard Spranger ihre formende Prägung größten-

teils in den siebziger Jahren erhalten haben, übertragen sie ihre Erbschaft wieder auf die junge Generation. Immerhin kann mit guten Gründen von einem Wandel des Gelehrtentypus die Rede sein. Er ist aber entscheidend durch den Fortschritt der Wissenschaft und nicht etwa durch eine materialistische Gesinnung des heutigen Akademikers bedingt. Hieraus werden auch die Schwierigkeiten, die sich heute dem groß wollenden, von heißer Liebe zur Sache erfüllten Forscher entgegenstemmen, besonders deutlich erkennbar.

Vor 50 Jahren glich der Gelehrte, der sich einen Namen machen wollte, dem Ueberwinder unerschlossener Berggipfel. Jeden geschickten, kühnen, vorwärtstreibenden Geist lockten reizvolle und aufschlußreiche Aufgaben in Fülle. Seitdem selbst die Könige der Bergwelt durch die verschiedensten Wege, durch Seilbahnen und Tunnel (Jungfrau- und Zugspitzenbahn als Beispiel) dem allgemeinen Verkehr erschlossen sind, muß der Bergsteiger, der eine Leistung zu vollbringen hat, schon den Mount Everest erklimmen. Aber gerade weil der gewöhnliche Spaziergänger heute nur auf bequemen Pfaden die Berge besteigt, also sich aus eigener Anschauung kein Bild von den Schwierigkeiten früherer Bergbesteigungen machen kann, neigt er leicht zu einer Unterschätzung der ersten Bergüberwinder und derjenigen, die auch heute, da die bequemsten Wege jedem offen stehen, sich eigene Pfade erschließen, um sich zu größeren Leistungen vorzubereiten. Das Gleiche gilt für die Wissenschaft. Heute, wo ihre Ergebnisse offen liegen, geradezu selbstverständlich einfach dünken, vermag der gewöhnliche Mann sich kein Bild von der Leistung derjenigen zu machen, die auch heute noch den Spuren ihrer Vorgänger nachgehen und sich auf eine ganz selbständige Weise die Resultate ihrer Forschung erschließen, um für die größeren Aufgaben des Heute hinreichend geschult zu sein. Deshalb bedarf es heute, da die Wissenschaft, zumindest in ihren Resultaten, zum Allgemeingut der Nation geworden ist, fast schon einer des Nobelpreises würdigen Leistung, um die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu ziehen. So vermögen nur ganz wenige infolge des seit Jahrhunderten erzielten Fortschrittes der Forschung, die von jedem erneut erarbeitet werden muß, einen solchen Gipfelpunkt des Schaffens und der Forschung zu ersteigen. Auch der hervorragende Wissenschaftler, dessen Arbeit einst schon Bewunderung und reiche Anerkennung gefunden hätte, muß heute gewahr werden, daß die von ihm auch noch so schwer erschlossenen und mühsam beschrittenen Pfade im allgemeinen in der Niederung verlaufen, und nur wer die allersteilsten und unwahrscheinlichsten Berge zu bezwingen vermag, hat noch Aussicht auf den Ewigkeitsklang seines Namens. Da im Tal jedem jeder unerstiegene Gipfel unerreichbar erscheint, so muß der Gelehrte in den kleinsten Punkt die größte Kraft legen, um womöglich auch das unglaublichste Wagnis gelingen zu sehen.

In diesem heißen Bemühen, dessen Erfolg unter den heutigen Verhältnissen auch dem Genie zweifelhaft bleibt, liegt ein gut Teil des Idealismus beschlossen, der unsere Wissenschaftler beseelt. Somit kann heute nicht mehr wie ehedem von einer gleichsam selbstverständlichen inneren Befriedigung, die die geistige Arbeit gewährt, die Rede sein. Um so unvergänglicher und einzigartiger erweist sich aber heute der Ruhm desjenigen, der unter den schwierigsten Verhältnissen ausharrt und den Wust der einzelnen Tatsachen großen Perspektiven unterzuordnen weiß, so wie in unseren Tagen bei Max Weber und Ernst Troeltsch. Somit besteht auch noch gegenwärtig, da es besonderer ideeller Motive bedarf, um die Wissenschaft zu betreiben, bei ihr auszuharren, von den Versuchungen der Umwelt sich freizuhalten, das Wort von Riehl „Man kann wohl aus Begeisterung für das Wohl der Menschheit predigen und lehren, aber nicht Holz hacken und Steine klopfen" (s. Riehl, „Die Arbeit", zuerst 1861, S. 190 cit. nach der dritten Auflage von 1883).

14.

Zusammenfassung.

Damit sei das Ergebnis der Meyerschen Untersuchung kurz thesenhaft zusammengefaßt:

Erstens: Die absolut ablehnende Haltung des Geistesarbeiters, insbesondere diejenige des Wissenschaftlers gegenüber dem Gelde ist mit modernen Wirtschaftsverhältnissen nicht mehr verträglich, weil ein abweisendes Verhältnis zum Gelde den Wissenschaftler dem Gelde untertan macht, zur Lebensfremdheit führt und Unfähigkeit zur Begründung einer selbständigen Existenz zur Folge haben kann.

Zweitens: Die ideelle Einstellung soll den Gelehrten, ja den Akademiker selbst durch sein Leben begleiten. Deshalb wird auch heute noch ebenso wie früher der Rechtsanwalt, der seine Dienste ohne hohe Vorschuß-Zahlung verweigert, der Arzt, der seine Hilfeleistung nur bei Vorauszahlung eines erheblichen Honorars ausübt, der Pfarrer, der den Gehalt seiner Vermählungs- oder Totenpredigt von der Höhe der Bezahlung abhängig macht, als ein abschreckendes Beispiel einer falschen Berufseinstellung empfunden. Mit gutem Grund dagegen ist den Forschern, die Persönlichkeit und Vermögen für die Erfüllung ihrer Aufgaben geopfert haben, von jeher größte Anerkennung zuteil geworden (Alexander von Humboldt dafür ein gutes Beispiel).

Drittens ist die Geldgier von Gelehrten dem Fortschritt der Wissenschaft immer feindlich gewesen, ja hat ihn häufig genug überhaupt unmöglich gemacht.

Viertens: Die Beurteilung und Wertschätzung geistiger Güter in Kunst, Wissenschaft und Literatur nach ihrem greifbaren Nutzen ist mit den ihm gestellten Aufgaben, die in die Ferne weisen, unverträglich.

Fünftens: Die Berufsauffassung der in überwiegend wirtschaftlichen Berufen Tätigen ist aus den Voraussetzungen ihrer Tätigkeit von derjenigen der Akademiker grundsätzlich verschieden. Beide aber — ebenso die Angehörigen überwiegend wirtschaftlicher Beschäftigung wie die Träger des wissenschaftlichen Lebens — sind in der Erfüllung privater und staatsbürgerlicher Aufgaben in gleicher Weise hingewiesen auf ideelle Einstellung.

Sechstens: Gerade eine wirtschaftliche Blütezeit kann auf die Entwicklung der Wissenschaft wohltätig wirken, wenn ihre Träger sich der Besonderheit ihrer Aufgaben und die Bevölkerung ihrer Pflicht gegenüber dem Geistesleben bewußt sind. Nur wer ohne wirtschaftliche Sorgen lebt, ist dem Geistigen zugänglich. Nur wer sich in günstigen Verhältnissen befindet, kann seine Mittel wohltätig zu künstlerischen und wissenschaftlichen Zwecken nutzen (Privatstiftungen in Amerika).

Siebentens: Nur dasjenige Volk darf auf den Namen eines Kulturvolkes Anspruch haben, das prinzipiell für die Erfordernisse der geistigen Arbeit Verständnis besitzt, dem geistigen Arbeiter weite Entfaltungsmöglichkeiten eröffnet und die für diese, der Gesamtheit zugute kommenden Güter notwendigen Mittel gern spendet.

Achtens: ist eine großzügige Kulturpolitik, die nur auf dem oben angedeuteten prinzipiellen Verständnis für geistige Arbeit ruhen kann, eine besondere Auszeichnung für jedes Volk. Sie ist aber nicht mit kulturpolitischer Parteipolitik verträglich, weil unter dieser Abhängigkeit die von allen äußerlichen Gesichtspunkten freie Tätigkeit des Geistesarbeiters leiden kann. Natürlich sollen in der Kulturpolitik eines großen Volkes seine großen kulturpolitischen Strömungen auch zum Ausdruck kommen können. In dieser Form findet sich diese Ansicht nicht bei Meyer ausgesprochen. Sie ergibt sich aber aus seinen allgemeinen Richtlinien für eine großzügige Kulturpolitik. Treffend äußert sich hierzu Breysig, Vom Geschichtlichen Werden, S. 63 f.: „Immer wird die Wissenschaft Mißtrauen schöpfen müssen, wenn irgendwo um eines Lebens — oder gar um eines staatlichen Zweckes — willen einer forscherlichen Erkenntnis im voraus Ziel und Richtung gewiesen werden sollen. . . . Und ganz gewiß darf der Forscher sich einer Lehre, die irgendwelchen Parteien oder Strömungen entstammt, nicht unterordnen, wenn er sie mit seinen geistigen Mitteln als unhaltbar erkennt, gleichviel, ob diese Strömung ihm als Staatsbürger gefalle oder nicht. Nur durch ein so vorurteilsloses und rücksichtsloses Verhalten wird er auch der werktätigen Staats- und Gesellschaftslehre selbst dienen können."

Neuntens schließt gerade die Spezialisierung die Gefahr der Blickverengerung auf Seiten der Wissenschaft, der Verkennung (Unterschätzung) seitens der Bevölkerung in sich. Es erfordert: Selbstlosigkeit von Seiten der Akademiker, diesen Gefahren zu

widerstehen und an der ideellen Geisteshaltung keinen Schaden zu nehmen, und zwar in folgendem Sinne:

a) Mit dem Fortschritt der Wissenschaft ist der volle Einsatz einer Persönlichkeit zur Erfüllung dieser Aufgaben erforderlich.

b) Die wissenschaftliche Arbeit macht zur Erfüllung praktischer Betätigung ungeeignet.

c) Je größer die Leistung des Wissenschaftlers ist, umsomehr ist sie von freier Stimmung, glücklicher Eingebung abhängig. Ihr Erfolg bleibt immer durchaus ungewiß. Deshalb ist eine ideelle Einstellung für den Wissenschaftler erforderlich, was besonders von der Bevölkerung anerkannt werden sollte.

d) Ihm ist keine oder nur eine geringe Umstellungsmöglichkeit infolge der Besonderheit seiner Ausbildung gegeben.

e) Die Volksstimme verlangt vom Akademiker Bewußtsheit seiner geistigen Mission.

Somit ist der Akademiker nur aus der Besonderheit seiner Stellung begreiflich. Nur bei wahrhaft ideeller Haltung, die Leben und Werk durchdringt, ist er zu großen Leistungen berufen.

---

c.

Maßstäbe für die Bewertung der geistigen Arbeit in der Iheringschen Zweckphilosophie und im Rahmen seiner Zeit.

Die Frage nach der Bewertung der geistigen Arbeit hat 1877 Rudolf von Ihering im 1. Bande seines Werkes „Der Zweck im Recht", und zwar unter Berücksichtigung der allgemeinen Zeitumstände, einer gründlichen Untersuchung unterzogen. Da Iherings Zweckphilosophie selbst stark zeitbedingt ist, die Besonderheiten der geistigen Arbeit dort feinsinnig erfaßt und glücklich in das Gesamtgefüge seines Systems verwoben sind, verdienen seine Darlegungen besondere Aufmerksamkeit; zeigen sie uns doch, wie man auch vom Boden einer durchaus realen Einstellung aus sich von materialistischen Gedankengängen, die wir später bei den Sozialisten aufzeigen werden, durchaus fern halten kann. Gerade als Jurist, der den verhängnisvollen Einfluß der lebensfernen, nur theoretischen Lehren der historischen Rechtsschule noch, wie wir aus seinen Geständnissen entnehmen können, am eigenen Leibe verspürt hatte, hatte Ihering sich später der Ergründung der praktischen Probleme in der Rechtswissenschaft zugewandt.

1.

Die Entstehung des Rechts.

Auch das Recht unterliegt nach Ihering dem Zweckbegriff. Es ist wesentlich aus der Tendenz erwachsen, praktische Dienste zu leisten, und wird auch in Zukunft hauptsächlich derartigen Aufgaben zu dienen haben. Das Recht muß den Menschen, wie Ihering meint, in seinen gesamten Lebensäußerungen realer wie idealer Art zu erfassen suchen. Von diesen durchaus wirklichkeitsnahen Grundlagen aus hat Iherings Untersuchung geschickt den durchaus naheliegenden Fehler vermieden, die Macht ideeller Motive als Triebkräfte des menschlichen Lebens zu unterschätzen. Er weicht deshalb solchen Tatsachen keineswegs aus, sucht sie vielmehr sinnvoll in sein durchaus reales System hineinzufügen, die Probehaltigkeit seiner Ansichten zu erweisen in der tieferen Erfassung geistiger Zusammenhänge.

Schon in seinem bedeutenden Vortrage „Der Kampf ums Recht", 1872, der den Verfasser schnell in weitesten Kreisen bekannt machte, treten diese Züge bei Ihering deutlich hervor. Die Savigny-Puchtasche Theorie des Rechts ist in ihrer starren Einseitigkeit längst überholt. Ihr zufolge geht die Bildung des Rechts

ruhig, schmerzlos und ganz allmählich vor sich. Die still wirkende Kraft der Wahrheit bricht sich sicher Bahn. In Wirklichkeit aber hat sich die Entwicklung des Rechts nach Ihering in ganz anderer Form vollzogen.

Die Idee des Rechts ist nach Ihering im ewigen Werden. Das Gewordene muß dem neuen Werden weichen, denn alles, was entsteht, ist wert, daß es zugrundegeht. Das Recht, als Zweckbegriff in das chaotische Getriebe menschlicher Zwecke hineingestellt, muß unausgesetzt tasten, suchen, um den richtigen Weg zu finden, und darf gegebenenfalls selbst vor der Anwendung schärfster Mittel nicht zurückschrecken, wenn es ihrer zu seiner Durchsetzung bedarf. Mit mehr Recht sollte die historische Schule die romantische genannt werden, weil die Annahme eine falsche Idealisierung vergangener Zustände darstellt, daß das Recht sich tatenlos bilde wie die Pflanze des Feldes. Schon die eigene Erfahrung sollte jeden Einzelnen davor bewahren, diesem schweren Irrtum anheim zu fallen. Die Ausschmückung der Urzeit mit allen schönen Eigenschaften wie Wahrheit, Offenheit, Treue usw. war nach Ihering nichts als eine primitive Legende. Heute ist jedem bekannt, daß die Urzeit gerade die entgegengesetzten Züge an sich trug, und daß es erst der Macht der Gewalt bedurfte, um überhaupt geordnete Verhältnisse herzustellen. Ein mühelos gewonnenes Recht steht, wie Ihering treffend kennzeichnet, auf einer Stufe mit den Kindern, die der Storch gebracht hat: was der Storch gebracht hat, kann der Fuchs oder Geier, wie Ihering meint, wieder holen, aber es nicht der Mutter, die das Kind geboren hat, entreißen, und zwar ebensowenig, wie einem Volke Rechte und Einrichtungen wieder abgenommen werden können, die es in heißer Arbeit sich mühsam erkämpft hat.

2.

Ideale Motive beim Kampf ums Recht.

Bei dem Kampf ums Recht darf nicht die Größe des Streitobjektes für einen Prozeß entscheidend sein. Dabei geht es um die Behauptung der Person selber und ihres Rechtsgefühls, und alle etwaigen Unannehmlichkeiten, Schwierigkeiten und Kosten einer gerichtlichen Auseinandersetzung dürfen demgegenüber nicht ins Gewicht fallen. Dann erst wird aus einer bloßen Interessenfrage ein Charakterproblem erwachsen. Wer etwa bei der rechtlichen Behauptung des Vermögens nur davon ausgeht, daß es sich hierbei doch um eine Interessenfrage handelt, übersieht den historischen und sittlichen Ursprung der Arbeit, der Vorbedingung der Vermögensbildung. Es handelt sich dabei um Menschen, die im Schlamme des Börsenspiels und des betrügerischen Aktienschwindels ihr Vermögen erworben haben. Bei wem das nicht der Fall ist, der wird sich niemals zu der Philosophie der Feigheit, die Verantwortungen ausweicht, bequemen können. Der Zusammenhang des Rechtes mit der Person verleiht allen Rechten, welcher Art sie

auch seien, jenen inkommensurablen Wert, den man im Gegensatz zu dem rein substantiellen Wert als idealen Wert kennzeichnen muß. Seinem Verständnis ist bei gutem Willen jedermann zugänglich, der Gebildete wie der Reiche oder der Arme, wilde Naturvölker wie zivilisierte Nationen können in gleicher Weise sich diesen Idealismus der Gesinnung aneignen (s. Rudolf von Ihering, „Der Kampf ums Recht", Wien, 1872, insbesondere S. 12, 16, 18—20, 25—30). Damit möchten wir die Wiedergabe Iheringscher Auffassung aus seinem „Kampf ums Recht" beschließen, weil sie seinen real-idealistischen Standpunkt uns in aller Klarheit bereits aufzeigt. Von seinen durchaus praktischen Gesichtspunkten aus wird Ihering doch der idealen Seite des Rechts in vollem Umfange gerecht.

Wir wenden uns nunmehr seinem „Zweck im Recht" zu, in dem die soeben skizzenhaft wiedergegebenen Ansichten seines populären Vortrages ihre eingehende wissenschaftliche Begründung gefunden haben. Wir werden auch hier, um Iherings Standpunkt möglichst deutlich hervortreten zu lassen, vorerst an der Beurteilung einiger ähnlicher Fragen die Identität der nunmehrigen Auffassungen Iherings mit den früher geltend gemachten aufzeigen. Göttlicher Zweckgedanke und Statuierung des strengsten Kausalitätsgesetzes sind nach Ihering miteinander vereinbar. Das Kausalitätsgesetz herrscht in der unlebten, das Zweckgesetz in der belebten Schöpfung. Beide finden in dem Zweckgesetz als höchstes weltbelebendes Prinzip ihre Einheit (s. Ihering, Vorrede zur 1. Auflage, S. XIII in 2. Auflage, Leipzig 1884). Ihering hat in bezug auf das Recht diesen Gedanken scharf umrissen. Erst muß im Recht — wie Ihering annimmt — das Vorhergehende da sein, ehe das Höhere folgen kann. Ist das der Fall, dann ist das Höhere unvermeidlich. Jeder vorhergehende Zweck erzeugt den folgenden, und aus der Summe alles Einzelnen ergibt sich später durch bewußte oder unbewußte Abstraktion das Allgemeine: Die Rechtsidee; nicht das Rechtsgefühl hat das Recht erzeugt, sondern die Rechtsanschauung, das Rechtsgefüge. Das Recht kennt nur eine Quelle, das ist die des Zwecks (s. Ihering, Vorrede zur 1. Auflage, S. XIV). Herrschaft des Zweckgesetzes ist nicht mit Egoismus gleichzusetzen. Schon die Natur hat dem Menschen den Weg gewiesen, den er einschlagen muß, um einen anderen für seine Zwecke zu gewinnen. Es ist der der Verknüpfung des eigenen Zweckes mit dem fremden Interesse. Auf dieser Formel beruhen Staat, Gesellschaft, Handel und Verkehr.

3.

Ideales im Menschenleben.

Wie sehr die Iheringsche Einstellung dem Prinzip des Egoismus widerstreitet, zeigt sich an Iherings Auffassung über die Selbstverleugnung. Scharf freilich wendet sich Ihering gegen die nach seiner Ansicht zu strengen Forderungen des „Kategorischen Impe-

rativs“ von Kant und belegt an einigen praktischen Beispielen näher seine Anschauung. Kants Lehre, daß sich der Wille ohne alles und jedes Interesse in Bewegung zu setzen vermag, ist irrig. Für meine Kinder bringe ich gern Opfer, nicht minder für meine Freunde, für einen gemeinnützigen Zweck, aber nicht für den Schah von Persien oder gar für einen Tempelbau im fernen Indien, d. h. das Ansich-Interessiertsein für den Zweck oder, kürzer, das Interesse ist die unerläßliche Voraussetzung einer jeden Handlung. Ein Handeln ohne Interesse ist deshalb ein ebensolches Unding wie ein Handeln ohne Zweck, es ist einfach eine psychologische Unmöglichkeit. Damit könnte, wie uns Ihering gesteht, der Ansicht der Moralisten gedient sein, die den Egoismus als die Triebfeder jeder menschlichen Handlung ansehen. In Wirklichkeit ist dem aber nicht so. Gewiß setzt die Selbstverleugnung auch ein Interesse voraus, das aber von demjenigen des Egoismus wesensverschieden ist. Bei dem egoistischen Handeln ist dem Handelnden die dabei erzielte Wirkung vollständig gleichgültig. Bei der selbstverleugnenden Handlung ist, gerade umgekehrt, jene Wirkung der Zweck, den der Handelnde im Auge hat. Beim egoistischen Handeln steht Aufwendung und Ertrag im gleichen Verhältnis, bei dem uneigennützigen Handeln kann davon nicht die Rede sein.

In drei lapidaren Sätzen faßt Ihering das Ergebnis seiner Untersuchungen zusammen. Sie lauten:

1. Ich bin für mich da.
2. Die Welt ist für mich da.
3. Du bist für mich da.

Aus diesen Gedankengängen hat Ihering weittragende Folgerungen abgeleitet. Es gibt nach ihm kein Menschenleben, das bloß für sich da wäre. Wenn auch an einer noch so eng begrenzten Stelle, arbeitet doch jeder Mensch mit an dem Kulturzweck der Menschheit. Kein noch so armes, enges, inhaltsloses Menschendasein ist denkbar, das nicht daneben doch noch einem anderen Dasein zugute käme. Die Wiege des größten Mannes stand oft in der ärmsten Hütte. Ein Kind kann unter Umständen einem Kinde mehr sein als Eltern und Lehrer zusammen genommen. Jeder ist nicht nur durch andere, sondern zugleich auch für andere da, unabhängig von seiner Absicht. Leben ist unausgesetztes Atmen, Aufnehmen und Zurückgeben von der und an die Umgebung. So wirkt die Frau für den Mann, der Mann für die Frau, die Kinder für die Eltern. Jeder ist somit zugleich für andere, für die Welt da. Nur seine Welt, sowie das Maß und die Dauer der Auswirkung, die er auf sie ausübt, ist verschieden. Nach zwei Richtungen vollzieht sich das „Für Andere sein“. Die Wirkung unseres Daseins auf die Mitwelt, Kunst, Literatur und Philosophie der Griechen, das Recht der Römer bildet noch bis auf den heutigen Tag eine unerschöpfliche Quelle unserer Bildung. Alle Kul-

turvölker haben an der gegenwärtigen Kultur mitgearbeitet. Der Satz „Jeder ist für die Welt da" gilt auch für Völker. In ihm besitzen wir das oberste Kulturgesetz der Geschichte. Damit ist die Zweckphilosophie Iherings in ihren allgemeinen Grundsätzen wenigstens skizzenhaft erläutert. Auf die Anwendungen im einzelnen ist hier nicht einzugehen (s. Ihering, Bd. I, 2. Aufl. 1884, S. 51, 53, 56, 67, 78, 84; 1. Auflage bis 1877).

4.

Entgeltliche und unentgeltliche Arbeit.

Wir wollen jetzt eingehender darlegen, wie Ihering von dem Boden seiner Anschauung aus dem Problem der richtigen Schätzung der geistigen Arbeit gerecht wird, weil er hier auf breitester historischer Grundlage überaus beachtenswerte Gesichtspunkte aufgestellt hat, die sich glücklich in seine zeitbedingte, real-idealistische Zweckphilosophie einfügen. Unsere vorangegangene Darlegung wollte sie an einigen ins Auge fallenden Beispielen kritisch näher erläutern.

Der Gegenstand entgeltlicher und unentgeltlicher Arbeit fällt im alten Rom, wie Ihering darlegt, mit dem der körperlichen und geistigen zusammen. Nur jene, nicht diese streckte die Hand nach Lohn aus. Die hier zugrundeliegende Auffassung war nicht eigentümlich römisch, sondern findet sich bezeichnenderweise bei allen Völkern und Individuen ganz primitiver Stufen. Sie ist nichts als die praktische Deutung der ihnen eigenen grobsinnlichen Anschauungen, wie sie in der alleinigen Bewertung der körperlichen Arbeit zum Ausdruck kommt. Nur sie hat Anspruch auf Lohn, weil sie Schweiß kostet und nach der rohen Vorstellung sie allein etwas schafft. Die körperliche Arbeit ist zudem eine Tatsache der sinnlichen Wahrnehmung für alle Personen. Das Subjekt, welches sich ihr unterzieht, fühlt sie, der Dritte sieht sie und bemerkt ihren Niederschlag. Die geistige Arbeit dagegen gilt dem Primitiven nicht als Arbeit. Sie strengt den Menschen nicht an, sie kostet ihn keine Mühe. Ein Mann darf keinen Lohn beanspruchen, dessen Arbeit nur im Denken, dessen Dienstleistung nur im Sprechen bestanden hat. Worte kosten kein Geld, man bezahlt ihn am besten mit der gleichen Münze, mit Worten. Weiter macht Ihering in diesem Zusammenhange darauf aufmerksam, einen wie deutlichen Niederschlag diese im alten Rom verbreiteten Ansichten in der Sprache gefunden haben: Wer ein Geschäft (negotium) betreibt, hat keine Muße, otium, und der Lohn, merces, wird der Ware, merx, gleichgestellt; sie wird angeboten, locatur, und zwar öffentlich, auf dem Markt, locus. Handwerksarbeit ist ministerium, von minus, minuere, Verringerung im Gegensatz zu magis, magistratus, d. i. Erhöhung über das Niveau des gewöhnlichen Bürgers (s. Ihering Bd. I, S. 105 f.).

5.
Geringschätzung geistiger Arbeit in der Gegenwart.

Ihering stellt fest, daß die ausgesprochene Geringschätzung der geistigen Arbeit auch noch gegenwärtig bei dem gemeinen Manne besteht. Iherings Hinweise sind in dieser Beziehung sehr aufschlußreich; die von ihm hervorgehobenen Gefahren einer Verkennung der geistigen Arbeit haben sich sogar noch verstärkt. Hinzuzufügen bleibt, daß der Verkennung der geistigen Arbeit durch den überwiegend im wirtschaftlichen Beruf Tätigen die Verkennung der unmittelbar wirtschaftlichen Arbeit durch den lebensabgewandten idealistischen Gelehrtentypus häufig entspricht. So gilt auch hier das französische Sprichwort, daß die Extreme sich berühren. Die modernen wirtschaftlichen Verhältnisse haben die Möglichkeit, den Werdeprozeß der geistigen Arbeit sich vor Augen zu führen, allgemein ungeheuer erschwert. Der Blick eines jeden ist so stark an die Eindrücke der Außenwelt gebannt, daß für Denken auf ungewohnten Pfaden wenig Raum bleibt. Umgekehrt haben sie für jedermann, der guten Willens ist, die Möglichkeit, sich den Gang der überwiegend wirtschaftlichen Arbeit richtig vorzustellen, sehr erleichtert. Die Zeit, in der innerhalb einer Familie die einzelnen Kinder dem Berufe ihrer Eltern folgten, ist längst vorbei, die kastenhafte Schichtentrennung hier längst überwunden. Es kann leicht vorkommen, daß etwa in einer Familie der eine Kaufmann, ein anderer Handwerker wird, der dritte vielleicht eine gelehrte Laufbahn einschlägt. Immerhin ist zumindest bei kinderreichen Familien — ein freilich heute seltener Fall — anzunehmen, daß einer eine überwiegend handarbeitende Betätigung ergreift. Jedem aber ist, an welcher Stelle er auch immer stehen mag, die Möglichkeit gegeben, den Wert der körperlichen Arbeit zu beobachten und zu beurteilen. Schon der Besuch eines Kaufhauses, einer Fabrik, eines Büros, eine Fahrt auf der Untergrundbahn oder Eisenbahn oder auf dem Omnibus kann hier die reichsten Aufschlüsse liefern. Insbesondere ist es aber möglich geworden, bei literarischen Neigungen die Anschauung zu bereichern, von den bezeichneten Arbeitsarten sich ein Bild zu machen, und zwar durch ihre Widerspiegelung in der Literatur, in der Malerei, in der Schule. (Handfertigkeitsunterricht, aus eigener Kraft errichtete Schulfarmen usw.) Demgegenüber leuchtet es ein, daß selbst bei den bedeutendsten Bildungsfortschritten des Einzelnen es doch niemals auch in aller Zukunft möglich sein wird, den Maler, den Plastiker, den Dichter, den Gelehrten bei seinem Schaffensprozeß zu belauschen und den Wert seiner Leistung zu beurteilen. Ist es doch für den Außenstehenden schon mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, sich auch nur die grundsätzliche Einstellung der Angehörigen geistiger Berufe richtig zu vergegenwärtigen. So wird etwa einem Arzt, der einer großen Persönlichkeit das Leben

rettet, ein hohes Honorar zum Vorwurf gemacht, gleichsam als ob die Rettung eines Menschenlebens selbst mit Gold aufzuwiegen wäre. So ist auch selbst heute die schon in den siebziger Jahren von Ihering als peinlich empfundene Voreingenommenheit des gemeinen Mannes gegen die Bewertung geistiger Leistungen nicht geschwunden.

6.

Moderne und antike Auffassung.

Die römische Auffassung von dem Werte der körperlichen und geistigen Arbeit beruhte aber, wie man vielleicht zu ihrem Ruhme trotz aller Schattenseiten annehmen möchte, nicht — wie uns Ihering aufzeigt — auf Selbstlosigkeit oder Wohlwollen. Der Römer verzichtete bei höheren Dienstleistungen nicht auf seinen Lohn; er bestand nur in Ehre, Ansehen, Popularität, Einfluß und Macht. Diese Erscheinung des Ersatzes der prosaischen Triebkraft des Geldes durch idealere Motive berührt uns höchst fremdartig. Ein Beruf, der nur Ehre, kein Brot gewährt, ist dem Unbemittelten verschlossen. Deshalb bildeten Staatsdienst und Jurisprudenz tatsächlich in Rom das Monopol der Wohlhabenden. Ein angesehener Jurist im Anfang der Kaiserzeit war, da die Wissenschaft sich ihr Recht, den Anspruch auf Lohn, noch nicht erstritten hatte, auf Gnadengeschenke angewiesen. Diese Unvollkommenheit hat der ganzen Einrichtung ihr Ende bereitet. Der Uebergang zum Lohnsystem stellte einen gewaltigen Fortschritt in sozialer Beziehung dar. Schon im Altertum! Es ist nach Ihering das Verdienst der griechischen Lehrmeister, in allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft hier einen gründlichen Wandel in den überkommenen Vorstellungen herbeigeführt zu haben. Ihnen gebührt das Verdienst, auch auf römischem Grund und Boden der Wissenschaft ihre Rechtsstellung erkämpft zu haben (s. Ihering, S. 108—12).

7.

Verkehr und Wirtschaft als System des Egoismus.

Um die Frage der richtigen Bewertung der geistigen Arbeit zu entscheiden, ist es nach Ihering erforderlich, vorher noch einen kurzen Rückblick auf die im Verkehrsleben üblichen Grundsätze zu werfen. Der Verkehr ist für Ihering das vollendete System des Egoismus. Darauf beruht seine Größe und Stärke. Danach bestimmt sich der Höhegrad seiner Entwicklung. Je mehr hier Wohlwollen und Uneigennützigkeit durch den Eigennutz und den Erwerbstrieb ersetzt werden, umso besser erfüllt er die ihm gesetzten Aufgaben. An einem typischen Beispiel erläutert Ihering die Richtigkeit seiner Behauptung. Wer etwa die Wahl zwischen einer Reise in ein Land hat, in dem er überall Gasthöfe vorfindet, und einem solchen, wo dieser Mangel durch allgemein übliche Gastfreundschaft ersetzt wird, wird sich zweifellos zu der Reise in das mit Gasthöfen ausgestattete Land entschließen. Den

Reiz der Gastfreundschaft zugestanden, so sind doch — ganz allgemein gesprochen — für das praktische Leben gewiß sichere Straßen besser als unsichere, Ochsen und Polizeidiener, die einem begegnen, besser als Löwen und Raubritter, eine Gastwirtschaft besser als eine Gastfreundschaft. So hat für das Reisen der Gastwirt keine geringere Bedeutung als für den Tauschverkehr der Kaufmann. Freilich überspitzt Ihering den Gegensatz; in dem Gasthof wird man sich in der Tat am wohlsten fühlen, der einem zum Heim, aber nicht zur Herberge wird. Auch hier wird stark die innere Beziehung des Hotelbesitzers zu seinen Gästen für inneres Wohlbehagen, für ihr Sich-zu-Hause-Fühlen mitsprechen, d. h. Ihering übertreibt gewiß die Einschätzung realer Faktoren, aber gerade deshalb ist eine Hervorhebung der Macht ideeller Momente im Leben, wie er an dem Verhältnis zu geistigen Werten zeigt, besonders beachtlich. In der starken Betonung und Wertung äußerer Fakten ist Ihering so recht ein Kind seiner Zeit. Ohne uns im geringsten seine Deutung der Wirtschaftsvorgänge zu eigen zu machen, müssen wir doch zugestehen, einen wie wesentlichen Beitrag zur Werterschließung des Geistigen sie darstellen. Stark betont Ihering die Macht des Geldes in der modernen Wirtschaft. Es befriedigt alle Bedürfnisse, die ewigsten wie die niedrigsten, und zeigt sich somit hier als ein großzügiger Vermittler; es macht den Uebergang von der Unentgeltlichkeit zur Entgeltlichkeit, von der Gefälligkeit zum Verkehr deutlich.

Seine absolute Voraussetzungslosigkeit ist hervorzuheben. Es kennt kein Ansehen der Person, leidet nicht an Launen und ist seinem Besitzer immer zugänglich. Bei der Begriffsbestimmung des Lohns macht Ihering darauf aufmerksam, daß Lohn und Aequivalent sich nicht zu decken brauchen, daß sich aber an die Erhebung des Lohnes zum Aequivalent ein großer Fortschritt im modernen Verkehrswesen knüpft. Aequivalent ist dabei das erfahrungsmäßig ermittelte Gleichgewicht zwischen Leistung und Gegenleistung, ein Betrag des Lohnes, bei dem beide Teile zu ihrem Rechte kommen. Mittels der Konkurrenz besitzt der Verkehr die Macht, aus Eigenvermögen der Idee der Aequivalenz gerecht zu werden. Der Egoismus des Verkäufers, der einen zu hohen Preis zu erzwingen sucht, wird durch den eines anderen, der lieber zu einem mäßigen Preis als gar nicht verkauft, der des Käufers, der zu wenig, durch den des anderen, der mehr bietet, paralysiert. Die Konkurrenz ist somit nach Ihering die soziale Selbstregulierung des Egoismus. Das zeigt sich überall. Selbst da, wo etwa die Bevölkerung eines Ortes auf einen Arzt angewiesen ist, wird er sich doch mit Rücksicht auf die dauernde Hochhaltung seiner Praxis vor zu hohen Honorarforderungen hüten. Die Tatsache, daß es für den Verkehr keine andere bewegende Kraft gibt als den Egoismus, steht nicht der Tatsache entgegen, daß der Staat Ausschreitungen, welche dem Gedeihen der Gesellschaft bedrohlich werden,

entgegenzutreten hat. Dem Interesse des individuellen Egoismus darf die Gesellschaft durchaus ihr eigenes Interesse entgegenstellen, weil es sich auf das richtet, was allen paßt, auf die Herstellung der Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit aber steht über der Freiheit. Der Einzelne ist für die Welt da, darum hat der Einzelne sich dem, was allen förderlich ist, unterzuordnen, weil er damit auch am besten seinen eigenen Interessen dient (s. Ihering, besonders S. 117, 118, 120, 133, 135 f., 140).

8.

Verschiedenheit der Berufsehre.

Um das Verständnis für die Natur geistiger Arbeit zu erleichtern, vergegenwärtigen wir uns die Struktur des Erwerbszweiges. Der Einblick in seine Gestaltung wird uns bei Klarstellung der für die geistige Arbeit wesentlichen Momente weiterführen. Der Beruf ist nach Ihering von dem Moment der Eignung, d. h. von einem subjektiven Faktor abgesehen, objektiv eine Tätigkeit, für welche der Einzelne sich dauernd der Gesellschaft zur Verfügung stellt, von Ihering bezeichnet als sozialer Dienstposten. In Verbindung mit der Absicht, für ihn und von ihm zu leben, spricht man vom Erwerbszweig. Das Individuum wirbt gleichsam bei der Gesellschaft (Gewerbe), um dadurch zu erwerben. Es dient ihr, um selber zu verdienen. Nach unserer, von der antiken verschiedenen Vorstellung gereicht das weder dem Höchstgestellten noch dem Niedersten zur Unehre, ebensowenig wie irgendeine Arbeit schändet oder die Annahme eines Lohnes den Wert selbst der hochgeistigsten Leistung zu beeinträchtigen braucht. Wichtig ist die Betonung des Gedankens, daß alle, die einen Erwerbszweig betreiben, damit öffentliche Personen sind, für das Publikum da und zu dessen Dienst verpflichtet sind. Der Beruf erhält somit eine Pflichtstellung gegen die Gesellschaft. Dieser Ehre jedes einzelnen Berufs im öffentlichen Munde entspricht auch die Ehre jedes Berufs im persönlichen Sinne. Dabei ist — wie Ihering ausführt — unbedingt zu beachten, daß die Ehre des Kaufmanns, des Handwerkers, des Arztes voneinander verschieden sind, aber jede in ihrer Art von unschätzbarem Wert. Eine Wertskala ist dabei nicht aufzustellen. Das sind Gedankengänge, die dem sozialen Frieden förderlich und jedermann einleuchtend sind. Jeder, der sie verletzt, verabsäumt damit seine Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft. Liederliche Arbeit schadet ebenso dem Kaufmann selbst wie der Gemeinschaft. Entsprechend gilt das für die anderen, oben erwähnten Betätigungen. Ruf und Beruf hängen eng miteinander zusammen. Wer seinen Beruf nicht ausfüllt, schadet damit auch seinem Ruf. Wer der Gesellschaft nicht das ist, was er ihr sein soll, schädigt aufs gröblichste die ihr gegenüber eingegangene Verpflichtung. Wer somit einen bestimmten Berufszweig ergreift, setzt gleichsam seine ganze Existenz zum Unterpfand dafür ein, daß er die übernommene Aufgabe auch sinnvoll

erfüllt. Der Verkehr dient dann den ihm gesetzten Zwecken, wenn er einen besonderen Erwerbszweig hervortreibt, wenn man seiner dringend bedarf. Der Mangel eines bestimmten Berufszweiges zeugt davon, daß das Bedürfnis noch nicht stark genug empfunden worden ist, um die gesicherte Form seiner Befriedigung erstehen zu lassen. In einem Lande, wo tausendmal so viele Branntweinbrennereien vorhanden sind wie Buchläden, steckt das Bedürfnis nach geistiger Anregung noch in den Kinderschuhen.

Als Resultat ergibt sich: Der Erwerbszweig enthält erstens die soziale Organisation in gleicher Weise der Arbeit wie der Befriedigung des Bedürfnisses, zweitens: der Erwerbszweig ist die Organisation des Lohnes, der Lohn dient bei Ausschaltung schwankender Zufallsmomente der Realisierung der Idee des Aequivalents. Er sichert dessen praktische Innehaltung und ermittelt genau seine Höhe. Die üblichen Preise sind das Erfahrungsprodukt des ganzen Erwerbszweiges, d. h. von Tausenden und Millionen von Individuen, welche dasselbe Rechenexempel angestellt haben und fortwährend anstellen. So muß das Honorar des Arztes und des Advokaten nicht bloß das Rezept oder den Schriftsatz, sondern auch die Studienzeit bezahlt machen. Der Lohn des Dienstmanns, Droschkenkutschers usw. muß gleichzeitig auch entschädigen für die bei der Berufsausübung entstehenden Wartezeiten (s. Ihering, besonders S. 140—152).

9.

Genie und bürgerlicher Beruf.

Bei der Betrachtung der sozialen Bedeutung des Erwerbszweiges ist noch die Frage zu klären, wie das Talent in den Dienst der Gesellschaft in einer ihm entsprechenden, ihm gerecht werdenden Weise gestellt zu werden vermag. Die Anschauung in Rom, die Bezahlung der geistigen Arbeit als unehrenhaft anzusehen, ist heute allgemein überwunden. Selbst die früher weit verbreitete Vorstellung, daß den Siegeszug des Genies keine ihm in den Weg gelegten Schwierigkeiten aufhalten können, hätte nicht darüber hinwegsehen lassen sollen, daß auch das Genie des Brotes bedarf, und, sofern ihm sein Beruf kein Brot verschafft, er sich einen anderen bürgerlichen Erwerbszweig notgedrungen erwählen muß. Ein Blick auf die Verhältnisse vergangener Zeiten zeigt, wie sehr sich seitdem die Vorstellungen hierüber geläutert haben. Das musikalische Genie des 19. Jahrhunderts kann durch die Musik ein gesichertes Einkommen verdienen, dasjenige des 14. Jahrhunderts mußte die bescheidensten Bedürfnisse unter den peinlichsten Umständen durch Bettelei in Burgen und Palästen der Großen zu befriedigen suchen. Unendlich wertvolle Kräfte sind dadurch der Gesamtheit verloren gegangen. Gewiß haben viele es vorgezogen, als Schuster oder Schneider sich durchs Leben zu schlagen als sich etwa ihrer musikalischen Neigung zu widmen. Heutzutage könnte ein Paganini, ein Beethoven nie etwas anderes werden, als was sie

wirklich geworden sind. Im Mittelalter haben sie, wenn sie die „Karriere" eines Bänkelsängers oder Bierfiedlers verschmäht hätten, durch ein bürgerliches Gewerbe sich den Lebensunterhalt verdienen müssen. Kurz: die Gegenwart gibt auf allen Gebieten der Kunst und des Wissens dem Einzelnen genug Entfaltungsmöglichkeiten, so daß ein Mißerfolg nur aus mangelnder Leistungskraft herrühren könnte. Dieser Umschwung ist durch die Sicherung des Lohnes in Form des Berufszweiges herbeigeführt worden. Nicht mehr hätte es ein Hans Sachs nötig, Stiefel zu machen, um zu dichten, Spinoza nicht, Brillen zu schleifen, um zu philosophieren. Fälle der Art, die sich heute ereignen, wären also nach der geistvollen Annahme von Ihering als ein geistiges Armutszeugnis eines Volkes zu bewerten (s. Ihering S. 154—156).

Die Einprägung dieser Iheringschen Gedankengänge ist deshalb so aufschlußreich, weil die Vergegenwärtigung dieser gewaltigen Wandlungen geeignet ist, Mißstimmungen geistiger Arbeiter über zu geringe Bezahlung vorzubeugen, sie mit kräftigendem Optimismus zu erfüllen und auf der anderen Seite auch das Selbstbewußtsein der breiten Bevölkerungsschichten zu heben, die der neuen Situation sich gewachsen gezeigt haben. Iherings Beurteilung der geistigen Arbeit konnte gleichzeitig eine Warnung für die Zukunft sein und einen Appell darstellen, sich ihrer Lebensbedingungen bewußt zu werden. Später freilich hat Ihering die günstige Beurteilung der kulturfreudigen Gegenwart stark eingeschränkt. Tatsächlich ist ihm auch nicht in dieser pointierten Fassung beizustimmen. Auch das ausgehende 19. und 20. Jahrhundert hatte noch genug zu berichten von der Not großer Schriftsteller, Gelehrter und Dichter, die trotz praktischer Anstelligkeit doch nicht das Notdürftigste für sich erwerben konnten. Nur wenige Beispiele: Karl Frenzel, der bekannte Kritiker der Nationalzeitung, starb in bitterster Not. Selbst ein Arno Holz entging in unseren Tagen in seinen letzten Lebensjahren nicht großen wirtschaftlichen Bedrängnissen. Ein Maximilian Bern, bekannt durch seine feinsinnigen Gedichtssammlungen, ist buchstäblich verhungert. Selbst Karl Bleibtreu und Michael Georg Conrad hinterließen durchaus dürftige Verhältnisse. An das beklagenswerte Schicksal einer kritischen Begabung wie Karl Strecker sei in diesem Zusammenhange nur erinnert. Schließlich sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß im Deutschland der Vorkriegszeit Gustav Falke sich anfangs als Klavierlehrer nur kümmerlich (Stunde 50 Pfennig) ernähren konnte und daß selbst Richard Dehmel noch als bekannter Dichter als Versicherungsagent die höchsten Etagen erklimmen mußte.

Trotz allem ist — wie wir hervorheben wollen — ein gewisser Fortschritt nicht zu verkennen. Niemand, auch der Ungebildetste nicht, würde dem Genie zumuten, durch Verrichtung kleinster, seinem Können überhaupt nicht angepaßter Dienste sich notdürftig

durchzukämpfen. Sich etwa Gerhart Hauptmann als Holzfäller, als Fabrikarbeiter, als Buchhalter, als Glasschleifer, der sich damit mühsam das Notwendigste erwirbt, auch nur vorzustellen, ist einfach absurd. Aber deshalb ist doch der Weg, Anerkennung zu finden, recht steinig geblieben. Wer sie sich freilich errungen hat, ist damit im Gegensatz zu früher wirtschaftlich gesichert. Die Ansicht, daß das bürgerliche Gewerbe dem Geistesflug des Genialen nichts anzuhaben vermag und der Zwang zu einem Gewerbe selbst für den geistigen Menschen nichts Anstößiges darstelle, ja sogar überaus wohltätig wirken könne, ist ein für allemal überwunden. Damit ist aber noch nichts darüber entschieden, ob es dem Genie heute leichter als in früheren Tagen möglich ist, zur Geltung zu kommen. Sehr verdienstlich bleibt freilich in Berücksichtigung der Erfahrungstatsachen Iherings Feststellung, wie fruchtbar sich die Arbeit des Einzelnen erweisen kann, wenn jeder jede Tätigkeit mit ganzem Herzen ausübt.

10.

Idealer Lohn als Wertmaßstab geistiger Arbeit.

Nach diesen geistvollen allgemeinen Betrachtungen versucht Ihering nunmehr, den Wert der geistigen Arbeit zu bestimmen. Der Begriff des Lohnes ist nicht auf die Form des Geldes beschränkt. Man spricht auch etwa von einem Lohn der Tugend, des Fleißes usw. Der Wert dieser Lohnart für die Gesellschaft ist über jeden Zweifel erhaben. Der ideale Lohn beruht im Gegensatz zum realen Lohn, der seinen Wert in sich selbst trägt, auf Ideen, die man mit ihm verbindet. Die äußeren Auszeichnungen besitzen für ihren Inhaber keinen höheren Wert als er ihnen selbst beilegt. Das Geld dagegen erhält sich seinen Wert unabhängig von der Schätzung seines Inhabers. Für die Gesellschaft ist es höchst wichtig, daß der ideale Lohn in hoher Schätzung steht. Je mehr man ihm in allen Kreisen gerecht wird, desto wirksamer ist der Hebel, den die Gesellschaft in dem idealen Lohn zur Ausnutzung für ihre Zwecke besitzt. Zu den Bedürfnissen des Menschen gehören zum mindesten für einen gewissen Teil. neben Essen und Trinken, der Fürsorge für Kleidung und Wohnung auch die Nahrung der idealen Güter von Kunst und Wissenschaft. Wer sie befriedigt, so könnte man glauben, erfüllt damit auch einen Verkehrszweck, scheinen doch zum mindesten alle äußeren Anzeichen dafür zu sprechen; auch Kunst und Wissenschaft bieten auf dem Markte ihre Schätze feil: der Maler sein Gemälde, der Bildhauer seine Statue, der Komponist seine Symphonie, der Gelehrte sein Manuskript. Damit scheint ihre Arbeit genau so den Marktverhältnissen in der Bewertung zu unterliegen, wie diejenige des Landmannes und Fabrikanten und des Handwerkers. Trotz allem trügt der äußere Schein.

Diese Ansicht von der geistigen Arbeit ist nach Ihering deshalb abzulehnen, weil sie sich vollständig von der Wahrheit entfernt, nicht aber deshalb, weil etwa in der Bezahlung der geistigen Arbeit ganz entsprechend der oben erwähnten Tätigkeit des Landmanns usw. irgend etwas Herabsetzendes liegen würde. Tatsächlich bildet auf dem Gebiete der sozialen Arbeit allein das Geld Zweck und Hebel aller hier vorkommenden Tätigkeiten, auf dem anderen Felde hat aber entscheidend das Individuum einen anderen Zweck ins Auge zu fassen, und zwar sowohl in Kunst und Wissenschaft als auch in Kirchen- und Staatsdienst (s. Ihering, S. 184, 185).

11.

Niederschlag der Auffassungen in der Sprache.

Bedeutungsvoll hat, wie Ihering darlegt, bereits die Sprache diesen Unterschied der Arbeitsauffassungen festgehalten. Während auf dem ersten Gebiet Lohn als Arbeitslohn bezeichnet wird, wird auf dem anderen dieser Name geflissentlich vermieden. Der Schriftsteller, Komponist, Arzt erhält Honorar, der Beamte Gehalt, Besoldung, der Schauspieler und Offizier Gage, der Advokat Deserviten. Dadurch soll weder die Tatsache, daß der Empfänger für Geld arbeitet, verschleiert werden, noch etwa damit die Verschiedenheit körperlicher und geistiger Arbeit in dem Arbeitsgange herausgehoben werden. Vielmehr handelt es sich um eine psychologisch fundierte Bezeichnung, die besagt, daß für den gewöhnlichen Arbeiter allein der Lohn seinen Arbeitswillen antreibt, während Arzt, Advokat, Künstler, Gelehrter, Lehrer, Prediger und Staatsdiener als handwerkliche Naturen zu bezeichnen wären, wenn das Motiv ihrer Tat ausschließlich im Ausüben gegen Geldgewinn zu finden wäre. Diese Bezeichnung kann sich nicht aus bloßer Höflichkeit und Galanterie erhalten haben, weil die Vorstellung der Antike: die Annahme eines Lohnes sei etwas für die Arbeit Erniedrigendes, als überwunden anzusprechen ist. Ebenso sinnlos wäre eine Umgehung dieses Ausdruckes wegen der sozialen Stellung des Empfängers. Dann müßten auch, wie Ihering treffend bemerkt, Kaufgelder, Pachtzinsen, Geldzinsen, Börsengeschäfte je nach der Stellung und Herkunft eines Empfängers besondere Bezeichnungen tragen. Es widerspricht aber dem Wesen der Sprache, auf solche Nebensächlichkeiten im Ausdruck besondere Rücksicht zu nehmen (s. Ihering, S. 186, 187).

12.

Bedeutung der Iheringschen These für die Gegenwart.

Die Ausführungen Iherings hierüber sind der höchsten Beachtung wert. Wenn wir uns auch nur selten, zumal in der Umgangssprache, über den ursprünglichen Sinn von Bezeichnungen Rechenschaft ablegen, so zeigt uns Ihering doch, welche wertvollen Aufschlüsse sich hierbei ergeben können. Tatsächlich besteht nur dann

das Recht, einen in die allgemeine Umgangssprache eingegangenen Ausdruck aufzugeben, wenn die hier ausgedrückte Tatsache gegenwärtig und für die Zukunft als absolut überholt angesehen werden dürfte. Ein Beispiel mag das belegen. Der Ausdruck „Beruf" als allgemeine Bezeichnung für die verschiedenartigsten Beschäftigungen der Menschen hat sich nur deshalb erhalten können, weil der in dem Worte ausgedrückte Sinn: nur das zu treiben, wozu man sich innerlich berufen fühlt, auch heute noch sein gutes Recht besitzt, wenn auch die meisten im Berufsleben Verankerten sich hierüber selten im Klaren sind. Der Sinn dieser Bezeichnung ergibt sich ja schon daraus, daß im Spiegel der religiösen Auffassung des Katholizismus oder auch des Protestantismus sich der Gedanke gleichsam der Heiligkeit jeder Berufstätigkeit in die Gegenwart hinübergerettet hat. Nur dann etwa wäre unseres Erachtens dieser Ausdruck durch die Verhältnisse als überholt anzusprechen, wenn tatsächlich der Beruf gegenwärtig infolge der bestehenden Verhältnisse jeder ideellen Antriebskraft entbehren müßte, und wenn selbst in der Zukunft keine Möglichkeit mehr bestände, den ursprünglichen Sinn des Wortes wiederherzustellen. So können uns solche ganz allgemeinen Bezeichnungen zu wertvollem Nachdenken reiche Veranlassung geben.

Tatsächlich haben diese Bezeichnungen sogar noch dann ihren guten Sinn, wenn sie schon fast zu Schlagworten geworden sind. Gewiß gibt etwa, um einen Ausflug in ganz andere geistige Gefilde zu unternehmen, das Wort „L'Etat c'est moi" nicht im entferntesten richtig die Bedeutung Ludwigs des Vierzehnten wieder, ebensowenig wie das Wesen des aufgeklärten Despotismus durch den Satz „Ich bin der erste Diener meines Staates" auch nur annähernd erfaßt werden kann. Trotzdem haben diese Schlagworte sich erhalten, weil sie dem Laien, zu dem doch jedermann auf einem, gewöhnlich sogar auf sehr vielen Gebieten gehört, eine wenigstens ganz ungefähre Information an die Hand geben, die durchaus demjenigen fehlt, der mit diesen satzartigen Charakteristiken nicht vertraut ist. Somit ist die Tatsache, daß diese oben angegebenen, durchaus verschiedenen Bezeichnungen für die Entgeltung der geistigen Arbeit trotz aller Vereinfachungstendenzen der Sprache und der Abneigung der Menschen einfacherer Schichten gegen das Fremdwort sich bis zur Gegenwart erhalten haben, ein schlagendes Zeugnis dafür, wie tiefgreifend die durch die Sprache gekennzeichneten Unterschiede tatsächlich sein müssen.

13.

Gehalt und Lohn.

Das Wesen des Gehalts beruht, wie Ihering darlegt, auf der Verbindung des ökonomischen und des idealen Lohnes. Damit wird den zwei Arten des einfachen Lohnes, dem rein ökonomischen und dem rein idealen, noch eine dritte Art hinzugefügt, der gemischte Lohn. Der ökonomische Lohn wird dadurch in seinem

ursprünglichen Wesen, nämlich der Gewährung des Aequivalents für die Arbeit, so gut wie aufgehoben. So ist denn etwa die hohe Besoldung eines katholischen Kirchenfürsten kein Aequivalent für seine Arbeit, das Honorar des Schriftstellers oder des Komponisten ist nicht dem Wert seiner Produkte proportional. Die hohe Differenz zwischen dem Gehalt eines Senatspräsidenten und der ihn unterstützenden Räte ist kein Ausdruck für den Wert der von ihnen geleisteten Arbeit.

Einige Beispiele mögen diese Tatsache noch mehr erhärten. Zur Zeit als Schubert seine Kompositionen fast für ein Nichts dahingab, erzielte, wie Ihering mit Recht hervorhebt, Strauß mit seinen Walzern Höchsterträge. Wie wenig das Geld im Schaffensprozeß des Malers, Schriftstellers, Bildhauers, Gelehrten mitspricht, ist tausendfach zu belegen. Cornelius hat — wie Ihering seine Behauptung glänzend illustriert — in der Villa Bartholdi in Rom jahrelang Zeit und Mühe geopfert, um die Freskenmalerei wieder in Aufnahme zu bringen. Dabei war er ein völlig mittelloser Mensch, der sich oft in drückendster Not befand. Sein ganzes Vermögen hat Alexander von Humboldt dem Dienste der Wissenschaft geopfert. Mancher Gelehrte wendet ein halbes Leben an ein Werk, das ihm noch nicht einmal seine Unkosten einbringt. Ludwig Gurlitt hat in seiner Schrift „Der Deutsche und seine Schule" berechnet, daß seine lateinischen Lehrbücher ihm noch nicht den Betrag der eigenen Unkosten gedeckt haben. Das war aber ein Menschenalter später, und zudem handelte es sich hierbei um ein Schulbuch. Kein Schuster, Schneider, Fabrikant oder Kaufmann würde jahrelang umsonst arbeiten aus Liebe zur Sache. Somit fehlt wirklich dem Honorar des Künstlers und Dichters das entscheidende Merkmal des Lohnes, die Aequivalenteigenschaft. So bestehen naturwissenschaftliche Fachjournale ohne Honorar, und so erfordern nicht selten illustrierte Werke noch einen erheblichen Kostenzuschuß des Autors. Diesen Ausführungen von Ihering ist grundsätzlich beizupflichten (s. Ihering, S. 188 f.).

Wir haben in der Tat alle Veranlassung, uns möglichst alle Fälle, wo bedeutende Geister in Not geraten sind, zu vergegenwärtigen, um nicht in dem ihnen angepaßten idealökonomischen Lohn den ökonomischen Faktor vollständig zu übersehen. Das sollte uns umsomehr als eine Ehrenpflicht erscheinen, als der Geistesarbeiter selbst unter den schwierigsten Verhältnissen — wie schon die angeführten Stellen lehren — die Fahne der ideellen Einstellung hochgehalten hat. Der Blick auf den ökonomischen Lohn kann also nicht den Antrieb zur geistigen Arbeit darstellen. Er wird hier durch den idealen Lohn ersetzt, der einmal besteht in den durch die Staatsgewalt verliehenen Anerkennungen und weiterhin in der Befriedigung, welche die Arbeit selber gewährt, etwa den Genuß der geistigen Arbeit an sich, den Reiz der Kraftprobung, die Freude des Findens und die Wonne des Schaffens.

14.

Voraussetzung für ideale Erfolge.

Die soziale Wirksamkeit des idealen Lohns setzt subjektiv die Empfänglichkeit für ihn voraus: den idealen Sinn. Keine Epoche, der dieser Sinn abgeht, wird in Kunst und Wissenschaft etwas leisten. Nur auf idealem Boden gedeiht, wie Ihering feststellt, das Ideale. Das typische Motiv für Kunst und Wissenschaft ist der Idealismus, für das Geschäft der Erwerbstrieb. Ein Künstler, dem es nur um den Erwerb geht, ist ein Banause. Wo Interesse des Erwerbs mit den Erfordernissen der Kunst streitet, wird der wahre Künstler immer den Dienst an der Kunst in den Vordergrund stellen. Demjenigen, der auf idealem Gebiete sich durch die äußerlichen Motive der hohen Einnahme allein vorwärtstreiben läßt, würde der Geschäftsmann entsprechen, der in seiner Sphäre nur ideale Interessen wahren wollte. Beide haben ihren Beruf verfehlt, weil das Geschäft geschäftsmäßig, das Ideale ideal betreiben, zu ihren notwendigen Aufgaben gehört. Natürlich sind Ideales und Praktisches keine sich ausschließenden Gegensätze. Geradezu unsinnig ist die Annahme, daß der Gelehrte unpraktisch, der Kaufmann idealfeindlich sein müßte. Im Gegenteil, ihre Versöhnung führt vorwärts. Nur soll jeder zuerst die ihm gesetzte Aufgabe erfüllen, ehe er seine Gedanken dem gesamten Volke zuwendet (s. Ihering, S. 189 ff.).

15.

Der tiefere Sinn sprachlicher Bezeichnung.

Wie sehr sich Ihering in der hohen Bedeutung, die er sprachlichen Bezeichnungen als Wegweiser für in der Wirklichkeit vorhandene Unterschiede beimißt, auf dem richtigen Wege befunden hat, sei noch an dem Beispiel des Gehalts erläutert. Auch das Gehalt stellt nach Ihering kein Aequivalent für die Leistung des Beamten dar. Immerhin ist es von dem ideal-ökonomischen Lohn für künstlerische und wissenschaftliche Leistungen insoweit verschieden, als sich dort überhaupt keine feste Lohnskala aufstellen läßt, die doch für den Beamten aufgestellt werden konnte. Mit Recht weist Ihering auch darauf hin, daß gerade diese Tatsache, daß die wissenschaftliche Leistung wegen ihrer Größe und Bedeutung für die Gesamtheit jeder Rubrizierung widerstreitet, nicht zu ihrer nur gar zu häufig vorhandenen Unterschätzung führen sollte. Das Gehalt des Beamten richtet sich nicht nach der Güte oder dem Maß seiner Arbeit. Es bleibt weit hinter dem zurück, was im Verkehr für die gleiche Tätigkeit bezahlt werden würde. Das gilt ebenso auch für den Offizier, bei dem die Gage auch nicht im entferntesten seiner Pflicht, gegebenenfalls sein Leben für das Vaterland einzusetzen, entspricht. Der Arbeitslohn gewährt oft

mehr als den bloßen Lebensunterhalt, das Gehalt nichts weiter als ihn, und zwar den standesmäßigen Lebensunterhalt. Das Standesmäßige bestimmt sich nach der Rangstellung des Amtes, letztere ihrerseits aber wiederum nach der damit verbundenen Machtstellung. Nicht das höhere oder geringere Maß der zur geschickten Führung der Aemter erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen bestimmt somit die Höhe des Gehaltes, sondern allein die damit verbundene Machtstellung (s. Ihering, S. 191—193).

Wir haben dieses Beispiel deshalb näher ausgeführt, weil es uns auch wieder zeigt, wie ein sprachlicher Ausdruck uns auf den richtigen Weg zur Erkenntnis einer Sache führen kann. Das hat August Horneffer in seiner „Erziehung der modernen Seele", Leipzig 1908, energisch bestritten. Man hielt nach ihm oft an einer Bezeichnung fest, auch wenn sie schon ganz sinnlos geworden war, und zwar deshalb, weil der Name eine große pädagogische Macht darstellt, einen, wenn auch nur scheinbaren Zusammenhang mit der Vergangenheit herstellt und Neues als etwas Alterprobtes und durch die Zeit schon Geheiligtes einführt. Dem Erzieher und seinem Auftraggeber, der Kultur, ist alles willkommen, was Autorität heißt. Denn ohne Autorität ist keine Erziehung möglich (s. S. 66/77). Der Ausdruck Christentum ist dafür nach Horneffer ein lebendiges Beispiel. Auch der Unchristlichste hält an ihm fest, um sich gegebenenfalls darauf zu berufen. Tatsächlich sind aber die Grundlagen unseres Lebens, und zwar für jedermann, gänzlich unchristlich und völlig anders als diejenigen des echten Christen sein müßten. Dieser Argumentation kann man sich u. E. nicht anschließen. Nicht derjenige ist ein echter Christ, der das Leben eines Urchristen führt. Vielmehr müssen gerade die Vorstellungen eines heutigen Christen dem gegenwärtigen Leben Rechnung tragen. Das geschieht aber, wenn man prinzipiell fragt, wie nach den im Alten und im Neuen Testament gegebenen Anleitungen ein heutiger Mensch als Christ leben muß (s. dazu Traub, Heilbronn 1904, Kapitalismus und Ethik, Grundzüge einer Sozialethik, S. 67 bis 70) *(s. Anhang S 84.)*. Ferner beweist der Mißbrauch noch nichts gegen die Möglichkeit eines richtigen Gebrauchs. Erst wenn eindeutig nachgewiesen wäre, daß das Christentum in der von uns dargelegten Auslegung in keiner Weise mehr, und zwar infolge des Wandels der allgemeinen Lebensverhältnisse, uns weiter führen kann, wäre es an der Zeit, diesen Namen aufzugeben. Das ist aber offensichtlich nicht der Fall. Die Tatsache, daß ein Begriff im Laufe der Zeit eine Abschwächung erfahren kann, besagt nichts gegen die Möglichkeit, ihn in seiner Reinheit wiederherzustellen. Nur wenn das nicht, was aber in jedem Einzelfalle erst des Nachweises bedürfte, möglich ist, ist ein Begriff als veraltet anzusehen und aufzugeben. Richtig ist aber an Horneffers Kritik, daß man nicht gedankenlos Begriffe, nur weil sie alt sind, weiter schleppen soll, ohne sich über ihren Sinngehalt klar zu werden.

16.

Iherings Leben als Verkörperung seiner Lehre.

Damit wollen wir unsere Wiedergabe der Iheringschen Anschauungen beschließen und uns einer umfassenden Kritik ihrer Grundlagen zuwenden (für das Vorangegangene s. Ihering „Zweck im Recht", Bd. 1, 2. Aufl. 1884, insbesondere S. 37, 51, 53, 67, 78 ff., 84, 105, 107, 110, 117—118, 134 ff., 141, 144, 6, 151, 155, 185, 186, 187—189, 190, 191). Vorher wollen wir aber noch, indem wir uns ganz auf den Boden von Ihering selbst stellen, der den Zusammenhang von Person und Sache immer wieder von neuem gefordert hat, die Frage aufwerfen, inwieweit Iherings Lehre in ihm selbst ihre Verkörperung gefunden hat. In einem Briefe vom 13. November 1885 machte Ihering auf die Bitte des bekannten Schriftstellers Adolph Kohut, ihm Näheres über seinen Lebensgang mitzuteilen, folgende bemerkenswerte Ausführung: „Mitteilungen über mich mache ich nur meinen Familienmitgliedern und allernächsten Freunden; im übrigen bin ich dem Anlaß dazu mein ganzes Leben hindurch konsequent aus dem Wege gegangen und möchte davon auch jetzt nicht lassen — ich möchte mir das Gefühl erhalten, niemals etwas getan zu haben, um mich in ein vorteilhaftes Licht zu setzen." Ihering fährt dann im folgenden Sinne fort, er stelle die Anerkennung der Welt für seine Leistung nur deshalb so sehr hoch, weil er selbst nichts dazu getan habe, um sie hervorzurufen. Weiter berichtet Ihering in dem erwähnten Brief, daß er 1839 zum Beamtenexamen, da die Zulassung damals noch als Privilegium galt, ohne Angabe von Gründen abgewiesen wurde. „Ohne den Hinweis eines Repetenten, Privatdozent zu werden, und ohne die Zurückweisung vom Examen wäre ich jetzt in irgendeinem Ort von Hannover Beamter." Weiter gesteht uns Ihering, daß seine innere Neigung nicht auf die Jurisprudenz ging, bei Freiheit des Entschlusses wäre er Literat geworden. Nebenbei flicht er die interessante Mitteilung ein, daß sogar Friedrich Hebbel ihn auf diesem Gebiet für besonders begabt gehalten hätte.

Dieses Geständnis von Ihering erscheint uns als ein klassisches Zeugnis einer wahrhaft idealistischen Geisteshaltung. Der wirkliche Idealismus bewährt sich gerade darin, daß man entgegenstehende Widerstände und Hemmnisse im Leben überwindet und auf selbstgebahntem Wege freudig sich vorwärts bewegt. Ebenso ist es Ausdruck idealistischer Gesinnung, mit eiserner Konsequenz alle Mittel abzulehnen, die einen selbst im Urteil von Mit- und Nachwelt als einen besonders hohen und wertvollen Menschen erscheinen lassen. In seinen Untersuchungen über die „Sitte" im 2. Band seines Hauptwerkes, den wir hier außer acht lassen, war Ihering reichlich Gelegenheit gegeben, seine Einstellung durch die Tat zu erhärten. Nur der Gedanke, mit diesen Arbeiten der Wissenschaft zu dienen, hat ihn, wie Ihering gesteht, jahrelang

instand gesetzt, sich einer Aufgabe zu widmen, die ihn in die niedersten Regionen des täglichen Lebens versetzte und, wie er sich ausdrückte, das Material zur Lösung der aufgeworfenen Probleme gleichsam auf der Straße und im Kehricht zusammensuchen ließ. Dem Druck des Kleinen und Kleinsten wäre Ihering nach seinen eigenen Worten fast unterlegen, hätte ihn nicht das doppelte Bewußtsein aufrechterhalten: die Arbeit muß getan werden, und wer in der Lage ist, sie zu leisten, hat seine individuelle Neigung der Wissenschaft zum Opfer zu bringen.

Tatsächlich ist Ihering in seiner eingehenden Darlegung über die Entstehung der Sitte und der Sittlichkeit, die wir in unserem Zusammenhang nicht zu verfolgen haben, seiner idealen Grundgesinnung treu geblieben (s. Ihering, Vorrede zum 2. Band, Leipzig, 1883, S. XII, XIII). Er bemerkt, daß nicht Lohn und Zwang schon allein genügen, zu einer befriedigenden Ordnung der Gesellschaft zu gelangen. Die Liebe des Weibes und der Mutter wird weder bezahlt noch erzwungen und doch hängt an ihr das Haus, und davon ist das Gedeihen der ganzen Gesellschaft abhängig. Zwei Arten von Verhältnissen sind zu unterscheiden, auf welche Lohn und Zwang überall keine Anwendung finden, die sittlichen Verhältnisse der Liebe und Freundschaft und auch diejenigen Verhältnisse, die auf Lohn und Zwang aufgebaut sind, denn seine soziale Wirksamkeit ist dadurch bedingt, daß derjenige, welcher sein Bedürfnis durch die Leistung eines anderen zu befriedigen gedenkt, den dafür entsprechenden Lohn zu zahlen vermag und der Gegenpart mit ihm zufrieden ist. Selbst der Lohn erfordert zu seiner Ergänzung noch das sittliche Motiv des Pflicht- und Ehrgefühls des Arbeiters. Gewissenhaftigkeit, Ehrlichkeit und Ehrgefühl sind die allein zuverlässigen Wächter der Geschicklichkeit, ja, mehr als das, ihre Hebel. Deshalb haben sie einen eminenten ökonomischen Wert. Was für den Lohn gilt, gilt auch für den Zwang. Ohne Hinzukommen der sittlichen Ordnung ist die Rechtsordnung unsicher und unvollkommen. Das Gesetz, das uns nicht sieht, würde dann für uns nicht existieren. Dieser Punkt ist gar nicht entschieden genug zu betonen. Der Egoismus als Herrscher würde den Menschen jedes Verbrechen und jede Schandtat ausüben lassen. Jeder würde von dem Schlimmsten nur Abstand nehmen aus Furcht vor dem Gesetz. Hieraus geht hervor die gänzliche Irrigkeit der früher weit verbreiteten Lehre, welche den Unterschied zwischen Recht und Moral in dem Moment der äußeren Handlung hier und der inneren Gesinnung dort erblickte, die für das Recht unerheblich sei. Die Theorie war nach beiden Seiten hin verkehrt, indem sie hinsichtlich der Moral das Moment des gesellschaftlichen Zwanges übersah, hinsichtlich des Rechts das ihm auch so wesentliche Moment der inneren Gesinnung außer acht ließ (s. Ihering, Bd. II, S. 1—10).

Wir haben diese Darlegung noch als Ergänzung zu früheren gebracht, um zu zeigen, wie sehr Ihering auch im Fortgange seiner Untersuchung an seiner oben von uns als real-idealistisch gekennzeichneten Einstellung festgehalten hat. Tatsächlich ist Ihering die ursprünglich nur ganz gegen den eigenen Willen ergriffene Rechtswissenschaft später zum Lieblingsberuf geworden. In „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz", seinen 1884 gesammelt erschienenen Aufsätzen, gestand Ihering, daß sein Interesse an der Rechtswissenschaft mit den Jahren immer mehr zugenommen habe, daß er keinen höheren Genuß, kein edleres Lebensziel kenne als seine Kraft am Recht zu versuchen und sein Teil dazu beizutragen, daß es in seiner ganzen Größe und Bedeutung erkannt werde. Ein weiteres Zeugnis dafür, wie sehr es Ihering mit seinen im „Zweck im Recht" ausgesprochenen Ansichten ernst gewesen ist, wie sehr gleichsam sie am eigenen Leib erlebt gewesen waren. Scharf wendet sich Ihering gegen die Anhänger der reinen Wissenschaft. für die der Name praktisch etwa ebenso wirkt wie das rote Tuch auf den Stier oder, wie wir hinzufügen wollen, der Begriff Demokratie noch um das Jahr 1870 auf die sogenannte gebildete Gesellschaft (s. Richard Rothe, Theologische Ethik, 2. Auflage, Wittenberg 1869, Band II, S. 439/40), oder wie noch das Wort Sozialismus auf die Gesellschaft in den beginnenden 90er Jahren — Begriffe, über die damals noch keinerlei Klarheit bestand (s. Schulze-Gaevernitz, Zum sozialen Frieden, 1890, Einleitung).

17.

Der Nutzen der Wissenschaft für das Leben.

Die wirkliche Theorie hat es nicht nötig, die Frage nach dem Nutzen der Wissenschaft für das Leben zu fürchten. Die juristische Wissenschaft beispielsweise gehört nach Ihering zu denjenigen Wissensgebieten, die sowohl einen theoretischen wie praktischen Bestandteil in sich schließen, die beide in gleicher Weise der Berücksichtigung bedürfen. Die ideelle Einstellung des Gelehrten steht der Erfüllung dieser Aufgabe nicht im Wege. Die Definition Iherings von der Rechtswissenschaft kann man mit derjenigen des Reichsministers und Professors Popitz über die Finanzwissenschaft vergleichen. Nur derjenige darf auf den Ehrentitel eines wahren Finanzwissenschaftlers Anspruch erheben, der nicht nur Gesundungspläne aufstellt, sondern auch gleichzeitig ihre Verwirklichungsmöglichkeit in sein Denkgebäude mit hineinfügt.

In der Auffassung, daß gerade in der Durchführung praktischer Aufgaben der Gelehrte seinen idealen Sinn zu betätigen vermag, stimmt Ihering mit dem Pädagogen und Ethiker Rein überein. Exklusivität ist nach Rein nur bei den Zweigen der Wissenschaft angebracht, die schon ihrer Natur nach auf einen kleinen Kreis beschränkt sind. Nicht aber dort, wo eine ständige Fühlung mit den geistigen Strömungen der Gegenwart dem Gelehrten in der Forschung weiterhilft, eine Brücke zwischen Wissen-

schaft und Leben schlägt. Zu Disziplinen, die nicht an den Türen ihrer Auditorien Halt machen dürfen, wo sich die ideale Einstellung des Gelehrten gerade in der kühnen Inangriffnahme auch praktischer Aufgaben bewähren kann, gehören insbesondere Philosophie (als Weltanschauungslehre), Geschichte, Kunst und Literaturgeschichte, Nationalökonomie, Pädagogik und Hygiene. Nur die Hochschulen, die in diesem ideal-praktischen Sinne ihre Aufgabe ansehen, können Führer des geistigen Lebens der Nation sein und bleiben (s. Rein, Grundriß der Ethik, Osterwieck 1906 auf Seite 283). Diese Auffassungen, in denen Ihering ganz mit Rein übereinstimmt, haben Ihering aber keineswegs dazu geführt, den notwendig stark theoretischen Einschlag in der Rechtswissenschaft zu verkennen. Vielmehr hat er immer, ein Zeugnis seines tiefen Verständnisses für die Besonderheit dieses Wissensgebietes, stark betont, daß für die Rechtswissenchaft die vollständige Vereinigung ihrer theoretischen und praktischen Seite, wie sie etwa auf dem Gebiete der Medizin sich als ausführbar und fruchtbar erwiesen hat, nicht in Frage kommen kann. Vielmehr ist nach Ihering die Trennung der Lebensberufe des Theoretikers und des Praktikers in der Rechtswissenschaft trotz der damit verbundenen Nachteile hinsichtlich der Lebensnähe doch als eine Notwendigkeit anzusehen, weil das juristische Studiengebiet in ungleich höherem Maße historischer Art ist als dasjenige etwa des Chemikers und Chirurgen. Aber gerade als Theoretiker war Ihering besonders berechtigt, Uebertreibungen des Theoretikers zu geißeln. Mit schroffer, aber doch überzeugender Argumentation wendet er sich gegen jene eigenartigen juristischen Käuze, die das ideale Denken als den Vorzug des juristischen Theoretikers ansehen und ernsthaft die Forderung vertreten, beim juristischen Denken alle praktischen Rücksichten auszuschalten.

Die Erwägung, auf der Erde werde alle Wahrheit von Gesetzgebern und Praktikern geknechtet oder der Gelehrte könne doch mit seiner Argumentation nicht durchdringen, ist nach Ihering ein offenes Bekenntnis zur eigenen Schwäche. Der sei ein erbärmlicher Gelehrter, der so wenig Bekennermut und Glauben an die Güte der eigenen Sache besitzt, daß er sich durch derartige Ansichten bestimmen ließe. Durch ein schönes Bild veranschaulicht Ihering auf Grund eigener Lebenserfahrung das Wesen einer wirklichkeitsnahen Theorie. Bei seinem Studium der Quellen des römischen Rechts sei ihm zumute gewesen wie dem Seemann, der in die offene See hinaussteuert, das majestätische Meer vor sich, den Himmel über sich, mit Lust die frische belebende Seeluft atmend, von allen beengenden Fesseln und Banden des Landes frei, ganz auf sich selbst und seinen Kompaß gestellt. Aber gerade diese große Freiheit schließt neben dem bestrickenden Reiz die große Gefahr in sich, auf Sandbänke und Klippen zu stoßen und dabei doch das endliche Ziel zu verfehlen. Gleich dem echten

Seemann soll der wahre Theoretiker den Bestimmungshafen erreichen, die Abirrung vom vorgeschriebenen Kurse vermeiden, nicht nur zu eigener Lust auf offener See umhertreiben, sondern landen. Dabei solle sich die Fahrt durch die Güter bezahlt machen, die das Schiff ablade. Der Hauptvorwurf gegen die Begriffsjurisprudenz liegt darin, daß sie, wenn sie nach langer Fahrt überhaupt am Ziele ankommt, gar nicht die Frage aufwirft, ob sie Güter, die für das Leben einen Wert haben, auszuladen vermag.

Der Mann durfte von der idealen Gesinnung des Gelehrten, von der besonderen Einstellung des Geistesarbeiters zu seinem Beruf sprechen, der als Theoretiker durch sein römisches Recht und als Praktiker durch Aufgeschlossenheit gegenüber allen Lebensaufgaben der Zeit in solcher Vorbildlichkeit durch sein Leben die Echtheit seiner Grundsätze bezeugte (s. Ihering, Scherz und Ernst in der Jurisprudenz, Leipzig 1884; wir zitieren nach der Reihenfolge der von uns angegebenen Gedankengänge: S. 361, 288, 298, 364, 287, 344, 345).

18.

Staatsstipendiatentum.

Wir wollen zum Schluß unserer Ausführungen zeigen, wie diese universelle, das Leben in seinen realen und idealen Faktoren in gleich vorbildlicher Objektivität erfassende Einstellung Iherings ihn damals zu einer überaus sinnvollen Behandlung der heute wieder so modernen Frage des Staatsstipendiatentums des Akademikers veranlaßte (s. Grimme, Mit freiem Volk auf freiem Grunde, 1932, S. 47), Rudolf Olden, Staatsfeinde auf Staatskosten im Berliner Tageblatt, 1. 7. 1931, Dr. Otto Friedländer, Hochschulreform, 1929, S. 5, 6, 7, 10, 13; dagegen Seeberg im Berliner Lokalanzeiger, 31. Juli 1931; Eugen Schiffer in „Sturm über Deutschland", Berlin 1932, S. 74 und schließlich meinen Aufsatz „Student und Volk" in der Königsberger Hartungschen Zeitung vom 7. Juli 1931) *(s. Anhang S. 85 ff.).*

Bei der Frage, was der Staat mir gewährt, tritt, wie Ihering ausführt, schon auf den ersten Blick zweierlei in den Vordergrund: der Schutz nach außen und der Schutz im Innern. Der Schutz nach außen ist für jedes Volk ein sehr hoher Wert. Ihm dienen mit die größten Opfer des Einzelnen, die den Einsatz häufig erheblicher Mittel für die etwaige Erhaltung der Militärmacht zum wirklichen Schutze erfordert. Das zweite Gut kommt dem Einzelnen nur sehr niedrig zu stehen, in Form schwerster und blutigster Kämpfe haben dafür die Vorfahren den Tribut entrichtet. Für den Schutz im Innern haben die Nachkommen nur die relativ niedrigen Unterhaltskosten zu tragen. Was er bedeutet, zeigt das Beispiel der Türkei. Der Wert des dortigen Grundbesitzes würde bei Rechtssicherheit des Eigentums sich um das Vielfache vermehren.

Diese beiden Staatsausgaben, der Schutz nach außen und im Innern, leuchten jedermann ein. Häufig aber wird entweder übersehen oder zu gering veranschlagt, wie der Staat dem Staatsbürger durch die Erfüllung von Bildungsaufgaben dient, weil — wie sich auf den ersten Blick ergibt — Schutz nach außen und im Innern allen zugute kommt, was aber hinsichtlich der Bildungspflege sich nicht so ohne weiteres belegen läßt. Hier scheint zudem eben in der Heranziehung aller zu ihren Unterhaltungskosten eine starke Unbilligkeit zu walten, die in bestimmten erbitterten Ausführungen nach außen zum Ausdruck kommt. So fragt man etwa: was hat der Bauer von Universitäten, Bibliotheken und Museen, und doch soll auch er zu ihrer Erhaltung einen Teil beisteuern. Diese Gedankengänge Iherings ließen sich noch weiter ausbauen, wenn wir etwa fragen: was der Arbeiter, der Angestellte, der kleine Beamte von dem Vorhandensein dieser Bildungsstätten profitiere. Fragen, die ja auch heute sogar in einer grob materialistischen Formulierung in der Tat aufgeworfen werden. Erscheint es doch, wie wir hervorgehoben finden, beinahe offensichtlich, daß wesentlich durch die hohe Summe, die sie durch die von ihnen aufgebrachten Steuern zu den Unkosten von Bildungsinstituten beitragen, ihnen, die doch am wenigsten von ihnen haben können, die Erhaltung dieser Einrichtungen zu danken ist (s. insbesondere Rudolf Oldens „Staatsfeinde auf Staatskosten“ im „Berl. Tagebl.“ vom 1. 7. 1931).

Scharf wendet sich Ihering gegen diese bezeichnenderweise auch schon damals vorgebrachte Argumentation. Die heutige Gesellschaft hat nicht mehr — wie Ihering geistvoll hervorhebt — ganz feste, klare, eng begrenzte Aufgaben zu erfüllen. Jeder Schritt auf ihrer Bahn trägt heute im Gegensatz zu den stetigen Verhältnissen der Vergangenheit neue soziale Aufgaben an sie heran, die sich im Staatsbudget schon in Millionenziffern ausprägen. Unabhängig von dem Maß der Beitragspflicht des Einzelnen zu den Staatslasten muß sich doch jeder sagen, daß er auch sein Teil zu den Zwecken der Gesellschaft beiträgt, und daß selbst die geringste Geldsumme dabei doch eine Beteiligung an sämtlichen Ausgaben des Staates darstellt. Es gibt keine, für die sich nicht der Beitrag des Einzelnen, vielleicht nur der millionste Teil eines Pfennigs, genau berechnen ließe. Dadurch hat die Finanzverwaltung das Problem gelöst, alle Personen und Sachen den Zwecken der Gesellschaft tributär zu machen. Die Verpflichtung aber, die Steuer zu zahlen, ist gleichbedeutend mit der Staatsbürgerpflicht für jeden Einzelnen, alle Zwecke der Gesellschaft, für die die Steuer verwandt wird, für seinen Teil mit zu verfolgen und zu fördern. Für jeden einzelnen Posten der Ausgaben hat jeder Einzelne rechtlich beizutragen. So löst sich das Ausgabenbudget des Staates, wie Ihering meint, gleichsam in ebensoviele Rechtssätze auf, als es Posten hat. Jeder ruft Dir gleich-

sam zu: Trage zu diesem Posten bei. Du hast die Verpflichtung, Heer und Flotte zu erhalten, Straßen zu bauen, für Schulen und Universitäten zu sorgen. Jede Erweiterung der Staatsverwaltung gibt Dir die rechtlich und sittlich auszuwertende Verpflichtung auf, in Deiner Steuer auch einen Teil für ihre Bedürfnisse zu entrichten. Gegen die mögliche Argumentation des Bauern, des kleinen Angestellten, des Arbeiters, des Beamten, der dem Gelehrten seinen Beitrag für die Unterhaltung von Kunst und Wissenschaft vorrechnet, hat der Geistesarbeiter das Recht, auf alle die Institute, die deren Bedürfnissen dienen, hinzuweisen, für die er beiträgt, ohne von ihnen unmittelbare Vorteile haben zu können. In Wirklichkeit ist diese Auffassung ganz abzulehnen, weil sie den Kostengesichtspunkt bei der Beurteilung von Bildungsfragen entscheidend in den Vordergrund schiebt und unter diesen Umständen die Frage der Errichtung bestimmter Bildungsinstitute zu einem wilden Interessenkampf ausarten würde. Es ist aber gerade die Aufgabe von Bildungseinrichtungen, sei es mittelbar oder unmittelbar, allen zugute zu kommen und ein Volk innerlich zu einigen (s. Ihering, Zweck im Recht, Band I, 1884, II. Aufl. S. 551—559).

19.

Ablehnung des Bildungsmaterialismus.

Die Abweisung des Bildungsmaterialismus durch Ihering ist von durchschlagender Ueberzeugungskraft. In der Tat wäre es um jede ernsthafte Kulturpolitik nach großen, einheitlichen Maßstäben in dem Augenblick geschehen, in dem jede einzelne Schicht bestimmte staatliche Bildungsinstitute wegen der für sie von ihr gemachten Aufwendungen für sich allein mit Beschlag belegt und sogar das Recht in Anspruch nehmen würde, allein aus diesem Grunde besondere Forderungen hinsichtlich des Lehrziels und Lehrplans aufzustellen. Damit wäre einmal der Zusammenhang im Aufbau des Bildungswesens vollständig zerrissen, und Bildungsfragen wären in Interessenkämpfe niedrigster Art verwandelt, ganz davon abgesehen, daß natürlich für den Besuch irgendwelcher Bildungsanstalten in jedem Fall in erster Linie die geistige Eignung ihres Besuchers in Frage kommen muß. Besonders bedenklich erweist es sich aber, wenn derartige Maßstäbe auf die Hochschule angewandt werden. Um die Bezeichnung des Studenten als eines Staatsstipendiaten zu rechtfertigen, werden beispielsweise die gesamten Aufwendungen des Staates für das Hochschulwesen durch die Zahl der Studierenden dividiert. Die dabei sich ergebende Summe wird auf den einzelnen Studenten berechnet und danach festgestellt, daß etwa der Jahresbeitrag für jeden Studierenden 1200 bis 1400 Mark ausmacht, d. h., wie man rhetorisch erklärt, eine Summe, von der schon eine Arbeiterfamilie gut ein Jahr lang leben könnte. Derartige Ansichten sind von Grund auf abwegig. Wenn man selbst den unbezahlbaren Wert, den der Student insofern darstellt, als er auf der Universität unmittelbar zur

Förderung des wissenschaftlichen Fortschritts beizutragen sucht, unberücksichtigt ließe, dürfte man — wie von vornherein einleuchtet, — von einem Staatsstipendiaten überhaupt höchstens dort sprechen, wo nicht nur das Studium unentgeltlich wäre, sondern auch noch der Student einen bestimmten Zuschuß, der zur Lebensführung ausreicht, erhielte. Besonders schlimm ist es aber, wenn aus der erst wiedergegebenen Argumentation in vollständiger Verkennung der Aufgaben des Kulturstaates noch besondere Verpflichtungen des Studenten gegenüber der Gesellschaft hergeleitet werden, weil sein Studium der Gesamtheit bestimmte Lasten auferlegt, da der Student nur aus seinem Wesen, aber nicht von diesem Boden her erfaßt werden kann. Aber noch aus ganz anderen Gründen ist, wie wir in Fortführung der Iheringschen Gedankenreihe bemerken wollen, diese Auffassung abzulehnen. Mehr als etwa die Hälfte der Gesamtausgaben für Universitäten entfält auf die Gebäude, auf Bibliotheken, auf die Unterhaltungskosten von Laboratorien und Krankenhäusern, die auch dann bestehen müßten, wenn kein einziger Student studierte. Den Widersinn, diese Einrichtungen nach den Maßstäben der Einnahme- und Ausgabewirtschaft allein zu beurteilen, bedarf keiner eingehenderen Beleuchtung. Besonders gefährlich wirkt es aber, wenn dem Studenten ad oculos demonstriert wird, daß er eigentlich nur infolge der Mildtätigkeit der breiten Bevölkerungskreise das Privileg des Studiums genieße (s. Friedländer, Grimme, Olden), und wo aus dieser angeblich vollständig offensichtlichen Tatsache, „der Student sei zeit seines Lebens Schuldner der Nation", direkte Schlüsse auf die „richtige" Gesinnung des Studierenden abgeleitet werden, so etwa, daß der Akademiker gegebenenfalls eine ganz bestimmte Parteimeinung sich zu eigen zu machen hat, die im großen der Ansicht derjenigen Kreise entspricht, die die Mittel zu seinem Studium hergeben. In der Tat sind auch schon im Prinzip, woraus die Lebensnähe der Iheringschen Betrachtungen erhellt, solche Ansichten zu Beginn der siebziger Jahre geäußert worden. Unter Bildungsmaterialismus verstehen wir, was wir der Deutlichkeit halber noch einmal betonen, alle Auffassungen, die den Wert der Bildung unabhängig von ihrem Wesen nur nach ihrem praktischen unmittelbaren Nutzen abschätzen.

20.

Zusammenfassung.

Die Ergebnisse dieses Kapitels seien in folgenden Thesen zusammengefaßt:

1. Iherings Zweckphilosophie ist in ihrer Erklärung aller Erscheinungen aus dem Wohlfahrtsprinzip ein getreues Spiegelbild ihrer Zeit. Gerade deshalb ist aber die starke Berücksichtigung ideeller Tatsachen aufschlußreich, die in seiner Auf-

fassung von der Selbstverleugnung, von dem ideellen Moment der Rechtsverfechtung und in seiner Lehre von dem Zusammenhang aller menschlicher Arbeit deutlich zutage tritt.

2. Die Auffassung, geistige Arbeit dürfe kein Entgelt beanspruchen, spiegelt die rohe, grobsinnliche Ansicht aller Naturvölker von der Arbeit wider, die nur als „Arbeit" bezeichnet, was Schweiß kostet und in seinem Prozeß sich beobachten läßt.
3. Diese Einstellung wird durch moderne Verhältnisse noch verstärkt, die uns auf Schritt und Tritt körperliche Arbeit beobachten lassen und uns einen Begriff von ihrer Bedeutung geben — Voraussetzungen, die sich in dieser Weise für geistige Arbeit niemals erfüllen lassen.
4. Geistige Arbeit nur aus ideellen Gesichtspunkten zu betrachten, d. h. die Frage nach ihrer Verwertbarkeit gar nicht erst aufzuwerfen, würde die Ausschließung Unbemittelter zur Folge haben und dadurch gerade äußere Gesichtspunkte in sie hineintragen. Erst aus dem Gegensatz gegenüber den für das Wirtschaftsleben maßgebenden Grundsätzen kann geistige Arbeit richtig bewertet werden.
5. Die in der Vergangenheit hervorgetretene Auffassung, daß sich auch geistige Größen durch einen bürgerlichen Erwerb schwer durchs Leben schlagen müssen, hat die Gemeinschaft wertvollster geistiger Kräfte beraubt und mag als eine Warnung vor der Herausbildung ähnlicher Verhältnisse in der Gegenwart dienen.
6. Kunst, Wissenschaft und Literatur unterliegen nicht den typischen Bedingungen des Verkehrswesens. Der teilweise ideale Lohn ist wesensverschieden von dem im Verkehrsleben üblichen Aequivalentlohn, der das erfahrungsmäßig ermittelte Gleichgewicht zwischen Leistung und Gegenleistung darstellt.
7. Diese in der Sprache feinsinnig festgehaltene Unterscheidung besteht auch heute noch zu Recht und enthält den entscheidenden Fingerzeig für die richtige Erkenntnis geistiger Betätigung. In der ideellen Haltung bedeutender Gelehrter, die ihr Leben bei Entdeckungsreisen, chemischen, physikalischen, medizinischen und astronomischen Experimenten aufs Spiel setzen, tritt dieser Zug deutlich hervor.
8. Deshalb können nur auf idealem Boden ideelle Güter gedeihen. Für Kunst und Wissenschaft bleibt der Idealismus ebenso das typische Motiv wie für die geschäftliche Betätigung der Erwerbstrieb. Wer das übersieht, ist ein Banause.
9. Bei dem tiefgreifenden Unterschied zu dem Verkehrsleben entsprechen sich beispielsweise auch beim Staatsbeamten nicht Leistung und Gehalt.

10. Ihering lehnt einen Bildungsmaterialismus, der die geistigen Güter nur nach dem Nützlichkeitsmaßstab mißt und die Ausgaben für geistige Zwecke in banausischer Verkennung ihrer Grundlagen und der Bedürfnisse des Kulturstaates nur denjenigen auferlegen will, die unmittelbar von Bildungseinrichtungen Nutzen ziehen, ab. Das widerspricht der Kulturstaatsauffassung und führt zu einem sinnlosen Ausspielen geistiger Interessengegensätze.

11. Für diese Grundsätze bildet das Leben Iherings einen Beleg.

12. In einer Zeit, die von Interessengegensätzen starrt, hat er ebenso wie Jürgen Bona Meyer in flammenden Worten trotz einer zuweilen starken Ueberschätzung realer Tatbestände davor gewarnt, die geistige Arbeit nach dem Maßstab der Nur-Erwerbs-Arbeit zu beurteilen, und damit seiner Persönlichkeit ein dauerndes Denkmal gesetzt.

13. hat sich Rudolf von Ihering sehr verdient gemacht um die Erforschung der Motive, die zum Bildungsmaterialismus führen können. Sie wurzeln zum Teil in einer engen Staatsauffassung, die nach der Analogie des Schutzes nach innen und nach außen, dessen Wert allen erkennbar und dessen Nutzen jedem offensichtlich ist, die gleichen Maßstäbe auch auf das ganz anders geartete geistige Leben übertragen.

14. Diese Lehren leben in der Gegenwart in der Beurteilung des Studierenden als Schuldners der Nation weiter, wo ebenfalls ganz im Sinne der baren Nützlichkeit aus der Tatsache der durch Steuern von der Gesamtheit aufgebrachten Mittel bestimmte Verpflichtungen des Akademikers hergeleitet werden.

Anhang.

Zu S. 73 unseres Textes: *Nach Traub bleiben gewisse Richtungslinien der ethischen Gedankengänge von Christus für alle Zeiten christlicher Gemeinschaft zu recht bestehen. Insbesondere die Erkenntnis, die Seele des Menschen lebt in einer anderen Welt, ihre Heimat ist bei Gott, dem gegenüber alle Kulturwerte verschwinden. Nicht zu übersehen bleibt, daß die moderne christliche Kultur in anderer Atmosphäre lebt als in derjenigen des Urchristentums. Die Frage lautet, ob der moderne Mensch sich noch als Christ bezeichnen darf, er dürfte es nicht, wenn Jesu Worte ewige Gesetze wären. Wer sie so betrachtet, kann heute nicht Kapitalzins nehmen oder Korn nach dem Weltmarktpreis verkaufen; das wäre aber eine armselige, sinnwidrige Auffassung der besten Absichten von Jesus, der uns die Freiheit der Selbstbestimmung läßt und nur die Grenze zieht, daß die Heimat der Seele in ewigen Höhen liegt, der sittliche Mensch sich nicht an zeitliche Werte verlieren soll. Deshalb ist Verständnis für die Bedürfnisse von Kunst und Wissenschaft, Volkswirtschaft, Recht und Staat ein selbstverständliches Erfordernis für den modernen Christen, wenn er nur die Grundlage seiner Lehre nicht vergißt. (Traub, Sozialethik S. 67—70.)*

Ergänzung zu No. 5 dieses Kapitels: *In seinem Büchlein über die deutsche Arbeit hat Riehl ebenfalls den Unterschied zwischen Hand- und Kopfarbeit festgelegt. Je mechanischer eine Arbeit ist, umso mehr kann sie in der praktischen Lehre und durch Beobachtung erlernt werden. Kein Mensch wird aber durch Bücherlesen und eigenes Nachsinnen ein fertiger Schlosser, Schreiner oder Mechaniker. Je geistiger dagegen die Arbeit, umso mehr setzt sie sogar schon beim Lehrling eigenes Forschen voraus. Der Philosoph kann einem Dritten gar nicht unmittelbar zeigen, wie man philosophiert, der Dichter, wie man dichtet. Er kann dem Schüler nur mittelbare Winke geben, durch welche dieser das Geheimnis zuletzt selber findet. Auch Riehl ist aufgefallen, wie der gemeine Mann schauen will, um zu glauben. Er will nach Riehl arbeiten sehen, unseren Schweiß, unsere Mühe, gleichsam den Fleiß mit Händen greifen können dort, wo er uns die Ehre der Arbeit geben soll. Riehl macht darauf aufmerksam, wie selbst gebildete Männer in sozial bewegten Zeiträumen dieser Auffassung gehuldigt haben, so etwa Andreas Bodenstein von Karlstadt, der den Doktorhut mit dem grauen Filzhut des Bauern vertauschte, aus dem*

Hörsaal auf den Acker zog, um im Schweiße des Angesichts sein Brot mit den Händen zu erarbeiten. Ebenso haben 1848 vornehme Volksführer den Frack mit der Bluse vertauscht, weil nach ihrer Auffassung die Bluse das Arbeitskleid der Arbeiter sei, die da meinen, weil an der Handarbeit der meiste Schweiß klebe, so sei sie auch die schwerste und doch von den privilegierten sozialen Bedrückern am untersten gewertete, am ungerechtesten gelohnte Arbeit. Auch Riehl stellt fest, wie dieser landläufig volkstümliche Maßstab wohl auf einem gesunden Grundgedanken ruht, in seiner Anwendung aber roh und äußerlich ist und den Besonderheiten der geistigen Arbeit in keiner Weise gerecht wird (s. Riehl, Die deutsche Arbeit, unveränderter Abdruck der 3. Auflage von 1883, S. 169—75 und S. 39).

Zu S. 81 unseres Textes: *Bei Grimme heißt es an der angegebenen Stelle, daß der Studierende vom ersten Tage seines Studiums an und auch noch, wenn er längst die Universität verlassen hat, ein Schuldner der Nation bleibt. Wir wissen es ja alle, wie Grimme ausführt, daß das, was er an Studiengebühr zu zahlen hat, nur einen Bruchteil dessen darstellt, was die Gesamtheit der Steuerzahler aufbringt, damit Wissenschaft möglich bleibt und ihm zum Studium Gelegenheit gegeben wird. Fortfahrend stellt Grimme fest, daß der Student niemals das Vorrecht übersehen darf, das ihm durch die Möglichkeit, sich ein paar Jahre hindurch mit geistigen Dingen und geistigen Erlebnissen abgeben zu dürfen, eingeräumt ist. Ein Vorrecht, das vor dem Forum der Ethik kein Privileg abgibt und kein Anrecht einschließt, sondern jeden, der dies Geschenk genießt, verpflichtet.*

Rudolf Olden schreibt u. a. im B. T. vom 1. Juli 1931 ganz in diesem Sinne, daß in der Zeit, in der das Deutsche Reich mehr Hungernde als Satte birgt, in der die Not unerträglich geworden ist, an zwei Stellen über jedes Maß Wohltätigkeit geübt werde: Für die Großagrarier wird den steuertragenden Arbeitnehmern das letzte Mark abgepreßt, für die Studenten zahlt der Staat willig Kopf für Kopf Summen, von denen ein Arbeiter lebt, die zu verdienen er glücklich ist. Großagrarier und Studenten erscheinen Herrn Olden als Ur- und Erzfeinde dieses lächerlich gutmütigen Regimes und als Kostgänger der Hungernden. Bei Friedländer finden wir in vielen Aufsätzen im „Vorwärts" die gleiche Einstellung; in seinem Vortrag „Die Hochschule im Volksstaate" werden dann daraus typisch materialistische Gesichtspunkte abgeleitet. Der Akademiker erscheint als Funktionär der Gesellschaft. Auf der Hochschule sollen nicht Lehren verbreitet werden, die die Studierenden zur Masse der Bevölkerung in einen gefährlichen Gegensatz bringen können. Die Gesinnung des Akademikers wird nur von seiner wirtschaftlichen Herkunft her betrachtet. Der reaktionäre Charakter der Hochschule soll aus den 2,4% Arbeitersöhnen,

die dort nur studieren, resultieren. Die Hochschule erscheint nur als eine Berufsanwärteranstalt, u. a. m.

Den gleichen Auffassungen begegnet man auch im Hochschulführer sozialistischer Akademiker. Die Hochschule ist nur ein Organ der sterbenden bürgerlichen Gesellschaft, die einstigen Stätten des Liberalismus sind die Werkstätten der Reaktion. Der Akademiker will durch das Studium der Proletarisierung entgehen, die mit Faschisierung beantwortet wird. Die sozialistischen Studierenden, die den politischen Kampf auf die Hochschule tragen, sind Fremde auf dieser bourgeoisen und senilen Hochschule (s. Hochschulführer sozialistischer Studierender, W.-S. 1929/30, den Aufsatz „Aufgaben und Ziele des sozialistischen Studenten" von Berndt Kotschi, Vorsitzendem der Vereinigung sozialdemokratischer Studierender in Berlin). Auch hier ist die Hochschule nur von wirtschaftlichen Aspekten aus gesehen, während auf ihre tiefere Idee mit keinem Worte eingegangen wird. Sie wird also vollständig dem Machteinfluß der Politik unterstellt.

Gegen diese durchaus materialistischen sozialistischen Gedankengänge hat sich Professor Reinhold Seeberg in einem Aufsatz „Dank und Dienst" gewandt: Der Dank des Studierenden an sein Volk ist selbstverständlich, er geht aber aus der Verankerung des Studierenden mit der Geschichte seines Volkes, aus der Verknüpfung mit seinem Bildungsgut und den großen Traditionen des Strebens nach Wahrheit hervor. Der Student stattet seinen Dank, der rein ideell begründet ist, dann seinem Volke am besten ab, wenn er wirklich studiert und sich dabei frei hält von der bloßen Ueberlegung der Erreichung irgendwelcher persönlichen Ziele durch sein Studium, sich auch frei hält von der unselbständigen Anerkennung irgendwelcher, zur Zeit beliebten oder Erfolg versprechenden Ideen. In diesem Sinne soll sich der Student als ein Teil am Leibe des Ganzen fühlen.

Eugen Schiffer zitiert (S. 74) die oben angegebenen Worte von Olden und antwortet darauf, daß, wenn man die Frage, ob die Studierenden „Kostgänger der Hungernden" bleiben sollen, verneint, die Universitäten entweder abschaffen oder zu extrem plutokratischen Einrichtungen machen müßte. Wenn der Staat also die Kosten für den Studenten nicht mehr aufbringt, er sie aus eigener oder aus der Tasche seiner Eltern bezahlen müßte.

Schließlich habe ich in meinem Aufsatz „Student und Volk" mich gegen die prinzipielle Sicht dieser Bildungsmaterialisten scharf erklärt. U. a. stellte ich fest, daß zwei Drittel unserer Studierenden nicht über das Existenzminimum des ungelernten Arbeiters verfügen, geschweige denn des kulturell anspruchsvolleren Menschen, daß häufig es selbst am notwendigsten Handwerkszeug mangelt, da die Mehrzahl der deutschen Studenten nicht den Min-

destbetrag von 40 Mark im Semester für Bücher aufzubringen vermag. Besonders bedenklich erschien mir die Lehre von der Wohltätigkeit über alles Maß hinaus, die an den Studenten geübt werde, weil Kulturpolitik eine hervorragende Aufgabe jedes Staates darstelle, die Sorge für die Bedürfnisse der Studierenden in sich schließe. Der Auffassung, der Student werde aus Staatsmitteln unterhalten, ist von Grund auf entgegenzutreten, weil der Staatszuschuß in gleicher Weise Volksschule wie Gymnasium, Gewerbeschule wie Universitäten, d. h. alle überhaupt vorhandenen Lehranstalten trifft, es aber beispielsweise bisher niemand eingefallen sei, den Volksschüler als Kostgänger des Staates anzusehen. Die Hochschulen sind ferner nicht nur Lehr-, sondern vor allem auch Forschungsinstitute mit aller Apparatur eines feingegliederten wissenschaftlichen Organismus. Angesichts der Verteilung des Staatszuschusses auf die Gehälter für die Lehrkörper, für die Angetellten, auf die Ausgaben für die Bibliotheken, die Kliniken, die Laboratorien ist eine Berechnung des Anteils auf den einzelnen Studenten sinnwidrig, weil eine Mathematik, die ganz ungleichartige Dinge ineinander aufteilen will, unmöglich ist. Von einem Staatsstipendium wäre zu sprechen, wenn bei gänzlich freien Gebühren etwa der Student mit 120 Mark im Monat unterstützt würde. Also gerade aus prinzipiellen Gesichtspunkten erschien mir nach jeder Richtung hin diese Lehre als verfehlt (s. „Königsberger Hartungsche Zeitung", Nr. 311, vom 7. Juli 1931).

D.

Der sozialistische Bildungsmaterialismus in seiner Urform.

In dem Werk des Bildungspolitikers und Schriftstellers Eduard Sack „Unsere Schulen im Dienst gegen die Freiheit", das zuerst 1874 erschien, findet sich die nur vom Nützlichkeitsmaßstab aus durchgeführte Beurteilung geistiger Werte in ihrer charakteristischen Gestalt. Von einer Beurteilung des gesamten Schulwesens aus, von der Volksschule an bis zur Hochschule hinauf gelangt er schließlich zu allgemeinen Festlegungen und Feststellungen von prinzipieller Bedeutung: Die Volksschule in der Gegenwart erfüllt in keiner Weise mehr die an sie gestellten Anforderungen. Die Mängel ihres Unterrichtsplans sind unverkennbar. Auffallend ist die Bevorzugung eines mechanischen Religionsunterrichtes. der als das Fundament aller Pädagogik innerhalb der Volksschule angesehen wird und in jedem Unterrichtsgegenstand sich auswirkt. Der sechste Teil der Gesamtzeit des Unterrichts entfällt auf die Einprägung oder das Auswendiglernen unverständlicher Geschichten, Psalmen und Sprüche aus der Bibel, alter steifer Kirchenlieder. Unbegreiflich ist es, worin der Nutzen dieses Unterrichts liegen soll, wenn nicht die Stiehlschen Regulative aus dem Jahre 1854 hier die Richtung wiesen: Die armen Kinder des Volkes mit treuer Untertanengesinnung zu erfüllen. Im Geschichtsunterricht treten die gleichen Züge peinlich hervor. Das Wissen um die Namen der Fürsten und Helden von Achilles bis auf Moltke besitzt keinen Bildungswert, und die Erwachsenen zeigen uns, wie wenig von diesem eingelernten Zeug später im Leben haften bleibt. Ebensowenig ist der Unterricht im Rechnen zweckmäßig eingerichtet. Man lernt wohl künstliche Rechnungen mit Hunderttausenden und Millionen oder gar Milliarden ausführen, mit vielstelligen Brüchen, aber man lernt nicht diejenigen Dinge, die man später im Leben gut verwenden könnte. So etwa erfährt man nichts von den verschiedenen Steuern, von ihrer Zahlungsweise, von den Möglichkeiten, mit Kapital zu arbeiten, und viele ähnliche Dinge, die sich im Leben wirklich als fruchtbar erweisen könnten. Besonders auffällig ist aber, wie wenig die Naturwissenschaft im Unterricht Berücksichtigung findet. Eine besonders bedenkliche Erscheinung deshalb, weil die Naturwissenschaft den Bruch mit der christlich-

theologischen Tradition am besten zu nähren vermag. Wie bisher die Theologie, sollte in Zukunft die Naturwissenschaft das tragende Moment der modernen Bildung darstellen. Interessant ist es, daß ganz entsprechend den damaligen Zeittendenzen Sack die Naturwissenschaft für geeignet hält, die Religion vom Thron zu stoßen. Ebenso läßt der Literaturunterricht viel zu wünschen übrig, indem er nicht das Selbstdenken, die Lust zum Lesen und zum Sich-Weiterbilden fördert (s. Einleitung S. VI, im Text insbesondere Seite 22, 26 ff). Die Uebereinstimmung dieser Lehren mit den Darlegungen von Bebel in seiner Schrift „Die Frau und der Sozialismus" wird uns später noch eingehend beschäftigen.

1.

Ueberfüllung und mangelnde Ausstattung der Volksschulen.

Die traurigen Verhältnisse auf der Volksschule sind nach Sack durch ihre Ueberfüllung und durch ihre mangelhafte Ausstattung wesentlich mitbedingt. Nach den statistischen Nachrichten über das Elementarschulwesen in Preußen von 1862 bis 1864, welche 1867 veröffentlicht wurden, betrug — wie Sack anführt — in der Volksschule die Durchschnittszahl der Schüler pro Lehrkraft auf dem Lande 83, in den Städten 73. Unter diesen Umständen kann natürlich, zumal noch bei dem mannigfach gemischten Schülermaterial der Volksschule, von einem geregelten Unterricht nicht mehr die Rede sein. Besonders erschütternd ist aber ihr Mangel an notwendigsten Lehr- und Lernmitteln. In den Regulativen vom 15. Oktober 1872 erscheint dafür folgendes erforderlich: 1. ein Exemplar des in der Schule eingeführten Lehr- und Lernbuches; 2. eine Wandkarte der Provinz, eine solche von Preußen, eine von Deutschland, eine solche von Europa, eine von Palästina, ein Globus, Alphabete weithin erkennbarer, auf Holz- oder Papptäfelchen geklebter Buchstaben, eine Geige, ein Lineal, eine Rechenmaschine, eine Bibel und ein Exemplar des in der Gemeinde eingeführten Gesangbuches. In der Tat ist — wie wir zugeben müssen — dieses Verzeichnis ein bedauerliches Zeugnis dafür, mit welchen geringen Lehrmitteln man noch in den wirtschaftlich, sozial, kulturell, politisch weit fortgeschrittenen siebziger Jahren — man denke nur an die Verleihung des allgemeinen gleichen Wahlrechts für den Reichstag — die große Masse der Bevölkerung abzuspeisen glaubte.

Schon 1869 hatte der Stadtschulrat Friedrich Hofmann in seiner kleinen Broschüre über „Die öffentlichen Schulen und das Schulgeld" folgendes festgestellt: Verständige Beobachtung und sorgsames Nachdenken vermehrt den Ertrag der Arbeit. Alle Wissenszweige bedingen sich gegenseitig. Keiner darf vernachläs-

sigt werden, wenn es kulturell aufwärts gehen soll. Der Wohlstand, der die Bildung ins Leben rief, wird seinerseits wieder durch sie bedingt. So ist die Ausbreitung der Bildung eine Grundvoraussetzung für das Gedeihen, ja, für das Bestehen eines zivilisierten Staates überhaupt. Die soziale Gefahr abzudämmen, gibt es kein erfolgversprechenderes Mittel als die Beseitigung der Bildungskluft. Fehlen den Gewerben sachkundige Leute, so erliegen sie der Konkurrenz des Auslandes. Sitzen beschränkte Männer am Steuerruder des Staates, so schützen weder Heere noch Flotten. Zur Förderung des Gemeinwohls hat jeder, der dem Gemeinwesen angehört, nach Verhältnis seines Vermögens beizutragen. Insbesondere geht es um die Erkenntnis, das Gemeinwesen würde sich selbst schweren Schaden zufügen, wenn es nicht die Erlangung der Bildung, und zwar der höheren ebenso wie der niederen, gerade denen ermöglichte, die die Kosten des Unterrichts nicht bezahlen können (s. Friedrich Hofmann, Die öffentlichen Schulen und das Schulgeld, Berlin 1869, insbesondere S. 13 und 15).

Neben der furchtbaren Ueberfüllung und der mangelnden Ausstattung der Volksschule mit Lehr- und Lernmitteln fällt, wie Sack feststellt, die unzureichende Ausbildung und Besoldung des Volksschullehrers ins Gewicht. Die Trennung zwischen den Besuchern höherer und niederer Schulen findet ihr Gegenbeispiel in der schroffen Gegensätzlichkeit zwischen Volksschullehrer und Oberlehrer. Gerade durch den Hungerlohn werden die Volksschullehrer zu Dienern und Sklaven der Kirche und Regierung gemacht. Besonders peinlich ist es aber, daß die Volksschule sich in bedenklichster Abhängigkeit von der Geistlichkeit befindet. Sie wird — ein schlimmer Widersinn — von Personen geleitet oder beaufsichtigt, die nicht nur nichts von ihrer Arbeit verstehen, sondern sogar noch ihr durchaus feindlich gegenüberstehen. Die schon durch die modernen Wirtschaftsverhältnisse tief eingerissene Spaltung zwischen oben und unten findet durch das Standesschulwesen, das von der Volksschule aus keinen Uebergang nach oben gestattet, die Kinder schon von frühester Kindheit an nur nach der Berufs- und Wirtschaftslage ihrer Eltern schroff voneinander trennt, weitere Nahrung. Die Standesschule steht im schärfsten Widerspruch zu den modernen politischen Grundsätzen. Die soziale Organisation beruht auf dem Gedanken der Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt. Es ist Unsinn, die Gleichheit zu fordern, gleichzeitig aber die Standesschulen bestehen zu lassen und die Kastenbildung zu fördern. Nur die allgemeine Volksschule, in die ebenso die Kinder des Kommerzienrats wie diejenigen des Straßenkehrers gehen, sowie eine spätere Auslese der Kinder nach ihrer Eignung für Mittelschule, Realgymnasium oder Gymnasium würde modernen Verhältnissen entsprechen (s. Sack: insbesondere S. 29, 31, 33, 61, 70 ff.; ferner die Einleitung der Schrift).

2.

Verachtung der Volksschule durch die Gebildeten.

Besonders bedenklich berührt es aber, mit welchem Hochmut die Fragen der Volksschule von den Angehörigen der sogenannten höheren Stände schnellfertig abgetan werden. Man könnte sich fast wieder erinnert fühlen an die Worte des Historikers Professor Leo in Halle, der allen Ernstes daran glaubte, daß die Kinder der Armen bereits mit Schwielen auf den Händen zur Welt kämen, und des Philosophen Steffens, der schwere Arbeit für den Proletarier als Genuß ansah, während für den Edelmann dagegen der Genuß Arbeit sei. (Sack gibt nicht an, wo sich diese Ausführungen von Steffens und Leo finden. Mir ist ebenfalls die Stelle nicht bekannt.) Ebenso niederschlagend ist es, wie wenig sich Gelehrte, Priester und Aristokraten um das Bildungsniveau der breiten Massen kümmern — wie Sack vermutet, deshalb, weil Bildung demokratisiert, zur Kritik befähigt und künstliche Unterschiede beseitigt. Deshalb stehen nur wenige Gelehrte zum Volke. Nur selten ist Universitätsprofessoren, Realschul- oder Gymnasiallehrern aus eigener Anschauung die Struktur der Volksschule bekannt. Damit nicht genug, ignorieren diese Kreise sogar die pädagogische Literatur, die sich mit diesem Stoff befaßt. Am widerwärtigsten wirkt es aber, daß die gelehrten Lehrer den Umgang mit dem Elementarlehrer fast ganz vermeiden. An den umfassenden Auseinandersetzungen zwischen der Pädagogik von Pestalozzi und derjenigen der Stiehlschen Regulative haben sich insgesamt noch nicht — ein beschämendes Armutszeugnis — ein halbes Dutzend gelehrte Persönlichkeiten beteiligt. Es liegt auch nur auf dieser Linie, wenn in einer Konferenz für Gymnasial- und Realschulwesen der Vorschlag gemacht und einmütig gebilligt wird, daß alle ordentlichen Lehrer den Titel Oberlehrer erhalten (s. Sack: S. 37—39).

3.

Weitere Zeugnisse dieser Richtung.

Wichard Lange hatte im Jahre 1872 in einem Vortrag auf der 20. Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Hamburg ganz ähnliche Feststellungen gemacht: Das Schulwesen der Gegenwart zeigt ein trübes Gesicht. Die Lockspeise des einjährig-freiwilligen Dienstes entzieht der Volksschule ihre besten Kräfte, alles drängt auf die höheren Schulen und, was das Bedenklichste ist und die breite Masse tief verbittert, es bleibt kein Geld mehr für die Volksschule übrig, weil alle Mittel durch die Errichtung höherer Schulen beansprucht werden. Sie ist gleichsam zu einem pädagogischen Aschenbrödel geworden, dem man keine besondere Fürsorge mehr schuldig zu sein glaubt. Der Absonderung der Kinder wird schon in den frühesten Jahren durch die Errichtung beson-

derer Vorschulklassen in den höheren Schulen gedient, und die Volksschule ist in Ausstattung und Unterricht auf die Stufe einer Dorfschule oder städtischen Armenschule beinahe herabgesunken. Neben den schweren pädagogischen Bedenken gegenüber einer so frühzeitigen Abtrennung der Kinder aus den verschiedenen Bevölkerungsschichten ist besonders angesichts dieser Verhältnisse der Ehrenname „Volk" in Mißkredit gekommen. Die Begriffe Armut und Volk werden in verhängnisvollster Weise verwechselt. Bauern und Arme stellen so wenig das Volk schlechthin dar, wie die Handarbeiter allein den Arbeiterstand. Denn wir sind alle Arbeiter und wir sind alle Volk. Und keine Klasse der Gesellschaft hat das Recht, diesen Ehrentitel für sich mit Beschlag zu belegen. Ganz entsprechend hat sich damals auch Richard Rothe in seiner „Theologischen Ethik" darüber ausgesprochen.

Einige Urteile bekannter Persönlichkeiten aus den siebziger Jahren mögen zeigen, wie weit in der Tat damals schon die Verachtung der Volksschule fortgeschritten war. Der verständnisvolle Kritiker des höheren Schulwesens Paul de Lagarde blickte nur mit Geringschätzung auf die Volksschule, die nur elementaren Ansprüchen genügen soll, verachtete die breite Masse und glaubte an den hohen Wert eines von Berechtigungsansprüchen befreiten Gymnasiums (s. Paul de Lagarde von Ludwig Schemann. Leipzig 1920, S. 286 u. S. 292). Heinrich von Treitschke sah die Volksschule nur vom Nützlichkeitsstandpunkt aus; in ihr soll die Religion im Mittelpunkt stehen, sie soll elementare Kenntnisse beibringen. auf die der Staat nicht verzichten kann. Diese Kenntnis „Bildung" zu nennen, wäre moderner Unfug. Es ist ein Ausdruck lächerlicher Ueberheblichkeit, der Volksschule das Verdienst am Sieg bei Königgrätz 1866 zuzuschreiben. Die Unteroffiziere als Volksschullehrer im Zeitalter Friedrichs II. haben nach Treitschke ausgezeichnet ihre Aufgabe erfüllt. Sie haben ein zufriedenes, gläubiges und königstreues Volk erzogen. Der Volksschullehrer müsse etwas mehr als schreiben und lesen können; viel mehr von ihm zu verlangen, hieße, ihn anmaßend und hochtrabend machen; ebenso lehnt Treitschke die Idee einer Einheitsschule schroff ab und treibt seine Gegnerschaft auf die Spitze, wenn er behauptet, daß zur Bewirtschaftung eines Bauernhofes mehr Bildung des Charakters und Verständnis gehört als zur Leitung einer Volksschule (s. Treitschke, „Politik", Band I, S. 258 f., 361, 363, 365 f. und viele entsprechende Stellen in Treitschkes Aufsatz „Der Sozialismus und seine Gönner"). Viele ähnliche Stimmen ließen sich noch aus jener Zeit anführen; wenn wir uns beispielsweise nur der Namen Friedrich Nietzsche, Jakob Burckhardt, Eduard Hartmann u. a. erinnern *(s. Anhang S. 98 f.)*. Schließlich wollen wir noch feststellen, wie Eduard Sack bei seiner Nützlichkeitsauffassung sich zur höheren Schule stellt.

4.
Die höhere Schule in der Beurteilung von Eduard Sack.

Gerade in der Beurteilung der höheren Schule kann sich erweisen, wie wenig es möglich ist, ihr vom Gesichtspunkt der baren Nützlichkeit aus gerecht zu werden, wenn auch viele im einzelnen von Sack festgestellte Schwächen durchaus den Tatsachen entsprechen. Nach Sack befindet sich das höhere Schulwesen in tiefem Verfall. Durch die Urteile aufgeschlossener, lebensnaher Pädagogen sei dieser Sachverhalt auch bereits zugestanden. Der an der Berliner Friedrich Werderschen Gewerbeschule als Lehrer tätige Friedrich Bratuscheck, der später als Universitätsprofessor in Gießen wirkte, stellte schon 1870 fest, daß drei Viertel der Schüler höherer Lehranstalten nur zu dünkelhafter Halbbildung und zu verworrenen Vorstellungen und Urteilen erzogen würden. Auch Heinrich von Sybel führt über den erschreckenden Rückgang der höheren Bildung im Rheinland und in Westfalen bitter Klage, ein Rückgang, der sich bei dem späteren Universitätsstudium peinlich auswirke. Einige Zahlen, die uns Sack anführt, bestätigen dieses ungünstige Bild. Nach einer Berechnung des Direktors Ostendorf gingen im Winterhalbjahr 1869/70 von den Gymnasien des preußischen Staates 4312 Schüler ab, von denen sich aber bezeichnenderweise nur etwa 1100 der Abiturientenprüfung unterzogen hatten. Betrug die Zahl der Abiturienten etwa 25½%, so überstieg die Zahl derjenigen, die schon in Quinta oder Quarta abgingen, sie noch um 2½%. Es sei aber augenscheinlich, daß der Gymnasial-Quartaner mit durchaus unzureichenden, unverwendbaren Kenntnisbrocken in so frühem Stadium die Schule verläßt. Die griechische und römische Geschichte hat er in Windeseile durcheilt, in der Geographie flüchtig Europa und Deutschland durchgenommen, von der Naturgeschichte entweder nichts oder nur Anfänge kennen gelernt, in Rechnen eine dunkle, geheimnisvolle Vorstellung von der Geometrie als Wissenschaft erhalten, d. h. als ein vollendeter Teilmensch verläßt er die sogenannte höhere Bildungsanstalt, für die selbst die höchsten Aufwendungen immer noch nicht hoch genug sind. Man muß sich darüber klar sein, daß insbesondere wegen des einjährig-freiwilligen Dienstes sehr viele nur die höhere Schule besuchen. Diese Beobachtung von Sack stimmt — wie wir hervorheben wollen — ebenso mit den Feststellungen von Wichard Lange wie auch denjenigen von Paul de Lagarde überein, der damals von dem „zähen Bildungsschleim, der die deutsche Nation durchsetzt", sprach und leidenschaftliche Angriffe schleuderte gegen die „Sekundaner-Halbbildung", die immer weiter um sich greift".

Die Kritik von Sack schießt jedoch über das Ziel hinaus. Die höheren Schulen, angeblich Pflegestätten der Humanität, bilden ihren Zögling zum Beamten, zum Bourgeois, oft sogar nur zum

Einjährig-Freiwilligen aus. Sie stiften nicht im entferntesten den Nutzen, den man nach den ihnen gebrachten Opfern bei ihnen voraussetzen sollte. Unfähig, das Naheliegende zu erfassen, beschäftigen sie sich mit Dingen, die dem Einzelnen nichts bedeuten können. Besonders verhängnisvoll ist ihr Glaube an den Bildungswert der alten Sprachen. Dumm bis zum Blödsinn und urteilslos bis zum Wahnsinn kann jemand doch ein ausgezeichneter Grieche oder Lateiner sein. Die Lektüre griechischer und römischer Klassiker ist ein sinnloser Luxus, da man sie in guter Uebersetzung mit mehr Vergnügen und innerer Erquickung zu lesen vermag. Die eingehende Beschäftigung mit der Geschichte des Altertums ist eine ungeheuerliche Zeit- und Geldvergeudung. Wie sollte man von Kindern ein tieferes Eindringen in Zeiten verlangen, die schon viele Jahrtausende zurückliegen, wenn es selbst den in jeder Beziehung viel geschulteren Erwachsenen die größten Schwierigkeiten bereitet, auch nur ein Verständnis für das 18. Jahrhundert sich zu erarbeiten. Wie mit Recht Berthold Auerbach nach Sack feststellt, muß uns ein Garibaldi als Zeitgenosse näher als ein Washington stehen, kann man aber doch eher das 18. Jahrhundert als das Zeitalter des Perikles oder als das Mittelalter und das Altertum überhaupt begreifen. Im Grunde reicht unsere Zivilisation nicht tiefer als bis in das 17. Jahrhundert, in das Jahr 1648, zurück. Jeder Verständige wird wissen, wie Sack rhetorisch ausruft, was für unsere Jugend nützlicher ist, die Lektüre der Reden eines Cicero oder eines Lord Brougham, die Zwölftafelgesetze der Römer oder die Unabhängigkeitserklärung der Amerikaner, die Goldene Bulle oder die deutsche Reichsverfassung von 1849.

Sack kommt somit in konsequenter Anwendung rein materialistischer Nützlichkeitsmaßstäbe zur Aufhebung der höheren Schule, ja sogar der höheren Bildung überhaupt. Nur das soll öffentliche Aufwendungen rechtfertigen, dessen greifbarer Nutzen für jeden vollständig auf der Hand liegt, wobei gleichzeitig diese Aufwendungen ganz bestimmte Verpflichtungen derjenigen in sich schließen sollen, die bestimmte Bildungsanstalten besuchen. Schließlich werfen wir noch einen Blick auf die Beurteilung, die die Wissenschaft bei dieser Grundeinstellung durch Eduard Sack erfährt (s. Sack S. 40—55, 57, 58 u. S. 41—44; zitiert nach dem Gange unserer Darlegung).

5.

Die Wissenschaft im Urteil von Eduard Sack.

In der Anwendung auf die Wissenschaft kommt besonders stark die Engherzigkeit der Sackschen Maßstäbe zum Durchbruch. Für ihren geringen Wert sind nach ihm schon die Klagen der meisten Senate der preußischen Universitäten aus dem Jahre 1869 über die furchtbare Unbildung der jungen Studierenden und ihre geringen Leistungen bezeichnend. Dem hohen Einsatz an materiellen Mitteln und seelischer Kraft entspricht nicht mehr der Er-

folg des Studiums. Ebenso wie die höhere Schule nicht dem Interesse der Allgemeinheit dient, keine Bildung erstrebt, die der Entwicklung der geistigen Fähigkeiten — bei Sack immer nur im Sinne der Lebenspraxis genommen — dient, ebenso will die Universität der Gegenwart die fortschrittliche Entwicklung des Völkerlebens hemmen. Auch sie stellt nur einen Stützpunkt der herrschenden Gesellschaft dar; niemals hat es eine Priesterschaft, einen Adel, ein Patriziertum oder eine Bourgeoisie gegeben, die der Demokratisierung der Bildung freundlich gegenüberstand. Längst ist dem Privilegierten die zuerst von Thomas Buckle verkündete Erkenntnis aufgegangen, daß wir der Wissenschaft nicht nur unsere Zivilisation, sondern auch unsere politische Freiheit verdanken, daß jeder sozialen und politischen Umgestaltung eine wissenschaftliche Bewegung vorausgegangen ist.

Dementsprechend fehlt es nicht an Gegenmaßnahmen. Die Wissenschaft soll auf sehr enge Kreise beschränkt sein, dem bereits Privilegierten für alle Zukunft vorbehalten bleiben und verhüten, Einsicht und Erkenntnis in den breiten Schichten zu verbreiten. Deshalb wird mit besonderen Vorrechten eine Wissenschaft ausgestattet, die für das Leben keinen oder doch nur einen sehr geringen Wert hat, die Wissenschaft als Selbstzweck propagiert und es als eine Herabwürdigung, ein Herabsinken zum Gemeinen betrachtet, wenn sie jedem verständlich ist, den Bedürfnissen und Zielen der großen Masse dient. Darum muß die Jugend mit der Politik, dem Rechte, der Geschichte, der Religion, der Philosophie längst vergangener Perioden ihre Zeit verlieren und ihren Geist ertöten, gleichzeitig aber mit den Problemen der Gegenwart unbekannt bleiben. So sind die Universitäten nach Sack zu Privilegienanstalten weniger auf Kosten der Allgemeinheit geworden, die der Jugend den Sinn für alles Große und Schöne nehmen, sie mit einer vornehmen Blasiertheit gegen die nur auf das Materielle gerichteten Tagesfragen erfüllen (s. Sack S. 39, 51 ff.).

6.

Der Kostengesichtspunkt bei der Beurteilung von Bildungsfragen.

Unter Bezugnahme auf einige in der „National-Zeitung" angeführte Zahlen äußert sich Sack zustimmend zu einer Berechnung der Kosten für die die verschiedenen Lehranstalten besuchenden Schüler. Der eine Gelehrtenschule Besuchende kostet jährlich 54½ Taler, der Volksschüler noch keine 4 Taler. Aus diesen Tatsachen werden gleichzeitig schwerwiegende Folgerungen abgeleitet. Demgegenüber hat später Rudolf von Ihering die Unmöglichkeit einer solchen Auffassung nachgewiesen. Er hatte darauf aufmerksam gemacht, daß jeder in jedem Steuerbeitrag einen Zuschuß zu allen, dem Staate obliegenden Aufgaben leistet und daß die Kulturwirtschaft nicht nach dem rein materiellen Gesichtspunkte der Einnahmen- und Ausgabenwirtschaft beurteilt werden

darf. In der Tat erfordert ebenso die Volks- wie die Mittel- und die höhere Schule und schließlich die Universität zu ihrer Erhaltung einen Staatszuschuß, ohne daß man sinnvoller Weise ihn auf die Zahl der Besucher der einzelnen Lehranstalten zerteilen und berechnen dürfte. Die Ausgaben beispielsweise für das Universitätswesen entfallen, wie schon oben dargelegt, zu mehr als der Hälfte auf die Ausgaben für Gebäude, und nur zum kleineren Teil auf die Ausgaben für Dozenten, Gehälter und ähnliches. Zudem ist die Unterhaltung von Kliniken, von Laboratorien, von umfassenden Bibliotheken eine selbstverständliche Aufgabe eines jeden Kulturstaates. Diese Fragestellung nach den Kosten des einzelnen Schülers einer Bildungseinrichtung ist aber insbesondere schon deshalb abzulehnen, weil sie das entscheidende Problem, nämlich die Aufgaben, die diese Institutionen funktionsmäßig erfüllen sollen, ganz außer Acht läßt. Besonders bedenklich erscheint es aber, wenn nicht aus dem Geiste einer Bildungsanstalt selbst, sondern aus der rein äußerlichen Tatsache ihrer Unterstützung durch Staatsmittel, d. h. aus reinen Nützlichkeitserwägungen, bestimmte Verpflichtungen ihrer Besucher gegenüber der Gesamtheit abgeleitet werden.

Schließlich sei noch ein Blick auf die Reformforderungen geworfen, die Sack aufstellt (s. Sack: Anmerkung auf S. 37).

7.

Sacks Reformforderungen.

Alle öffentlichen Schulen sollen im wahren Sinne des Wortes Volksschulen sein, d. h. jedem Kinde ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen zugänglich sein. Das soll in gleicher Weise wie für die Elementarschulen auch für Universitäten und Akademien gelten. Das Standesschulwesen soll beseitigt, die allgemeine Volksschule durchgeführt werden und erst vom zehnten Jahre an eine Scheidung der Kinder nach den verschiedenen Schulinteressen erfolgen. Auf der Volksschule, die einen wirklich sinnvollen Lehrplan zu erhalten hat, soll eine Fremdsprache gelehrt werden, und auf den höheren Schulen sollen meist die modernen Sprachen Berücksichtigung finden, die alten Sprachen am besten ganz abgeschafft werden (Sack: S. 61).

8.

Zusammenfassung.

Da bei Eduard Sack der Bildungsmaterialismus in seiner typischen Form in der Anwendung auf das gesamte Bildungsgebiet hervortritt, kommt dieser Schrift starke symptomatische Bedeutung zu. Insbesondere ist sie dazu angetan, uns über die Entstehung des Bildungsmaterialismus wertvolle Anhaltspunkte an die Hand zu geben. In kurzen Thesen wollen wir im folgenden das Ergebnis des Kapitels zusammenfassen:

Zuerst mögen die positiven Elemente seiner Lehre betrachtet sein. Sack hat das Verdienst, darauf hingewiesen zu haben,

daß schon in den siebziger Jahren die Volksschule nicht mehr den ihr gesetzten Aufgaben gerecht wird. Sie untersteht dem Nutzgesichtspunkt des Staates, der nicht auf eine gewisse Mindestbildung seiner Untertanen verzichten kann. Zweitens: Die Volksschulbildung auf den Seminaren wie die Lehrerbesoldung nebst der Abhängigkeit von kirchlichen Inspektoren behindert die Volksschule an ihrer Entwicklungsmöglichkeit. Drittens: Der Charakter der Volksschule als Armen- oder Dorfschule war geeignet, dem Begriff Volk einen durchaus engen Sinn aufzudrücken, zudem widersprach der Charakter der Volksschule als Elementarschule für die niederen Volksschichten dem allgemein im politischen Leben durchgedrungenen Grundsatz von der Rechtsgleichheit. Viertens mußte es verbitternd wirken, daß von der einen auf die andere Schule keine Uebergangsmöglichkeit bestand, also schon das sechsjährige Kind an die von ihm besuchte Schulform gebunden blieb. Fünftens: Weiter mußte in dieser Richtung wirken die Ignorierung der Volksschulangelegenheiten durch die höher Gebildeten, wie sie sich ausprägt in den Ansichten von Treitschke, Lagarde, Nietzsche, Burckhardt und Karl Hillebrand. Sechstens war das höhere Bildungswesen selbst durchaus von Nützlichkeitsgesichtspunkten durchsetzt; die daran geknüpften Berechtigungen, insbesondere das Einjährig-freiwilligen-Jahr, führten dazu, daß oft nur äußere Gesichtspunkte für den Besuch höherer Lehranstalten ausschlaggebend waren. Ebenso war der Hinweis fruchtbar, den Sack auf den Wert der Volksschulbildung als Grundlage einer gesunden Volksbildung überhaupt machte.

Schließlich wollen wir, ebenfalls in thesenhafter Form, die Mängel der Sackschen Auffassung beleuchten.

Seine Grundeinstellung war höchstgefährlich und führte zu einer durchaus falschen Beurteilung selbst der Volksschule, die man niemals vom Gesichtspunkt des reinen Nutzens aus richtig erfassen konnte, obwohl naturgemäß ihr Nutzen noch am ehesten und schnellsten einleuchtet. Die Aufgabe etwa des Dorfschullehrers, Intelligenzen zu erkennen, für ihre weitere Fortbildung zu sorgen, ist von unbezahlbarem Werte. Wer nur lesen und schreiben auf der Volksschule gelernt hat, wer nicht lebendige Eindrücke von der Persönlichkeit seiner Lehrer in das Leben mit hinüber nimmt, hat gewiß seine Lehranstalt umsonst besucht. Zudem ist die scharfe, geradezu schroffe Gegenüberstellung von höherer und niederer Bildung bei Sack bedenklich, weil man sie nicht gegeneinander ausspielen darf, wenn man nicht Bildungsfragen als reine Interessenfragen ansehen und ihren inneren Zusammenhang ganz verkennen will. Nicht minder einseitig ist es, wenn die schon durchaus einseitig gesehenen Verhältnisse der Volksschule für Sack den Maßstab zur Beurteilung aller Bildungsanstalten geben. Gerade die Einschätzung der höheren und höchsten Bildungsanstalten muß darunter aufs Schwerste leiden. In der Tat fehlt Sack das

Verständnis für ihre Bedürfnisse, wie seine Forderung nach der Abschaffung des altsprachlichen Unterrichts und ähnliches deutlich beweist. Ebenso fällt an Sack die utopische Vorstellung von den Popularisierungsmöglichkeiten der Wissenschaften und von dem Bildungstrieb der Masse, die spielend die Schwierigkeiten ihrer Aneignung überwinde, unangenehm auf. Seine Beurteilung der Hochschule kennzeichnet besonders die Verfehltheit seiner Ansicht. Ohne nach ihrer Funktion im historischen Zusammenhang zu fragen, überträgt er seine allgemeinen Grundsätze von der Demokratisierung der Bildung auf sie. Die Tatsache, daß nur, wer ihre Struktur genau kennt, über sie zu urteilen in der Lage ist, findet dabei keine Berücksichtigung. Schließlich ist es denkbar materialistisch, den Kostengesichtspunkt entscheidend für die Beurteilung von Bildungsfragen in den Vordergrund zu rücken, ohne die Frage nach dem Sinn, der ihnen zukommt, auch nur aufzuwerfen. Besonders bedenklich ist aber die Abhängigkeit der Sackschen Thesen von dem Zeitgeist, der nur nach dem Nutzen einer Sache fragt. Auf dieser Linie liegt die Ueberschätzung der Naturwissenschaft als ernsthafte Widerlegung religiöser Standpunkte.

Der Wert der Sackschen Veröffentlichung liegt nicht nur darin, daß er einen ganz den Nützlichkeitstendenzen der damaligen Zeit entsprechenden Plan zum Aufbau des Bildungswesens entworfen hat, sondern auch darin, daß er die daraus sich ergebenden Konsequenzen gezogen und damit einen wesentlichen Beitrag zur Aufhellung dieser Sachverhalte geleistet hat. Besonders wertvoll erscheint uns ganz im Gegensatz zu seinen Kulturerneuerungsgedanken die Kritik, die er mit außerordentlichem Scharfsinn an den Mängeln des bestehenden Bildungswesens mutig geübt hat.

Anhang.

Beleg zu Seite 93 des Kapitels über Eduard Sack.

1. Nach Hillebrand sind drei Gesellschaftsklassen voneinander zu unterscheiden. Die erste, die sich aus dem höheren Mittelstand, Grundbesitzern, Fabrikherren, Großhändlern, Ingenieuren, Offizieren, Advokaten, Aerzten zusammensetzt, die zweite Schicht, die aus Pächtern, Kleinpächtern, Händlern, Werkführern, Mechanikern, Subalternbeamten, Gastwirten usw. besteht; schließlich wird es immer ein sogenanntes „Volk" geben, zu dem die Masse der körperlich Arbeitenden, z. B. Kleinbauern, Arbeitern und Soldaten gehören. Dementsprechend wird es drei Schularten, die Volksschule, die Bürgerschule und das Gymnasium geben. Auf der Volksschule sollte nur das Notwendigste: Lesen, Schreiben und Rechnen und die elementarsten Begriffe der Geographie gelehrt und die Schulzeit auf vier Jahre beschränkt werden. (S. Karl Hillebrand, Halbbildung und Gymnasialreform, zuerst 1879 erschienen.)
2. Aehnlich absprechend urteilt Friedrich Nietzsche schon in seinen

„Unzeitgemäßen Betrachtungen" über Volksschulfragen. Nach Römers treffender Interpretation berührt nach Nietzsches Urteil „die große Masse des Volkes überhaupt nur dort Bildungsbelange, wo das Volk seine religiösen Instinkte hegt, an seinen mythischen Bildern weiterdichtet, wo es seiner Sitte, seinem Recht, seinem Heimatboden und seiner Sprache treu bleibt" (s. Römer: „Nietzsche", Leipzig 1921, Bd. II, S. 106). Den Gedanken der allgemeinen Volksbildung verneint Nietzsche nach dem Urteil von Ernst Weber vollständig, seine Vorschläge laufen auf die Aufhebung des allgemeinen Schulzwanges, d. h. auf die vollständige Aufhebung der Volksschule überhaupt hinaus, womit nach Ernst Weber ein Rückschritt um Jahrhunderte verbunden wäre, da ja schon Martin Luther die Notwendigkeit der allgemeinen Schulpflicht scharfsinnig betont habe (s. Ernst Weber, Friedrich Nietzsche als Pädagoge, Leipzig 1907, S. 111 ff.). 3. In einem zu Beginn der siebziger Jahre über die Fragen der Schulreform veröffentlichten Schriftchen sieht Eduard v. Hartmann sie beschränkt auf Fragen der höheren Schulreform. Die Volksschulreform kommt für ihn nicht in Betracht, da die Volksschule nur den primitiven Ansprüchen des kleinen Mannes zu genügen hat. Die Zukunft der deutschen Geisteskultur ruht nach Hartmann allein auf den Schultern der höheren Schule, weil aus ihr der Regel nach die geistigen Kulturträger hervorgehen, von deren Durchschnittsbeschaffenheit der Fortschritt oder Rückgang der nationalen Kultur abhängt. In dem Aufbau eines nach streng humanistischen Grundsätzen aufgebauten Gymnasiums erblickt Eduard v. Hartmann dabei das Kernproblem einer Neuordnung des Bildungswesens. 4. Jacob Burckhardt hat die Angelegenheiten der Volksschule ganz ähnlich skeptisch und ablehnend beurteilt. Die Massenherrschaft, die ihm als Nährboden des Strebertums erscheint, wird nach seiner Ansicht durch die moderne allgemeine Schulbildung und das moderne Volksschulwesen stark gefördert. Von dem sozialen Heraufsteigen der Masse befürchtet Burckhardt dabei eine allgemeine Demokratisierung der Kultur, die zu einer Bedrohung alles Geistigen führen wird. Die Bestrebungen, die Volksschule immer mehr zu fördern, dem Aufstiegsstreben der Massen immer weiter entgegenzukommen, führt zu einer Verflachung des Bildungsbegriffes. Bildung wird, was ganz ihrem Wesen widerspricht, zu einem Vehikel des Fortkommens und nur nach materiellen Maßstäben beurteilt. Unzufriedenheit aller Art zieht in das Herz der Menschen ein. Drängen nach höheren Lebensstellungen macht sich peinlich bemerkbar, und ist erst einmal auf diesem Wege, künstlich Bildungsbedürfnisse und sonstige Wünsche des Volkes zu erfüllen, ein Anfang gemacht, so kennen die Ansprüche der Masse kein Halt mehr. In seiner Auffassung vom modernen Bildungsschwindel, von den schweren Gefahren einer Demokratisierung des politischen Lebens sind dabei Burckhardts Ansichten mit denjenigen von Treitschke identisch

(s. Bächtold, Jacob Burckhardt und das öffentliche Wesen seiner Zeit, S. 97 bis 134, in der Meinecke-Festgabe „Deutscher Staat und deutsche Parteien", München 1922).

Ergänzungen.

1.

Widerspiegelung dieser Tendenzen innerhalb der Sozialdemokratie.

Aus Sacks Darlegungen ließ sich erkennen, wie sehr schon in den siebziger Jahren die Klassengebundenheit des Bildungswesens verbitternd gewirkt hat. Von der Volksschule führte kein Weg zur Universität. Das hatte noch nach ganz anderer Richtung hin bedenkliche Folgen. Der Arbeiter, der das Rückgrat der sozialdemokratischen Partei bildete, hatte somit nicht die Möglichkeit, sich aus eigener Anschauung ein Bild von den dortigen Verhältnissen zu machen, und war infolgedessen geneigt, auch den falschesten Angaben hierüber leicht Glauben zu schenken. Tatsächlich war es weit über die Kreise des Arbeiterstandes hinaus Angehörigen einfacherer Schichten fast unmöglich, von der Volksschule bis zur Hochschule vorzudringen. Dietrich Schaefer, der als Sohn eines Arbeiters und Sprößling einer Volksschule sich bis zum ordentlichen Professor der Geschichte heraufgearbeitet hat, war es eben nur bei seiner glänzenden Begabung, durch außerordentlichen Fleiß und beharrliche Energie möglich, dieses Ziel zu erreichen. Die Verallgemeinerung, die er erst später von seinem subjektiven Standpunkt aus gewiß mit gutem Recht aus dieser Tatsache zog, ist aber allgemein wohl schwerlich zu halten. Uns ist sonst nur noch August Müller bekannt, der aus den kleinsten Anfängen als Gärtnergehilfe sich zu einem hervorragenden Kenner des Genossenschaftswesens emporgearbeitet hat. Für die Universitätsfremdheit der Sozialdemokratie kommt noch in Frage, daß vor dem Kriege ein Sozialdemokrat weder Volksschul- noch Mittelschul- noch Hochschullehrer werden konnte, also selbst bei Erfüllung der äußeren Anforderungen doch von der persönlichen Mitarbeit im Bildungswesen vollständig ausgeschlossen war. Diese Tatsachen drückten sich in einer, wie wir sehen werden, sehr skeptischen Beurteilung des Akademikers aus. Wie sehr die Gedanken von Eduard Sack, der sich ausdrücklich zur aufsteigenden Arbeiterbewegung bekannte, wirkten, mag ein vorausschauender Blick auf die Stellung des Akademikers in der Arbeiterpartei lehren, ehe wir an Bebel dieses Faktum eingehender beleuchten.

2.
Mißachtung des Akademikers in der Sozialdemokratie.

Gerade in der Stellungnahme zu dem Akademiker, der aus anderen Schichten zur Sozialdemokratie vorstößt, konnte sich die Haltung der Partei ihm gegenüber besonders deutlich manifestieren. Einige wenige Beispiele mögen das erläutern. Lily Braun, die als Tochter des adligen Generals von Kretschmann als erste Gattin eines gelähmten sozialistischen Professors, und zwar des Ethikers, Sozialphilosophen und späteren Führers der ethischen Kulturbewegung Georg von Gizycki und schließlich als Frau des revisionistischen Sozialisten Dr. Heinrich Braun unter unsäglichen inneren Kämpfen den Bruch mit den überkommenen Gesellschaftskreisen, den Uebergang zur Sozialdemokratie vollzogen hatte, hat uns in ihren ergreifenden „Lehr- und Kampfjahren einer Sozialistin" das Martyrium einer freigeistigen, umfassend wissenschaftlich gebildeten Persönlichkeit in der Sozialdemokratischen Partei geschildert. Hat man sich doch sogar, wie wir in Lily Brauns „Memoiren" nachlesen können, nach den unerquicklichen Zusammenstößen auf dem Parteitag zu Dresden im Jahre 1903 nicht gescheut, Heinrich Braun und seine Gattin jeder Existenzmöglichkeit zu berauben, um sie auf diese Weise kaltzustellen und zum Widerruf ihrer Auffassungen zu zwingen (siehe insbesondere auch die leidenschaftliche Philippica von Franz Mehring gegen Braun, in der Schrift „Meine Rechtfertigung", 1903) *(s. Anhang S. . . . .)*. Ebensowenig Verständnis besaß man z. B. für die großen Opfer, die in selbstlosester Weise Paul Göhre der sozialdemokratischen Bewegung brachte, indem er das Interesse der christlich-sozialen Kreise für die Arbeiterbewegung durch seine Geschichte der christlich-sozialen Bewegung in neue Bahnen zwang und als ein überzeugter Vertreter seiner Ideen sich als junger Pfarrer selbst als Fabrikarbeiter betätigte (s. Parteitag zu Dresden, Protokoll Seite 224 ff., 234 ff., 231, 255 f., 260). Es war im höchsten Grade niederschlagend, daß eine Partei, die allen Menschen nach der geistigen und der leiblichen Seite hin ein „menschenwürdiges" Los verschaffen wollte, gerade den feinsten, vornehmsten und opferbereitesten Naturen innerhalb der eigenen Bewegung durch niedrige Handlungsweise das Leben verbitterte und erschwerte.

Robert Michels, der die Haltung der Sozialdemokratischen Partei gegenüber dem Akademiker vor dem Kriege eingehend kritisch untersucht hat, kommt hierbei zu erschütternden Resultaten. Seine Ausführungen sind deshalb besonders wertvoll, weil er selbst auf volle Unabhängigkeit des Urteils in besonderem Grade Anspruch erheben konnte und dem etwaigen Verdacht der Schwarzfärberei zu ungunsten der Sozialdemokratie enthoben ist; war er doch als Privatdozent zu Jena wegen seiner sozialistischen Einstellung abgelehnt worden (s. Hans Delbrück, „Regierung und

Volkswille", Berlin 1914 Seite 76). Michels geht auf die psychologische Situation des Akademikers ein, der zum Sozialismus sich durchringt. Er muß, wie Michels meint, schwere innere Seelenkämpfe bis zu diesem Entschluß durchgefochten haben. Aber gerade das macht ihn besonders schätzenswert. Zudem ist der Akademiker dadurch der Arbeiterbewegung besonders dienlich, daß er ganz anders als der leicht zu utopistischen Vorstellungen neigende Arbeiter aus eigener Kenntnis die Lage des Bürgertums richtig zu beurteilen vermag. Man müßte also, wie Michels fortfährt, annehmen, daß gerade die Sozialdemokratische Partei den Akademiker mit besonderem Entgegenkommen aufnehmen würde. Fällt doch ferner noch, wie Michels mit Recht behauptet, stark ins Gewicht, daß der sozialistische Akademiker durch den Anschluß an die „Partei der vaterlandslosen Gesellen" sozial wie ökonomisch verliert. Die Arbeiter, die aufwärts streben, müßten aber die letzten sein, die die freiwillig aus selbstlosen Motiven sozial und ökonomisch Niedergestiegenen schmähen und verdächtigen. Zudem würde die Sozialdemokratie ohne Akademiker geistig und politisch gewaltig an Schwerkraft einbüßen. Ferner ist es offenbar, daß die Fälle sich mehren, in denen sich die Unbrauchbarkeit des Autodidaktentums zur Lösung der so überaus kompliziert gewordenen politischen Aufgaben der Zeit erweist. Somit haben die bürgerlichen Elemente nicht allein innerhalb der Reihen der Sozialdemokratie ihre Existenzberechtigung, sondern sollten sogar zu einem mit der Bewegung wesensverbundenen Teil geworden sein, den man beachten und hochschätzen müßte (s. Robert Michels, „Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie", S. 304, 305, 312, 315; s. auch das ganze Kapitel 6: S. 303—19).

Zweiter Haupteil.

Bebels Bildungsanschauungen.

A.

Züge aus Bebels Leben.

Am deutlichsten läßt sich der sozialdemokratische Bildungsmaterialismus an Bebel aufzeigen. Um ihn zu verstehen, seien einige, in diesem Zusammenhang bemerkenswerte Züge aus seinem Leben wiedergegeben.

Als Sohn eines jungverstorbenen Unteroffiziers und als Stiefsohn eines ebenfalls sehr früh dahingegangenen Aufsehers einer Provinzialkorrektionsanstalt — beim Tode seines Stiefvaters war Bebel erst sechs Jahre alt — ist Bebel in engen, kleinlichen, aber doch trotz aller Schatten durchaus erträglichen Verhältnissen aufgewachsen. Das Los seiner Eltern konnte — darauf legen wir entscheidendes Gewicht — niemals mit dem Schicksal des Arbeiters in Vergleich gestellt werden. Selbst später, als Bebel in Wetzlar als Armenschüler eine Bildungsanstalt besuchte, vermochte es doch seine Mutter, wenn auch zuweilen mit Unterstützung ihrer Verwandten, ausreichend, wenn auch sehr bescheiden, für ihren Sohn zu sorgen. Das Schicksal, die Stellungen eines Gefängniswärters und diejenige eines preußischen Unteroffiziers, die sein Vater und Stiefvater bekleideten, konnten bei all der damit verbundenen Dürftigkeit doch keineswegs mit dem Lose des Arbeiters in Vergleich gestellt werden, weil es dafür u. a. schon an einem der entscheidenden Merkmale, an der unausschaltbaren, ständigen Lebensunsicherheit, die tiefe Schatten auf den Weg des Arbeiters wirft, fehlte. Gewiß hatte Bebel nach dem frühen Tode seines Stiefvaters als Armenschüler auch am eigenen Leibe Not erfahren, aber vom 14. Jahre ab, als Lehrling eines Schreiners, war dieses Stadium der Ungewißheit für immer überwunden. Er wohnte bei seinem Meister, bekam dazu noch ein kleines Taschengeld, sodaß er nicht Mangel an Subsistenzmitteln zu leiden hatte.

Es ist also u. E. nicht zulässig, Bebels Entwicklung mit derjenigen des gewöhnlichen Arbeiters auf eine Stufe zu stellen. Sehr gut hat Friedrich Paulsen allgemein diese Gesichtspunkte betont. Wie er in seiner „Ethik“ 1889 schreibt, ist die wirtschaftliche, gesellschaftliche und persönliche Lebenslage der Massen großstädtischer Lohnarbeiter von liberalistischen Nationalökonomen häufig als vorteilhafter bezeichnet worden als die des ländlichen

Tagelöhners oder des kleinen Handwerkers. Bessere Lebenshaltung und Freiheit von Sorge und Risiko zeichnen sie aus. Der kleine Handwerker dagegen sei in beständiger Sorge um Arbeit und Kundschaft, um Kredit und Zahlung. Der Fabrikarbeiter beziehe seinen Wochenlohn und damit sei alles für ihn erledigt. Gewiß hat er, wie Paulsen mit Recht bemerkt, keine Unternehmersorgen, und Kapital kann ihm auch nicht verloren gehen. Dafür ist aber seine ganze wirtschaftliche Existenz in der akutesten Form dem Umsturz ausgesetzt, kann ihn jeder Tag arbeits- und brotlos machen. Aber selbst wenn die Stellung des Fabrikarbeiters als dauernde Versorgung anzusehen wäre, so würde ihr doch die wirtschaftliche Selbständigkeit mit ihrer Sorge und Hoffnung fehlen. Des kleinen Handwerkers Los liegt in seiner eigenen Hand. Er kann vielleicht durch Fleiß, Geschick, Zuverlässigkeit und Sparsamkeit ein kleines Vermögen ersparen und sich dadurch ein sorgenfreies Alter verschaffen. Der kleine Bauer hofft auf Vergrößerung seines Ackers. Hat die Hoffnung ihn auch betrogen, so hat sie ihn doch bei der Arbeit belebt und in Feierstunden erquickt. Auf dem Arbeiter dagegen drückt der schwere Alp der absoluten Hoffnungslosigkeit. Fälle des Emporkommens sind, je mehr die Durchkapitalisierung des Wirtschaftslebens fortschreitet, für ihn so gut wie ausgeschlossen. Und diese Lage muß Lebensstimmung und Lebensführung des Arbeiters notwendig verdüstern (s. Paulsen, „Ethik", Berlin 1889, S. 682/83).

Gerade Bebel, der sich in den wirtschaftlich noch ziemlich unentwickelten sechziger Jahren als Handwerksmeister selbständig machte und durch besondere Geschicklichkeit ausgezeichnet war, hat sich auf diese Weise gut durchs Leben geschlagen. Es ist also durchaus nicht zulässig, Bebels Werden mit den typischen Gegebenheiten des Arbeiterloses in Vergleich zu stellen. Bebel hat sich wohl immer zu den Arbeitern hingezogen gefühlt und konnte in diesem Sinne sich auch als einen Arbeiter bezeichnen; aber keineswegs in der Besonderheit seiner Existenzbedingungen. Ebenso übersah Bebel später gern, was er der so viel befehdeten Wissenschaft des Bürgertums, um eins seiner vielen Schlagworte anzuführen, zu verdanken hatte. War es doch der Gewerbliche Bildungsverein unter späterer Führung von Karl Biedermann, dem u. a. der Naturforscher Rosmäßler, der Mediziner Bock nahestanden, dem Bebel überhaupt die Möglichkeit zu einer größeren geistigen Wirksamkeit verdankte.

Da die Arbeiterbildungsvereine heute gerade durchaus ungünstig beurteilt werden, indem man die Erfahrungen unserer Zeit rückläufig auf sie überträgt, ist es notwendig, sich ganz kurz von ihrer Entstehung und ihren typischen Zielsetzungen Rechenschaft abzulegen (siehe Anhang Seite 118 f). In Berlin war es bereits 1844 zur Begründung eines Lokalvereins „zur Beförderung des Wohls der arbeitenden Klassen" gekommen. Der ausgezeichnete

Pädagoge Diesterweg hat mit treffenden Worten die Bedeutung dieser Begründung festgehalten. Erstens galt es, die Verbesserung des sittlichen und wirtschaftlichen Zustandes der Arbeiterklassen in Angriff zu nehmen, zweitens ihre Sitten und Gewohnheiten zu läutern, drittens durch unmittelbaren Verkehr mit den arbeitenden Klassen ihnen menschlich näherzutreten, viertens dieses auf Wohlwollen beruhende Bündnis zwischen den anderen Klassen und den Arbeitern unzerstörbar zu gestalten und schließlich den Arbeiter mit unauflöslichen Banden an die bestehende Gesellschaft zu ketten. In seinem Kommentar zu diesem Programm hat Diesterweg mit Recht betont, wie stark es auf die Förderung der geistigen und moralischen Beschaffenheit gerichtet ist, wie es die Not von Arbeitern nur als Einzelfälle betrachtet, wie es von oben herab ihnen zu Hilfe eilen will, wie sich das ganze Programm auf die Formel „Selbst ist der Mann" zurückführen läßt. Besonders tritt die starke Betonung der religiösen Triebkraft im Leben jedes Menschen hervor, jener Glaube, wie Diesterweg sagt, daß „der Geist nur aus dem Geiste geboren wird, daß unermeßbar Großes nur durch Glauben und Vertrauen geleistet werden kann"; der Geist des Bildungsvereins läuft nach Diesterweg darauf hinaus, allen Menschen eine menschenwürdige Existenz zu schaffen, dafür Sorge zu tragen, daß niemand an irgendeiner Frage, die mit dem menschlichen Wohl in Verbindung steht, ohne Teilnahme vorübereilt. Dieses Programm nächst dem geistvollen Diesterwegschen Kommentar bietet wertvolle Aufschlüsse über die Anfänge der Arbeiterbildungsbewegung, die in eine Zeit fällt, wo in Deutschland von einer Beunruhigung durch das soziale Problem noch nicht die Rede sein konnte. Die Gedanken von der Autonomie des Geisteslebens, von dem Wohlwollen der höheren Klassen gegenüber dem Arbeiter, von der menschenwürdigen Existenz eines jeden Menschen weisen in ihrem Ursprung insbesondere auf diejenigen Ideen zurück, die wir im klassischen Bildungszeitalter bei Humboldt, Schleiermacher und schließlich bei Fichte in seinen aufwühlenden „Reden an die deutsche Nation" wiederfinden (s. Diesterweg, Ausgewählte Werke, herausgegeben von Langenberg, Frankfurt 1877; dort: Zur Lebens- und Volkspädagogik 1845, S. 92—113, insbesondere S. 108—115).

In den folgenden Jahrzehnten ist sich die prinzipielle Einstellung der Bildungsvereine, die hiernach aus einem rein selbstlosen Geiste heraus erwachsen waren, durchaus gleichgeblieben. In einem ganz kurzen Rückblick auf die Beurteilung des Sozialproblems durch bürgerliche Denker, auf den Stand der ökonomischen Theorie, auf die Anfänge der Arbeiterbewegung in Deutschland werden wir diese Tatsache, wie die Zeitbedingtheit dieser Bestrebungen belegen. Gustav Freytag, der nach 1848 das Programmwort des Realismus, das Volk bei der Arbeit aufzusuchen, prägt, läßt dabei den Arbeiter bezeichnenderweise ganz

außer Betracht. Auch im späteren Leben hat Freytag diesen abweisenden Standpunkt nicht korrigiert. Aus seinem am 16. März 1890 an seine Frau gerichteten Brief ergibt sich, daß er noch damals den immer größer werdenden Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit als in den gegenwärtigen Verhältnissen begründet ansah, der die Schattenseite der wundervollen technischen Entfaltung darstellte und den keine Weisheit zu hindern vermag (s. Paul Ostwald, „Gustav Freytag als Politiker", Berlin, 1927, S. 69 und 73). Heinrich von Treitschke, dessen herrlicher Aufsatz über die „Freiheit" 1861 einen einzigen Lobgesang auf die Majestät des Geistes darstellte, versagt ebenfalls in der Beurteilung der sozialen Frage. Schon in seiner Habilitationsschrift über „Die Gesellschaftswissenschaft" aus dem Jahr 1858 tritt die Unterschätzung des vierten Standes stark in Erscheinung. Ganz im Sinne des Aristoteles wird er als eine Klasse charakterisiert, die vorwiegend ein wirtschaftliches Leben führe. In der Ueberbetonung der sozialen Erkenntnis erblickt Treitschke schon die Gefahr einer Abkehr vom Staate, die Tendenz zu einer Begünstigung materialistischer Gedankengänge (s. „Gesellschaftswissenschaft", neu herausgegeben Halle 1927, z. B. Seite 24). Ebensowenig Verständnis für diese Fragen beweist Gervinus in seiner „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts", wo die Schwäche seiner wirtschaftlichen Anschauung besonders stark sichtbar wird. Rochau urteilt 1853 in seiner „Realpolitik" über die soziale Frage ganz im Sinne von Freytag, bezeichnet sie als eine Frage der Armenorganisation, als Wohlfahrtsbestrebung, und brandmarkt fast schon als Antizipation Nietzschescher Gedankengänge die Tendenz zum sozialen Aufstieg in den niederen Schichten mit brennendem Wort, fast als „Sklavenaufstand der Masse" (s. Rochau, „Realpolitik" 1853, Seite 160 bis 169).

Die Informationsquelle für die Bestrebungen des Sozialismus und Kommunismus bildete die Schrift von Lorenz Stein „Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich", Leipzig 1842, der in seiner Darstellung der französischen Sozialbestrebungen sie fast nur im Formalen zwischen Kommunismus und Sozialismus unterscheidet. Der Kommunismus will gewaltsam, der Sozialismus auf friedliche Weise zum Ziele gelangen. Der Sozialismus plant eine Organisation der Gesellschaft, der Kommunismus will das gesellschaftliche Leben in seinen Grundlagen auflösen. An der Entwicklung in Deutschland ging Stein aber zeitlebens vollständig vorüber. Alle Strömungen des wissenschaftlichen Sozialismus von Marx, Engels und Lassalle hat er in gleich schroffer Weise ignoriert (s. Ernst Grünfeld, „Lorenz von Stein und die Gesellschaftslehre", Jena 1910, S. 240, 241). Demgegenüber haben einige ideal eingestellte Persönlichkeiten von ideellen Gesichtspunkten her, die ganz den Prinzipien ähneln, die der Arbeiterbildungsbewegung entsprachen, der Sozialfrage sich angenommen.

Mohl charakterisiert in seiner „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaft“ (s. Bd. 3, Erlangen 1858, S. 304, 306) die Mängel des Manchestertums, ohne aber einen Ausweg zu sehen. Immanuel Hermann Fichte beleuchtet schon zu Beginn der fünfziger Jahre die traurige Lage des deutschen Arbeiters, vergleicht sein Los mit dem Los des antiken Sklaven, erwartet von seiner geistigen Hebung und dem Geist der Assoziation im modernen Leben seine psychische Errettung (s. Immanuel Hermann Fichte, „Ethik“: die Einleitung zu den einzelnen Bänden, ferner insbesondere Bd. II, 2. Abteilung, S. 44 ff.). Ganz ähnliche Gedanken tauchen in Roeders „Naturrecht“, in der „Weltgeschichte“ von Heinrich Rückert aus dem Jahre 1857 auf, ohne daß doch, sei es hier oder dort, außer der geistigen Aufklärung ein Weg aus der Notlage des Arbeiters aufgezeigt würde (s. z. B. Heinrich Rückert, „Lehrbuch der Weltgeschichte“, Teil 2, S. 824, 827, 839, wo Rückert den Ernst des sozialen Problems, auf dessen Lösung nur ein ideal gerichtetes Christentum hinwirken kann, gründlich beleuchtet).

Wichtig bleibt ferner, daß die Schriften von Marx und Engels über das Sozialproblem ebenso innerhalb der politischen Oekonomie des Bürgertums wie auch innerhalb der noch im Anfangsstadium stehenden Arbeiterbewegung unbekannt bleiben. „Die Lage der arbeitenden Klassen in England“ von Friedrich Engels hatten Huber und Hildebrand überwiegend einen Beitrag zur praktischen Sozialgeschichte genannt, gleichzeitig aber seine radikale Tendenz entschieden zurückgewiesen (s. Gustav Mayer, Friedrich Engels, Berlin 1920, S. 208, 209). Ebenso waren in den Jahrzehnten von 1840 bis 1860 erst ganz kümmerliche Anfänge einer Arbeiterbewegung in Deutschland zu verzeichnen. Das Bürgertum in eine aufsteigende, aber wenig zahlreiche Klasse von Großunternehmern zersplittert, in ein liberal-demokratisches Kleinbürgertum und in eine niedergehende köpfereiche Klasse von zünftigen Kleinhandwerkern und kurzsichtigen Kleinkrämern zerteilt, befand sich unter diesen Umständen nach der Schilderung von Kampffmeyer noch in einer überaus schwachen Position und entbehrte jeder politischen und wirtschaftlichen Schwungkraft. Ebensowenig konnte auf der anderen Seite in dieser Zeit von einem in sich geschlossenen, klassenbewußten Proletariat die Rede sein. Die Generalversammlung des deutschen Arbeitervereins zu Offenbach lehnte, wie Kampffmeyer darlegt, jede kommunistische Tendenz bezeichnenderweise scharf ab und beschränkte sich nur auf demokratische Forderungen (siehe Kampffmeyer „Geschichte der modernen Gesellschaftsklassen in Deutschland“, Berlin 1921, insbesondere Seite 228 und 233).

In den Jahrzehnten von 1840 bis 1860 ist zuerst ein stärkerer wirtschaftlicher Aufschwung bemerkbar, der sich aber auch noch in durchaus bescheidenen Grenzen hielt. Mit einem gewissen Recht konnte deshalb Siemens damals noch die Ansicht aussprechen, daß

„ein junger Mann auch ohne ererbte Mittel und einflußreiche Gönner, ja sogar ohne richtige Vorbildung, allein durch eigene Arbeit sich emporschwingen und Nützliches leisten könnte". Das galt zum Teil auch noch für den befähigten, kühn vorwärts strebenden Arbeiter. Freilich war die Lage der Arbeiter infolge der unzureichenden Wohnverhältnisse, der langen Arbeitszeiten, des fehlenden Arbeiterschutzes schon damals schwierig genug, wenn auch der Gedanke der Selbsthilfe noch nicht ganz außerhalb der Möglichkeiten lag, weil die — im ganzen gesehen — engen wirtschaftlichen Verhältnisse der Initiative des Einzelnen noch Raum zur Entfaltung ließen. Einige Zahlen, die die industrielle Entwicklung zwischen 1840 und 1860 veranschaulichen, mögen unser Bild noch vervollständigen. In Preußen, Bayern, Sachsen und Baden wuchs von 1845 bis 1861 die Zahl der Spindeln in der Streichgarnspinnerei von 524 517 auf 957 984, in der Baumwollspinnerei von 850 596 auf 1 942 210 und stieg bei den mechanischen Webstühlen von 7750 auf 30 757. Die Zahl der Pferdekräfte der Dampfmaschinen erhöhte sich aber sogar von 4405 auf 26 696 (s. Herkner „Arbeiterfrage", 7. Auflage 1921, Band II, S. 313).

Die Arbeiterbildungsvereine versuchten nun im Rahmen dieser Verhältnisse durch Förderung der Elementarbildung, durch Ausschluß aller politischen Fragen von der Behandlung in den Schulungskursen dem Arbeiter ein Bewußtsein von seinen menschlichen Qualitäten zu geben. Nicht zu vergessen bleibt, daß angesichts der noch verhältnismäßig unentwickelten ökonomischen Zustände, der primitiven Anfänge der Arbeiterbewegung, der vielfach noch bei bedeutenden Denkern vorhandenen Ignorierung sozialer Strömungen, der Nichtkenntnis der Ideen von Marx und Engels in gleicher Weise innerhalb des Bürgertums und des Arbeiterstandes diese Bildungsvereine in ihrem Programm nur von ideellen Gesichtspunkten her bestimmt sein konnten und in dieser Beziehung ein getreues Spiegelbild dieser allgemeinen Zeitumstände boten. Ferner ist nicht zu übersehen, daß der Gedanke der „Selbsthilfe" durch Vorschußvereine usw. in bezug auf den Arbeiter damals noch nicht durch reiche praktische Erfahrungen in Deutschland als widerlegt erachtet werden konnte, schließlich auch, daß bedeutende Philosophen und Geschichtsschreiber wie Immanuel Hermann Fichte, Heinrich Rückert und Robert von Mohl nur aus ideellen Erwägungen eine Erlösung des Arbeiters als möglich ansahen. Für die Selbstlosigkeit dieser Bewegung ist ihre unpolitische Tendenz ein klassisches Zeugnis, weil man eben damit sich jedes Einflusses auf die politiche Formung der Mitglieder von Arbeiterbildungsvereinen enthielt.

Der Gedanke, durch eine Förderung der Elementarbildung dem Arbeiter ein Sprungbrett für seinen Aufstieg darzubieten, war ebenfalls bei den damaligen Erfahrungen durchaus nicht als verfehlt abzuweisen. In dem „Gewerblichen Bildungsverein" zu

Leipzig, in dem Bebel mitwirkt, war durch Stenographieunterricht, sprachliche Schulungskurse, Lehre einer Fremdsprache für die Fortbildung der Arbeiter Sorge getragen. Bebel gerade gehörte zu denjenigen, die im Gegensatz zu Vahlteich und Fritzsche jede Politik aus ihm ferngehalten wünschten. Interessant ist es auch, weil man eben gerade oft die allgemeinen Verhältnisse, unter denen die Arbeiterbildungsvereine emporwuchsen, zu würdigen vergißt, was uns Bebel aus reicher Eigenerfahrung über seine und der damaligen Arbeiter allgemein vorhandene Unbildung auf sozialem Gebiet berichtet. Die Namen Marx und Engels waren dem damaligen Arbeiter unbekannt, ebensowenig konnten sie mit dem Begriff des „Klassenkampfes" eine festere Vorstellung verbinden (s. Bebel „Aus meinem Leben", Bd. I, Stuttgart 1910, S. 49 ff). Der wahrhaft ideale Geist, der in der Arbeiterbildungsbewegung lebte, hat sich in einem von Schulze-Delitzsch am 4. Februar 1861 über „Arbeit und Bildung" gehaltenen Vortrage ein ergreifendes Denkmal gesetzt. Die nachhaltige Versöhnung zwischen Arbeit und Bildung wird herbeigeführt, indem die Bildung als Arbeitsmittel als das unentbehrliche Werkzeug des Arbeiters gilt. Das gesteckte Ziel geht auf die Forderung eines vollen Menschentums für den Arbeiter. Denn Kraft und Trieb zu höherer Entfaltung, der gleichmäßig von unten in alle Menschen gelangt, läßt es nicht zu, sie in einer Menschenschicht zu ersticken. Die Kulturaufgabe der Menschheit erfordert die Kraft aller, und erst gemeinsame Arbeit gibt das gemeinsame Recht. Mit den wundervollen Worten „Der Arbeit mit der Bildung im Verein ist kein Ziel zu hoch, keine Aufgabe zu schwer, daß sie davon zurückscheuten. Nur so wird es geschehen, daß die Menschheit dereinst ihre großen Saturnalien feiert, wo die Arbeit in den Ehren des Festes Tafel hält und die Wissenschaft ihr dient. Solchem Kultus sind die Stätten dieses Hauses geweiht. Möge ihnen die rechte Gemeinde niemals fehlen!" schließt Schulze-Delitzsch seinen geistvollen Vortrag (s. Schulze-Delitzschs Schriften und Reden, Berlin 1910, Bd. II S. 4—11, wo der erwähnte Vortrag abgedruckt ist).

Ebenso erlebt der 23jährige Bebel die Anfänge der Arbeiterbewegung durch Lassalle. In der Tat sind noch bis in die siebziger Jahre hinein Bebel die Erinnerungen an Lassalle lebendig geblieben. In seiner Broschüre „Unsere Ziele" 1871 tritt die Stärke des Lassalleschen Einflusses noch deutlicher hervor. Dort ist sogar noch nicht einmal der Marxsche Klassenbegriff zum Ausdruck gekommen. Lassalle war aber gerade der Mann, der in seinem Vortrag „Die Arbeiter und die Wissenschaft" 1863 schließlich auf die Versöhnung von Proletariat und Bürgertum hingewirkt hat. Der Vortrag selbst stellte vielleicht das höchste Lob der Wissenschaft dar, das ihr jemals gezollt worden war. Gerade in Lassalle war ja auch, was keiner weiteren Ausführung bedarf, die Verbindung mit „bürgerlichen Denkern" nachweisbar.

Die Schönheit der Fichteschen Gedankengänge zu erschließen, galt ihm nicht zum geringsten als seine Aufgabe. Mit August Böckh, dem großen Philologen, stand er in freundschaftlicher Verbindung; dieser war es bekanntlich auch, der die Grabschrift auf Lassalle „Dem Denker und Kämpfer" verfaßt hat. Die Ausführungen Lassalles vom Jahre 1863 in seiner Rede „Wissenschaft und Arbeiter" *(s. Anhang S. 120)* über die besondere Struktur der Wissenschaft, die man nur von der ideellen Seite her zu begreifen vermag, erinnern durchaus an das, was in ihren besten Tagen Fichte, Humboldt und Schleiermacher, Eduard Zeller und Georg Kaufmann (Zeller, „Die deutschen Universitäten", 1845, Kaufmann, „Die Lehrfreiheit", 1898) hierüber gesagt haben (s. Fichte, Schleiermacher über das Wesen der Universität, neu herausgegeben von Spranger, Leipzig 1910, Fichte, Deduzierter Plan einer zu Berlin zu errichtenden Lehranstalt, S. 1—105, Schleiermacher, gelegentliche Gedanken über Universitäten, S. 105—205). In Sprangers Einleitung ist sehr schön dargetan, wie trotz aller Abweichungen in den Ansichten über die Organisation der Universität Humboldt, Fichte, Schleiermacher im philosophischen Wissenschaftsbegriff, der Wissenschaft als etwas organisch Ganzes ansieht, übereinstimmen. In der Universität als Organisation der Wissenschaftsuniversalität ist dabei die Stellung jedes Einzelnen durch den Zusammenhang mit dem Ganzen bestimmt. Diese Wissenschaft als etwas ständig Werdendes wird allein durch innere Selbsttätigkeit, die die volle Freiheit des geistigen Gestaltens voraussetzt, erzeugt, weil nur die Wissenschaft, die aus dem Inneren stammt und in das Innere gepflegt werden kann, den Charakter des Menschen umzubilden vermag (s. Spranger S. XL). Auf Grund dieser Tatsachen hätte man annehmen sollen, daß Bebel, der als junger aufnahmefähiger und besonders heller Mensch Lassalles Arbeiteragitation erlebte, sich dieses Vermächtnisses von Lassalle würdig erwiesen hätte. Gerade Bebel war es, der den von ihm mißachteten Hochschulen auch sonst sehr viel schuldete. Seiner Bekanntschaft mit Wilhelm Liebknecht, der an Hochschulen ausgebildet war, verdankt er den tieferen Hinweis auf die Bedeutung von Karl Marx, und vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, wenn man sogar annimmt, daß er bei ihm gleichsam geistig sehen gelernt habe. Hat Bebel auch nach eigenem Geständnis sich schon seit 1869 mit Marx beschäftigt, so ist es doch sicher, daß ihn erst der Verkehr mit Wilhelm Liebknecht auf dieser Linie weiter geführt hat.

Auf diese Momente weisen wir deshalb so entschieden hin, weil die leidenschaftliche Ablehnung des bestehenden Bildungswesens durch Bebel, der Materialismus seiner Beurteilungsmaßstäbe in starkem Gegensatz hierzu steht. Bebel hatte von 1840 bis 1912 wie selten sonst jemand aus kleinsten Anfängen den gewaltigen Aufstieg der Sozialdemokraten erlebt. Auf seine Tatkraft, seinen

Opferwillen war der erfolgreiche Widerstand gegen das Sozialistengesetz nicht zum wenigsten zurückzuführen. War er auch in seinen typischen Existenzbedingungen durchaus kein Arbeiter, so war doch seine Entwicklung von Handwerksmeister zum unbestrittenen Führer einer Riesenpartei etwas so Gewaltiges und Großartiges, daß daran immer wieder von neuem bei niedergeschlagener und verzweifelter Stimmung sich die Tatkraft des Arbeiters emporrichten konnte. In der Tat hat neuerdings Franz Klühs Bebel in die Klassiker des Sozialismus eingereiht und den Arbeiter zur gründlichen Fortbildung auf das Studium von Bebels Gedankenwelt hingewiesen. Tatsächlich steht auch heute noch Bebels wissenschaftliches Hauptwerk, seine „Frau und der Sozialismus", wohl in fast jeder Arbeiterbibliothek.

B.

Bebels Beurteilung geistiger Fragen.

1.

Die Stellungnahme Bebels in „Frau und Sozialismus" zum Akademikerproblem.

Die Feindschaft der Sozialdemokratie gegenüber dem Akademiker wollen wir an August Bebel im Zusammenhang mit seiner gesamten Bildungsauffassung näher belegen, weil wir bei ihm schon prinzipiell alle die beklagenswerten, nur vom Nützlichkeitsstandpunkt aus gerichteten Betrachtungen finden, unter denen er auch heute noch zu leiden hat. Bebel hat seine Auffassung über das Akademikerproblem hauptsächlich in zwei Schriften niedergelegt: in seinem Buche „Die Frau und der Sozialismus" und in seinem Vortrage „Akademiker und Sozialismus". Bebels „Frau", die zuerst 1879 erschien, stellte zwar nach seinem eigenen Zugeständnis nicht die maßgebliche Interpretation der sozialistischen Lehre dar. Sie ist nach Bebel in den Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels enthalten. Sie ist aber deshalb zur Veranschaulichung der wissenschaftlichen Ansichten über das Universitätsproblem heranzuziehen und sogar besonders fruchtbar, weil Bebel fast zwei Menschenalter hindurch der Führer der Sozialdemokratie gewesen ist und seine Ansichten infolgedessen, wie sich noch näher ergeben wird, innerhalb der eigenen Partei besondere Beachtung fanden. Insbesondere ist Bebel aber der Liebling der Arbeiter gewesen und besaß auf sie einen Einfluß, wie niemand vor oder nach ihm. Ferner hat Bebels „Frau" für den Arbeiter die Einführung in die sozialistische Lehre dargestellt. Er hat dazu weder Marx noch Engels gelesen, und das ist selbst heute nicht anders geworden. Für die Bedeutung von Bebels Werk ist es kennzeichnend, daß trotz aller Einzelkritik im eigenen Lager eine umfassende kritische Widerlegung seiner Ansichten ausgeblieben ist. Wissenschaftliche Kritiker in den eigenen Kreisen, wie Simon Katzenstein, die insbesondere Bebels Ausführungen über das Verhältnis von Hand- und Kopfarbeit näher untersuchten, hat Bebel der Verachtung der Parteigenossen preisgegeben, ohne sich im geringsten um ihre Nachweise zu kümmern.

2.

Die Aufnahme von Bebels „Frau“ durch die Arbeiterschaft.

In der Tat kam Bebels „Frau“ eine ganz besondere Stellung unter den Büchern des Arbeiters zu. Helmuth von Gerlach spricht 1909 in einem kurzen Lebensbild Bebels von seiner „Frau“ als der Bibel des Arbeiters, die sich hier ebenso selbstverständlich in jedem Haus befände wie im Reformationszeitalter in jeder Bauernstube das Neue Testament. Robert Michels gesteht in seinem 1913 im „Archiv für Sozialwissenschaft“ veröffentlichten Aufsatze über Bebel, daß diese erwähnte Arbeit sich tief und unverlöschlich in das Herz eines jeden Arbeiters eingegraben habe. Eduard Bernstein erklärt uns 1929 in dem Vorwort zur Jubiläumsausgabe des Werkes, daß keine Schrift eine gleich umwälzende Wirkung auf die in der Arbeiterbewegung eingewurzelten Anschauungen ausgeübt habe wie die vorliegende Arbeit. Bezeichnenderweise war schon 1909 von dem Buch die geradezu phantastisch anmutende Zahl von 197 000 Exemplaren abgesetzt, insbesondere war es schon in fast alle Kultursprachen übersetzt worden, so u. a. ins Französische, Russische, Italienische, Schwedische, Griechische, Bulgarische, Rumänische, Tschechische und sogar, für England und für Amerika, zweimal ins Englische. Mit Recht konnte sich deshalb Bebel der bahnbrechenden Wirkung seiner Veröffentlichung rühmen. Der große Einfluß des Buches auf den Arbeiter erklärt sich aber ferner noch daraus, daß dort, und zwar in sämtlichen Auflagen, der Sozialismus definiert wurde als „die auf alle Gebiete der menschlichen Tätigkeit angewandte Wissenschaft“. Was das bedeutet — und zwar in seinem Einfluß auf den Arbeiter — mögen noch die nachfolgenden Betrachtungen näher beleuchten. Sie treffen ebenso zu auf die Erstauflage der Schrift 1879 wie auf die Letztausgabe von Bebels Hand 1909, da die durch Bebel noch besonders genährte Wissenschaftsgläubigkeit des Arbeiters — wie wir im vierten Hauptteil dieser Arbeit noch zeigen werden, selbst gegenwärtig noch keine Schwächung erfahren hat.

Die Zeiten von Ferdinand Lassalle schienen wiedergekehrt. Die „Wissenschaft“ klopft an die Pforte des Arbeiterhauses, begehrt und findet freudig Einlaß. Ein inneres Hochgefühl mußte den Arbeiter anwandeln, eine Stimmung ihn erfüllen, wie sie ihn einst beim Anhören der gewaltigen Lassalleschen Reden ergriff, die laut von der Vermählung von Wissenschaft und Arbeiter Kunde gaben. Durch einen Vergleich können wir uns gut die Geisteshaltung veranschaulichen, in die Bebels „Frau“ den Arbeiter versetzt. Sie war ähnlich der feurigen Gesinnung der Anhänger des Urchristentums, die das tausendjährige Himmelreich als nahe

bevorstehend erachteten. Man könnte auch die Einstellung zu Bebels „Frau" bei dem Arbeiter in Parallele stellen zu dem Gefühl des Kindes bei der Lektüre der Märchensammlung „Tausend und eine Nacht". Wer hätte es noch nicht aus eigener Erfahrung erlebt, daß die Glut und Pracht der Märchenschilderung so stark das Innerste der Kindesseele ergreift, daß das Kind die Verwirklichung der dort erzählten Wunder für durchaus möglich hält und sich Aufklärung heischend an die Erwachsenen wendet, um sich die Richtigkeit seiner Auffassung von ihnen bestätigen zu lassen. Genau so wurde der Arbeiter bei der Beschäftigung mit Bebels Werk von einer freudigen, zuversichtlichen Stimmung ergriffen. die ihm das Unmöglichste, die Verwirklichung des irdischen Para dieses, als durchaus möglich erscheinen ließ. Bot Bebel doch scheinbar selbst das beste Zeugnis für die Wahrheit seiner Ansichten Der machtvolle Aufschwung der Arbeiterbewegung war mit seinem Namen verbunden. Mit Recht macht freilich schon in seiner Geschichtsphilosophie Hermann 1870 darauf aufmerksam. daß selbst im Paradiese die Bäume der Versuchung standen: also selbst paradiesische Verhältnisse niemals als absolut vollkommen angesehen werden dürfen. In diesem Irrtum Bebels, den der Arbeiter ernst nimmt, ist vielleicht auch die Quelle der freudigen Begeisterung für Bebels Werk entdeckt. Insbesondere mußte aber die kühne Vereinigung von weitausschauender Phantasie und strenger Sachlichkeit sowie die Fülle des in dem Werk ausgebreiteten Wissens den Arbeiter mit immer zunehmender Bewunderung erfüllen. Ein Ereignis! Gerade ein wissenschaftliches Werk wendet sich an die Arbeiter in der hoffnungsvollen Erwartung, hier am tiefsten verstanden zu werden.

3.

Bebels angebliche Wissenschaftlichkeit.

Tatsächlich hat auch Bebel auf den wissenschaftlichen Charakter seines Buches großen Wert gelegt und nichts mehr übel genommen, als daß ihm das Prädikat der Unwissenschaftlichkeit aufgedrückt wurde. Nur so ist die in der Vorrede zu den verschiedenen Auflagen vorgenommene Rechtfertigung seiner Ansichten in scharfer Auseinandersetzung mit seinen Gegnern, den Professoren Herkner, Hegar und Ziegler, verständlich. Bebels Ueberheblichkeit zeigt sich hier im schwärzesten Licht. Mit souveräner Verachtung gibt er seinen Kritikern zu verstehen, sie hätten ihre Pamphlete ruhig ungeschrieben lassen sollen, da sie sich doch nicht schmeicheln dürften, ihn widerlegen zu können. Zudem sei der hohe Wert seiner Veröffentlichung schon an der hohen Auflageziffer erkennbar. Die politischen Hintergründe hierfür wollte er nicht sehen! Tatsächlich ist Bebel auch von berufener Seite, so selbst von dem sonst so kritischen Eduard Bernstein, der wissenschaftliche Charakter seiner Schrift bescheinigt worden. Selbst

Robert Michels hat sich Eduard Bernstein in diesem Votum durchaus angeschlossen. Bebels „Frau" sei nicht nur ein Buch der Wissenschaft, sondern wer das dort verarbeitete Tatsachenmaterial und die hier entwickelten Theorien beherrscht, werde sich sogar, wie Michels meint, mit Fug und Recht als einen hochgebildeten Menschen bezeichnen dürfen. Darüber hinaus besitzt das Werk nach Michels auch überragende politische Bedeutung. Im seltenen Maße sei dem Verfasser die Darstellung der von ihm entrollten Probleme als Selbstzweck und als Postulat geglückt. Bebels Arbeit als dilletantisches Machwerk anzusehen, entbehrt somit nach Michels jeder Berechtigung.

Angesichts dieser durchaus positiven Aufnahme ist freilich Bebels Stolz auf seine Leistung ebenso wie das fast kanonische Ansehen dieser Veröffentlichung innerhalb der Parteiliteratur verständlich. Das Vertrauen des Arbeiters zu Bebel gerade als Führer in das geheimnisvolle Land der Wissenschaft ist danach ebenfalls nicht verwunderlich (s. Robert Michels, „Bedeutende Männer", Leipzig, 1927, S. 10 und 11; zuerst erschienen im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Band 37, Heft 3, November 1913). Ebenso hat Bebel von Auflage zu Auflage den Umfang seiner Ausführungen gemäß dem Fortschritt der Wissenschaft erheblich erweitert, aber auch, gleichsam um seinen Scharfsinn hervorzuheben, ausdrücklich erklärt, daß er prinzipiell nichts an den Grundlagen seiner Schrift zu ändern habe. Er legte also selbst entscheidendes Gewicht darauf, daß sein Werk schon in seinem äußeren Gewand von dem Wissenschaftsfortschritt Zeugnis ablegte. Eduard Bernstein erklärt sogar, die Vorreden von Bebel seien ein untrüglicher Beweis für die Strenge der von ihm an sich selbst gestellten Anforderungen und seine wissenschaftliche Zuverlässigkeit. So habe er wissenschaftliche Werke ebenso fleißig wie sorgfältig durchgearbeitet und das Gleiche von seinen Mitkämpfern erwartet. Scharf habe in seinem Munde der Tadel geklungen, daß ein Parteigenosse nur wenig ernste Schriften lese (s. Eduard Bernstein, Vorrede zur Jubiläums-Ausgabe, Berlin 1929, S. XIV ff.).

Deutlich hob sich, das mußte somit auch dem Arbeiter bei der Beschäftigung mit Bebel einleuchten, seine Veröffentlichung von allen sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten ab. Sie war anschaulich, eindringlich und durchaus leichtverständlich in der Sprache gehalten, zudem mit überzeugenden und einprägsamen Kraftwörtern, die aus der politischen Propaganda hergenommen waren, gespickt. Die zur Stützung der prinzipiellen Ansichten angeführten Beispiele waren aus dem Leben gegriffen und konnten oft von dem Arbeiter auf ihre Richtigkeit hin nachgeprüft werden. So unterschied sich die Bebelsche schriftstellerische Tätigkeit sogar wesentlich von dem Charakter etwa der Bücher von Marx, Engels

und Lassalle, und so konnte der Arbeiter jetzt als ein durch die vorzügliche Arbeit Bebels Geformter dem Akademiker mit stolzem Bewußtsein als ein ihm in der geistigen Schulung Ebenbürtiger entgegentreten.

4.

Bebels Dogmatik.

So mußte weiterhin dem Arbeiter Bebels Werk als ein sprechender Beleg dafür erscheinen, daß an der Lebensfremdheit der Wissenschaft nur der Akademiker selbst schuld sei, der dadurch künstlich zwischen sich und den übrigen Bevölkerungsklassen einen Abstand erzeugte. Insbesondere mußte aber dem Arbeiter imponieren, mit welcher autoritativen Sicherheit Bebel schnell selbst die schwierigsten Fragen mit einem klaren Endurteil beschloß. Nicht erkennbar konnte ihm sein, daß die ungewöhnliche Sicherheit, mit der Bebel die schwierigsten Wissenschaftsprobleme gleichsam im Handumdrehen löste, gerade die Hauptschwäche Bebels darstellt. Die scheinbare Unentschiedenheit des Wissenschaftlers im Schlußurteil (s. darüber Paulsen, „Die Deutschen Universitäten", Berlin, 1902, S. 324—29, *Anhang S. 121)*, resultiert ja gerade daraus, daß viele Fragen im einzelnen viel zu kompliziert, durch die Forschung noch viel zu wenig aufgeklärt sind, als daß sich — so bequem und angenehm das auch für den Leser wäre — in einem eindeutigen Ja oder Nein über sie etwas aussagen ließe. Ebensowenig konnte dem Arbeiter, dessen inniges Verhältnis zu seinem Führer wir schon früher eingehend beleuchtet hatten, unter diesen Umständen offenbar sein, daß für Bebel schon vorher rein aus der Intuition heraus das Ergebnis seiner Darlegungen eindeutig feststand, so daß er es nur durch praktische Tatsachen noch näher zu beleuchten brauchte. Ist doch nichts dem wahren Wissenschaftler fremder als ein starrer Autoritätsstandpunkt, der der Wandlung sich als unzugänglich erweist. Zudem brauchte der Arbeiter als Handelnder ein festes und klares Ziel, das er bei Bebel vorfand. Bei dieser Geisteshaltung mußte ihm gleichsam als ein Verräter an seiner Sache erscheinen, wer die Einseitigkeiten Bebels nachwies und dem Arbeiter damit den liebgewordenen Glauben an seinen Propheten raubte. Hinzu kam noch bei dem Arbeiter das Gefühl, Bebel gleichsam wie einem Vater für sein mannhaftes Auftreten während der schweren Jahre des Sozialistengesetzes zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet zu sein. All dies sind Momente, die schon von vornherein jede ernsthafte Kritik an Bebel seitens der Arbeiter im Keime ersticken mußten. Zudem nährte Bebel noch geflissentlich die Vorstellung, daß er als Arbeiter den Arbeitern besonders nahestehe und sein häufiges Auftreten in großen Volksversammlungen, seine freundschaftliche Unterhaltung mit einzelnen Arbeitern mußte ebenfalls in dieser Richtung wirken.

Anhang.

Ergänzung zu Seite 101.

Lily Braun über ihre Stellung innerhalb der Sozialdemokratie.

Lily Braun hat uns in ihren ergreifenden „Memoiren einer Sozialistin" ein packendes Bild von den Leiden einer unabhängigen Persönlichkeit innerhalb der sozialdemokratischen Partei in der Vorkriegszeit entworfen. Zu dem stärksten gehört dabei unseres Erachtens ihre, im zweiten Bande gegebene Schilderung der allgemeinen Zustände zu Beginn des Parteitages zu Dresden im Jahre 1903. Lily Braun zeigt uns, wie der Hader in der Partei damals immer bösartigere Dimensionen annahm, wie das „zahnlose alte Weib, der Klatsch mit den ewig beweglichen Lippen und den dürren Fingern in der Partei herumging", wie die schwersten Verdächtigungen gegen die Anhänger revisionistischer Anschauungen ausgestoßen wurden. Der Mann, wie Lily Braun schreibt, der nur von der Abgeschiedenheit seiner Studierstube aus die Dinge beobachtete, verfolgte Jeden mit blindem Eifer, der nicht ein Buchstabengläubiger des Marxismus war. Lily Braun hat dabei Franz Mehring im Auge, der ihr als das böse Prinzip der Partei erscheint. Sie schildert uns weiter, wie sie ihren Mann wegen einer schweren Erkrankung ihres Sohnes nicht nach Dresden begleiten und ihn somit allein im Kampfe gegen seine wütenden Gegner dorthin ziehen lassen mußte. Anschaulich hebt Lily Braun hervor, wie Heinrich Braun das lügnerische Wesen von Franz Mehring geistvoll entlarvt, aber statt Unterstützung zu finden, durch die unwürdigsten Zwischenrufe Bebels ständig unterbrochen wird. Die Annahme einer Resolution, die den Sozialisten die Mitarbeit an bürgerlichen Blättern untersagt, war, wie Lily Braun darlegt, mit großer Mehrheit zur Annahme gelangt. Besonders peinlich fiel Lily Braun auf, mit welchem Haß Bebel, nur um die Masse des Proletariats unzerreißbar mit sich zu verbinden, die Akademiker verfolgte, ohne zu fühlen, wie er dadurch dem ersten Grundsatz des Sozialismus ins Gesicht schlug. Tief geschmerzt fühlt sich Lily Braun ferner durch die Tatsache, mit welcher Demagogie Bebel seine Anhänger vor dem Teil der Revisionisten warnt, die als Proletarier in gehobenen Lebensstellungen zu bezeichnen wären. Sie

schildert uns, wie nach dem Parteitage sie ebenso wie ihr Mann vollständig ignoriert wurden, wie erst gegen Weihnachten das Schiedsgericht von Frankfurt-Lebus die Resultate seiner Untersuchungen vorlegte, aus denen die vollständige Haltlosigkeit der gegen Braun ausgesprochenen Verdächtigungen deutlich hervorging. Das wochenlange Hinziehen der Schiedsgerichtsverhandlung bedeutete dabei, wie Lily Braun uns gesteht, für ihren Mann eine seelische Folter, von deren Ausmaß sich kein Außenstehender ein richtiges Bild machen könne (s. Lily Braun, Gesammelte Werke, Band 3, „Memoiren einer Sozialistin", Kampfjahre, Seite 418, 420, 423, 429).

Ergänzung zu Seite 104.

Beurteilung der Arbeiterbildungsvereine.

Angesichts der ungünstigen Beurteilung, die die Arbeiterbildungsvereine in der Gegenwart erfahren, erscheint es uns interessant, wie günstig sie vielfach in den Anfängen ihrer Entwicklung beurteilt wurden. Heinrich Braun macht beispielsweise in seiner Dissertation „Friedrich Albert Lange als Sozialökonom", Halle 1881, darauf aufmerksam, daß Schulze das Verdienst zuzusprechen ist, zu der Zeit, wo in Deutschland in der Wissenschaft sowohl wie im praktischen Leben die Interessen der arbeitenden Klasse vollständig ignoriert wurden, eine lebhafte und allgemeine Teilnahme für dieselben erweckt — Heinrich Braun läßt es dahingestellt, wie weit sie ihren Zweck erreichten — und positive Maßregeln zugunsten dieser Klasse ins Werk gesetzt zu haben (s. Heinrich Braun, „Friedrich Albert Lange als Sozialökonom", Halle 1881, S. 13). Ellissen hat in seiner Biographie von Friedrich Albert Lange, die 1894 zu Leipzig erschien, ebenfalls die Echtheit der Schulze-Delitzschen Bestrebungen zum Wohle der Arbeiter hervorgehoben.

Friedrich Albert Lange hat 1865 in der ersten Auflage seiner Arbeiterfrage uns die Hochherzigkeit der Schulze-Delitzschen Bestrebungen, der ein echter Freund der leidenden Volksklassen gewesen sei, bezeugt. Die Tendenzen der Arbeiterbildungsvereine, die sich das Ziel, die Kluft zwischen dem Arbeiterstande und den übrigen Volksklassen zu überbrücken, gestellt haben, beurteilt Lange durchaus positiv. Dort könne sich der Arbeiter die Ueberlegenheit der übrigen Stände gefallen lassen, wo man ihm mit dem Angebot formaler Bildung, die ihm wirklich fehlt, entgegenkomme. Anders wie in vielen sonstigen Bestrebungen zur Selbsthilfe mache sich hier kein Geist der Ueberheblichkeit gegenüber dem Arbeiter breit, da man nichts außer seiner Fortbildung erstrebe und keineswegs in irgendwelcher Beziehung ihn sich untertänig machen will. Bedenklich sei freilich die Ausschaltung aller politischen Absichten, weil man vielfach soweit geht, dem Arbeiter einzureden, er sei noch nicht für die Politik reif, weil er dazu noch zu ungebildet sei. Dabei liegt nach Lange eine Verwechslung vor von Bildung und männlicher Reife. Auch ein Riese an Bildung dürfe seinen

Mitmenschen nicht als ein Kind betrachten und am Gängelbande führen. So positiv sich Lange zu den Arbeiterbildungsvereinen in ihren Bestrebungen zur Fortbildung der jungen Leute stellt, so bedenklich erscheint es Lange, wenn sie den erwachsenen Arbeiter von der politischen Mitarbeit abhalten. Die Hochherzigkeit der Bestrebungen von Schulze-Delitzsch hat uns übrigens auch Karl Biedermann in vielen seiner Schriften, so unter anderem in seiner „Geschichte Deutschlands von 1840 bis 70" und in seiner Selbstbiographie zugestanden (s. Friedrich Albert Lange, „Die Arbeiterfrage", unveränderter Neudruck der Auflage aus dem Jahre 1865, herausgegeben von Franz Mehring, Berlin 1910, Seite 128, 133 und 134). In der Tat ist ein richtiges Bild der Arbeiterbildungsbestrebungen — wie wir früher hervorgehoben haben — nur aus den allgemeinen Zeitumständen zu gewinnen. August Bebel, der das beste Beispiel dafür ist, was die Arbeiterbildungsvereine Gutes vermochten, hat sie doch im ganzen wesentlich aus den schon von Friedrich Albert Lange angegebenen Gründen negativ beurteilt (s. Bebels Lebenserinnerungen). Herkner hat in seiner Arbeiterfrage ebenfalls die Arbeiterbildungsbewegung nur geringschätzig beurteilt. Sie hat der Not des Arbeiters nicht abgeholfen, der großen Mehrheit der liberalen Partei ging zudem Schulze-Delitzsch nach Herkner in seinen sozialen Neigungen noch viel zu weit, und in der Begründung von unpolitischen Bildungsvereinen ohne wirtschaftliche Wirksamkeit beruhigten viele ihr schlechtes Gewissen. Zudem wurden diese Vereine häufig noch von Angehörigen der bürgerlichen Intelligenz geleitet, die die Vortrefflichkeit der bestehenden Wirtschaftsordnung verherrlichten und den Arbeiter nur als ein Mittel für die politischen Zwecke des Bürgertums benutzten (s. Herkner, Arbeiterfrage, 1921: 2. Bd., S. 314). Sehr scharf geht allerneuestens Ernst Michel mit einem durch die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte geschärftem Blick mit der Arbeiterbildungsbewegung ins Gericht. Durch Lesen, Schreiben und Rechnen, das der Staat dem Arbeiter in der Schule beibrachte, konnte seinem Bildungsdrang keine Genüge geschehen. Dieses „geistige Manchestertum" trieb ihn führerlos den Erzeugnissen bürgerlichen Schrifttums entgegen. Er fiel dabei der bürgerlichen liberalen Wissenschaft zum Opfer, die mit dem Grundsatz „Wissen ist Macht" den Arbeiter bearbeitete. Hier wurde ihm keine Belehrung zuteil, die ihm auf seine wirklichen Nöte Antwort gab, denn nur die „volkspolitische" Erfassung der besonderen Not als Sonderfall der allgemeinen Bildungsnot konnte den Arbeiter weiter führen. Der Arbeiter in blinder Wissenstrunkenheit glaubte an die Heilkraft der Wissenschaft, die aber ihrem Wesen nach nicht „Samariterdienst" am Leben sein und auf die zentralen Fragen der Arbeiterbewegung Antwort geben konnte. Erst unserer Zeit ist es vorbehalten geblieben, wie Michel treffend ausführt, das Problem der Arbeiterbildung in den Rahmen einer zukünftigen

allgemeinen Volksbildung hineinzuziehen. (Siehe Bebel, Seite 49 bis 54, 57, 61, 73, 96 und 100: „Aus meinem Leben", erster Teil, Stuttgart 1910, ferner Herkner, „Die Arbeiterfrage", Band 2, Seite 313, Berlin 1921, schließlich Ernst Michel, „Politik aus dem Glauben", Jena 1926, Seite 230 bis 236).

Ergänzung zu Seite 110.

Lassalles Vortrag über Arbeiter und Wissenschaft.

Der Vortrag von Ferdinand Lassalle 1863 über „Arbeiter und Wissenschaft" enthält vielleicht die schönste Huldigung, die jemals der Wissenschaft gegenüber ausgesprochen worden ist. Einige Zitate mögen das belegen: „Der ägyptische Fellah heizt den Herd seiner elenden Lehmhütte mit den Mumien der ägyptischen Pharaonen, den allmächtigen Erbauern der ägyptischen Pyramiden. Sitten, Einrichtungen, Gesetzbücher, Königsgeschlechter, Staaten und Völker sind im steten Wechsel verschwunden, aber, was von einem Staat dem anderen, einem Volk dem anderen, von einer Zeit der anderen in heiliger Ehrfurcht überliefert worden ist, das ist der stolz ragende Bau wissenschaftlicher Erkenntnis. . . . . Wie die wissenschaftliche Erkenntnis, die unausgesetzt fließende Quelle aller Vervollkommnung menschlicher Zustände ist, so ist sie und ihre die Ueberzeugung langsam gewinnende Macht zugleich auch die einzige Garantie für eine friedliche Entwicklung." Unter Bezugnahme auf die vollständige Lehrfreiheit, die für die Wissenschaft eine Notwendigkeit darstellt, hebt Lassalle hervor, wie die Universität der Ort ist, wo vollständig uneigennützig der Wissenschaft gedient wird, wo äußerliche Gesichtspunkte unter allen Umständen nicht ins Gewicht fallen. Wer das bestreitet, sollte nach Lassalle einmal einen Plan einer fruchtbaren Wissenschaftszensur entwerfen. Wenn überhaupt von einem Mißbrauch der Wissenschaft die Rede sein kann, dann wäre hier der Punkt, wo die Verhütung des Mißbrauchs in einem Falle die Segnungen des Gebrauchs in Millionen Fällen verhindern könnte. Ein Gerichtshof für die Wissenschaft müßte nach Lassalle dabei nicht nur in allen Fächern und Zweigen der Wissenschaft aus der Blüte aller wissenschaftlichen Kapazitäten aller Folgezeiten zusammengesetzt sein, weil oft genug überragende Leistungen erst nach dem Tode ihrer Schöpfer in ihrem Werte erkannt worden sind. So stellt Lassalle im Geiste Fichtes der Wissenschaft die Aufgabe, das allgemeine Leben und die ganze Ordnung der Dinge umzugestalten, und spricht von der Zusammengehörigkeit von Wissenschaft und Volk, von Wissenschaft und Arbeiter, die vom allgemeinen Verfall der Zeit unberührt geblieben seien. Schließlich gibt Lassalle der stolzen Erwartung Ausdruck, daß Bourgeoisie und Arbeiter einig gegen ihre Unterdrücker sich als die Glieder eines Volkes fühlen (s. Bernstein-Ausgabe der Werke von Ferdinand Lassalle, Band 2, Berlin 1893 ,Seite 61, 62, 66, 71, 81, 83 und 110).

Ergänzung zu Seite 116.

Gelehrter und Politiker.

Friedrich Paulsen hebt in seinem Werke „Die deutschen Universitäten", Berlin, 1902, in dem Abschnitt „Die Professoren und die Politik" Seite 324/29 die strukturhafte Verschiedenheit von Gelehrtem und Politiker hervor. Die Entschlossenheit leidet durch viele theoretische Arbeit, der Politiker dagegen muß in jedem Augenblick einen Entschluß zu fassen und ihn durchzuführen bereit sein. Bei gerechter Abwägung aller Umstände einer Sache, wie sie dem Forscher selbstverständlich ist, stellt sich leicht der Zweifel ein, die Wahrheit aber hat Zeit zu ihrer Durchsetzung, eine versäumte politische Gelegenheit kann jedoch die schwersten Gefahren über das Schicksal eines Volkes in sich bergen. Wer zuviel über eine Sache nachdenkt, was bei dem Gelehrten oft der Fall ist, gewinnt aber auch nicht die rechte Freude, wenn er selbst politisch tatkräftig gehandelt hat (s. besonders S. 325).

5.

Die Universitäten im Urteil Bebels.

Die Auffassung von Eduard Sack über die Volksschule, über die Verderblichkeit des Standesschulwesens, über die verhängnisvolle Macht der Religion im Unterricht, über die Naturwissenschaft als geeignete Grundlage der modernen Weltanschauung und als Widerlegung einer religiösen Einstellung finden wir bei Bebel in seinem Hauptwerk „Frau und Sozialismus" wieder. Infolge der eingehenden Würdigung dieser Sachverhalte in unserer Darstellung über den Ursprung des sozialistischen Bildungsmaterialismus beschränken wir uns hier auf die Beurteilung des Universitätswesens durch Bebel gemäß der Themastellung unserer Gesamtarbeit. Der Nützlichkeitsgesichtspunkt Bebels kommt schon in seiner Beurteilung der Volksschule, die dem Kinde eine Menge Ballast aufbürdet, den es im Leben nicht verwenden kann und der es in seinem Fortkommen und seiner Entwicklung hemmt, aber erst typisch in seiner Kritik am höheren Bildungswesen, insbesondere seiner Auffassung von der modernen deutschen Universität zum charakteristischen Ausdruck.

Die Universität krankt danach — man beachte die krasse Verallgemeinerung — an dem Wust des Althergebrachten. Ueberlebten und Ueberflüssigen, das dort neben Nützlichem und Gutem gelehrt wird. Ebenso offenbar ist die Vernachlässigung des Studiums durch die Studierenden und im Zusammenhang damit das Streber- und Gönnertum, das die sachliche Arbeit der Hochschulen immer mehr überwuchert. Wer hier keine eigene Meinung hat, sich sorgsam nach oben richtet, sieht, wie dort der Wind weht, gilt mehr als ein Charakter und ein Mann von Können und Wissen. Der Examensstoff wird innerhalb weniger Monate eingepaukt, das notdürftige Bestehen der Prüfung schon als befriedigend angesehen. Nach der Prüfung arbeiten die Akademiker nur mechanisch und handwerksmäßig fort, sind aber auf den Tod gekränkt, wenn ein Nichtstudierter ihnen nicht mit der größten Hochachtung begegnet und sie nicht als höhere Menschenrasse ansieht und behandelt. So sind unsere meisten Rechtsanwälte, Richter, Mediziner, Professoren, Beamte und Künstler nichts als Handwerker in ihrem Fache, die froh sind, an der Krippe zu stehen. Nur der helle, fortschrittliche Geist, dessen Weltbild nicht durch schulische Einflüsse allein bestimmt ist, erkennt später, daß er wohl viel Unnützes, aber gerade das nicht gelernt hat, was er am nötigsten braucht. Er ist sich vollständig darüber im klaren, daß er den besten Teil seines Lebens sich mit Unnützem, d. h. Schädlichem abgegeben habe. Der zweite Teil des Lebens dient dazu, um dies überflüssig Gelernte zu vergessen, die Bildungsarbeit von neuem anzufangen, dadurch sich allmählich zur Höhe der Zeitanschauung durchzuarbeiten und als ein nützliches und brauchbares Individuum sich der Gesellschaft einzuordnen. Nur der äußere Schein,

der in dieser dünnen Luft der Idealität seine Herrschaft angetreten hat, verlangt die Aufrechterhaltung des mittelalterlichen Plunders und des unnützen Lehrstoffes, dessen Erwerbung eine schwere Einbuße an geistiger und leiblicher Energie zur Folge hat (409/10, 456—58 Ausgabe 1909, entsprechend schon Bebels Ansichten in den siebziger Jahren *s. S. 138 unserer Schrift).*

Hier finden wir die Nützlichkeitsphilosophie in ihrer Anwendung auf das gesamte Bildungswesen, in ihrer typischen Ausprägung. Die Hochschule wird unmittelbar an dem Maßstabe der Volksschule gemessen, wobei selbst nur ein Zerrbild von ihrer Struktur vorwaltet. Beiden in gleicher Weise wird aufs Schwerste verdacht, daß sie Unnützes lehren, das Bebel gleichzeitig als schädlich und in krasser Verallgemeinerung als Hemmschuh für das Fortkommen jedes Einzelnen anspricht. Ueber die Inhaltslosigkeit einer solchen Behauptung befindet sich Bebel durchaus im Unklaren. Leider hat Bebel nicht einen Universitätsplan entworfen, aus dem sich deutlich ergibt, was denn als nützlicher Lehrstoff an der Hochschule gelehrt werden dürfe. Typisch bleibt weiter, daß mit keinem Wort auf die Aufgabe der Hochschule, auf ihre Funktion im Leben des deutschen Volkes eingegangen wird. Dem Einzelnen bleibt es überlassen, sich nach Bebels Zielsetzung — jeder Einzelne ein nützliches Glied der Gesellschaft — sich diese Aufgaben weiter auszumalen. Offenbar ist es, daß Bebels Zielsetzung, die Gleichsetzung des Nützlichen mit dem Guten — wobei Nützliches im handgreiflichen Sinne als ein jedermann sofort erkennbarer Nutzen aufgefaßt wird — die Aufhebung der Universität überhaupt bedeutet.

Schlimmere Vorwürfe und Verdächtigungen als sie Bebel gegen die Hochschule erhebt, können überhaupt nicht gegen die Universitäten erhoben werden. Feigheit, Unaufrichtigkeit, Lebensfremdheit, Gesinnungslosigkeit und Genußsucht werden in lieblichem Verein dem Akademiker gleichzeitig vorgeworfen. Schon psychologisch leuchtet die Unwahrhaftigkeit dieser Vorwürfe ein. Menschen mit derartig ausgesucht widerwärtigen Eigenschaften sind eine lebensfremde Konstruktion, die nur politische Parteileidenschaft erklärlich macht. Derselbe Bebel aber, der auf den Ehrennamen eines Wissenschaftlers — eine beispiellose Inkonsequenz — Anspruch erhebt und doch gleichzeitig die Pflege des Nur-Nützlichen der Universität zur Aufgabe stellt, macht den Studierten, d. h. den schon auf der Hochschule Ausgelernten, den Vorwurf der handwerksmäßigen und mechanischen Arbeit. Ein unlösbarer Widerspruch! Wir legen auf diese Feststellung deshalb entscheidenden Wert, weil wir hier in der Tat innerhalb der Sozialdemokratie schon den Auffassungen begegnen, die heute weit über diese Kreise hinaus sich ausgebreitet haben: Zerschlagung der Hochschule in die Fachschule, deren sogenannte Vorbereitung von jedermann infolge ihrer greifbaren Nützlichkeit sofort verstanden

werden kann, demzufolge Auffassung des Studenten als Nutznießer der Allgemeinheit *(s. S. 85—87 unserer Abhandlung).* Entspräche das Bild, das Bebel von dem Gegenwartsakademiker entwirft, wirklich den Tatsachen, wäre er in seiner gesamten Existenz nur von Nützlichkeitserwägungen niedrigster Art bestimmt, allen höheren Auffassungen des Geistes unzugänglich, so wäre diese Folgerung nur konsequent (Bebel, „Frau", Ausgabe 1909, S. 271 ff). Erst im folgenden werden wir im einzelnen kennen lernenn, wie sehr sich die Behauptungen von Bebel im Einklange mit seiner gesamten Beurteilung von Kulturfragen befinden.

6.

Zivilisatorische Bildungspflege.

Bebel, der somit für wahre Bildungs- und Kulturaufgaben, wie seine Auffassung über die Universität lehrt, nicht das geringste Verständnis besitzt, beklagt sich dennoch gleichzeitig bitter über das Uebergewicht des Militäretats über den Kultusetat. Merkwürdigerweise sieht er — eben wohl nur begreiflich aus seiner eudämonistischen Einstellung, die ganz im Sinne von Bentham auf das größte Glück der größten Zahl zielt — in der Errichtung höherer Bildungsanstalten, dem Bau von Theatern und Museen, der Anlegung feiner Stadtviertel und Parks einen Fortschritt, wenn er auch tief bedauert, daß sie gegenwärtig nur den besitzenden Klassen zugute kommen statt allen Volksgenossen zu dienen. Die Erfüllung zivilisatorischer Bedürfnisse steht dabei für Bebel in dem Vordergrund seiner Ausführungen. Dementsprechend erfahren wir auch von ihm nichts über den organisatorischen Aufbau dieser Institute, noch etwa geht Bebel darauf ein, wie die Urteilskraft und der Geschmack der Bevölkerung zu schulen wäre, um ihr eine sinnvolle Benutzung dieser Bildungseinrichtungen zu ermöglichen. Bebels Feststellung, Verbesserungen dieser Art dienten nur einer Minorität, besagt zudem ohne den Nachweis im Einzelnen nichts. Die Ignorierung aller qualitativen Erwägungen macht sich hierbei peinlich bemerkbar. Hiermit steht es im Einklang, daß Bebel in einer phantastisch anmutenden Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der breiteren Volksmassen, die durch den gewaltigen Aufschwung der Technik innerhalb einer im sozialistischen Geiste geleiteten Wirtschaft möglich wird, das erstrebenswerte Kulturziel einer nahe bevorstehenden Zukunft erblickt. Die neue Gesellschaft soll, wie Bebel emphatisch ausruft, nicht proletarisch leben, sondern als ein hochentwickeltes Kulturvolk sollen alle ebenso ihre materiellen Bedürfnisse befriedigen wie auch gleichzeitig sich mit Künsten und Wissenschaften aller Art beschäftigen können (Bebel, „Frau", Ausgabe 1909, S. 382, 385; ganz ähnlich auch schon 1879 in derselben Schrift). Die Lehre von der körperlichen und geistigen Befreiung des Menschen durch den Sieg der Technik in der sozialistischen Wirtschaft entspricht dabei dem sozialistischen Dogma, wie wir es schon vor dem Erscheinen

der ersten Auflage von Bebels „Frau und Sozialismus“ 1879 in der Parteiliteratur antreffen, so 1867 in dem ersten Bande des „Kapital“ von Karl Marx, bei Friedrich Engels in „Dührings Umwälzung der Wissenschaft“ 1878, bei Leopold Jacoby in der „Idee der Entwicklung“ 1874, bei Heinrich Schulz in seinem Referat auf dem Mannheimer Parteitag 1906 und schließlich bei Kautsky in seinen Schriften zur Interpretation des Marxismus, d. h. es handelt sich bei diesen Gedankengängen in der Tat um eine Zentralvorstellung des Marxistischen Denkens, wie wir es von Marx an bis zum heutigen Tage in der Literatur finden (s. Karl Marx „Kapital“, Band I, Seite 337, zweitens Engels „Dührings Umwälzung der Wissenschaft“, 2. Auflage 1886, Seite 270, 279 ff, 294; *s. unseren Anhang Seite 152 und 153*, drittens zu Lopold Jacoby *Anhang Seite 149*, viertens Heinrich Schulz „Protokoll des Mannheimer Parteitages“ 1906, Seite 338, 339 ff., fünftens s. Kautsky „Das Erfurter Programm 1891, Seite 43, 157, 163, 173 ff., wo eingehend im engen Anschluß an Karl Marx diese Frage gedeutet wird).

Schließlich erscheint uns noch ein Hinweis darauf angezeigt, daß diese von Grund auf idealistische Auffassung Bebels, die gerade die geistige Natur des Menschen besonders stark hervorhebt, ganz den Nützlichkeitsgesichtspunkten widerstreitet, die Bebel radikal auf das bestehende Schulwesen anwendet. Ferner dünkt uns Bebels zukunftsstaatliche Menschenlehre, wo gleichsam jedermann zur Erholung oder nebenberuflichen Betätigung in der Wissenschaft bestimmt sein soll, durchaus bedenklich. Es ist offensichtlich eine schwere Verkennung, die Wissenschaft allgemein als etwas leicht Erlernbares hinzustellen, eine Verkennung, die besonders merkwürdig bei dem Mann anmutet, der von heißestem Bildungsstreben beseelt, aus eigener Kraft sich die Quellen der Wissenschaft zu erschließen versuchte. Hätte Bebel mit seiner Auffassung recht, dann freilich wäre die Geringschätzung der wissenschaftlichen Arbeit, wie wir sie bei Bebel finden, ganz angebracht und auch nichts dagegen einzuwenden, daß sie sich nur mit nützlichen, in diesem Sinne der Allgemeinheit fruchtbaren, weil sofort ins Praktische umzusetzenden Dingen beschäftigt (s. Bebel Seite 382, 385), was dann eben nur ihrer Struktur entspräche.

7.

Gleichsetzung von Hand- und Kopfarbeit. Berufswechseltheorie.

Von seiner einseitigen und gänzlich unbewiesenen Vorstellung über die Entfaltung der Begabungen im sozialistischen Zukunftsstaat gelangt Bebel zu einer absoluten Gleichsetzung von Hand- und Kopfarbeit und fordert nach dem Vorbilde Tolstois, jedermann solle erstens den Tag mit körperlicher Arbeit im Ackerbau, zweitens mit handwerksmäßiger Betätigung, drittens mit geistiger

Arbeit, viertens mit gebildetem, geselligen Umgang verbringen (s. Bebel, „Frau", Ausgabe 1879 S. 124, Ausgabe 1909 entsprechend S. 400). Hieran wird die Außerachtlassung aller qualitativen Erwägungen durch Bebel erneut gut sichtbar. Gerade angesichts der geistvollen Feststellungen von Rudolf von Ihering und von Jürgen Bona-Meyer über den prinzipiellen Unterschied zwischen Hand- und Kopfarbeit, Feststellungen, die schon in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts getroffen wurden, Bebel also hätten bekannt sein müssen, erscheint uns die Ignorierung dieser Auffassungen durch Bebel besonders bedauerlich. Erst die Frage nach der Herkunft dieser Bebelschen Betrachtungen wird uns hierüber aufklären. Beachtenswert bleibt es, mit welcher Schroffheit Bebel an seinen hier aufgestellten Ansichten sogar in der Auseinandersetzung mit Kritikern aus dem eigenen Lager — wir denken hierbei u. a. an Bebels Polemik mit Katzenstein im Jahre 1896 — festgehalten hat, ein Zeugnis dafür, welche Wichtigkeit er ihnen beimaß. An seiner Entwicklungsgeschichte des modernen Sozialismus hat Kampffmeyer es mit Recht als eine Inkonsequenz Bebels hingestellt, daß er unter diesen Umständen als Politiker nicht mehr seine Schreinerei aufrecht erhielt, und es ferner als einen Irrtum bezeichnet, gerade in Bebel ein typisches Beispiel für die Vereinbarkeit von beruflicher Handarbeit und politischer Betätigung zu erblicken (s. Kampffmeyer, Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie 1919, S. 167).

Wichtig erscheint uns, wie auch Bebels Berufswechseltheorie auf dem marxistischen Dogma ruht, wie es gerade in den siebziger Jahren zum Ausdruck kam. In unserem Anhang über die von uns so genannte Berufswechsel-Theorie *(S. 148 ff.)* haben wir dafür den Nachweis bis ins einzelne zu führen gesucht. Anders als Bebel hat Tolstoi, ungeachtet seines gewaltigen philosophischen und künstlerischen Schaffens, körperliche Arbeiten sowohl landwirtschaftlicher als auch handwerklicher Art regelmäßig ausgeführt, indem er hinter dem Pfluge herging und auch u. a. sein und seiner Familie Schuhwerk meisterlich herstellte und ausbesserte — ein seltenes Beispiel dafür, wie dieser bewunderungswürdige Ausnahmemensch seine Lehre gelebt hat.

8.

Die Macht des Milieus.

Die Milieuauffassung von Bebel liefert für seine Abhängigkeit vom Zeitgeist ein weiteres instruktives Beispiel. Sie bezeugt uns, wie sehr Bebels Lehren auf dogmatischer Grundlage stehen und wie sehr sie auf den Horizont des Arbeiters zugeschnitten sind. Bebel schreckt hier — seine Folgerichtigkeit bleibt anerkennenswert — selbst vor den äußersten Konsequenzen nicht mehr zurück. Sogar Goethe wäre — wie wir in fast gleicher Weise in Bebels Schrift „Die Frau", Ausgabe 1879 und 1909, lesen können

— als Sohn eines armen Schusters in Frankfurt zur Welt gekommen, höchstwahrscheinlich ein Schuster geblieben und als ehrsamer Schustermeister gestorben. Entgegenhaltung aus dem eigenen Lager ließ Bebel unbeachtet, so den geistvollen Einwand von Katzenstein, daß — auf Bebel diese Lehre angewandt — es heißen würde, daß er entweder ein Unteroffizier oder Gefängniswärter oder schließlich zeit seines Lebens ein Handwerksmeister geblieben wäre (s. Katzensteins Besprechung von Bebels „Frau" in der „Neuen Zeit" vom 25. 11. 1896). Diese Haltung Bebels berührt deshalb so eigentümlich, weil Bebel in dem ersten Bande seiner Lebenserinnerungen selbst mit klaren und überzeugenden Worten eingestanden hatte, wie viel er für seine geistige Entwicklung dem Einfluß großer Persönlickkeiten verdanke, so u. a. Friedrich Albert Lange, Ferdinand Lassalle und Wilhelm Liebknecht. Wie stark Bebel durch seine Zugehörigkeit zum Arbeiterbildungsverein gefördert worden ist, bedarf ebenfalls nach unseren früheren Darlegungen keiner weiteren Ausführung mehr. Bevor wir nunmehr die Auswirkung der Milieuauffassung von Bebel auf die Beurteilung des Akademikertums erörtern, wollen wir die zeitgeschichtliche Verankerung von Bebels Auffassungen uns klar machen, wobei wir insbesondere darauf Wert legen, wie sehr bereits in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts der Milieubegriff ein schlagwortartiges Gepräge trug.

Die Naturwissenschaft stand seit den fünfziger Jahren im Vordergrund des allgemeinen Interesses. In der Philosophie des Positivismus, die von 1830 bis 1842 von August Comte entwickelt und erst in den folgenden Jahrzehnten besonders wirksam geworden war, kamen diese Tendenzen der Zeit besonders stark zum Ausdruck. Folgende Ansichten sind — wir erwähnen nur das in unserem Zusammenhange Wesentliche — für sie charakteristisch: die Betrachtung der Wissenschaft nach ihrer praktischen Auswirkung, die besondere Berücksichtigung der Naturwissenschaft, die Auffassung von der Wissenschaft überhaupt als Lehrerin der Zeit, die Leugnung der Selbständigkeit der Persönlichkeit, die nach positivistischer Auffassung außerhalb der Gesellschaft nur einen zoologischen Begriff darstelle, und schließlich die Aufstellung des Dreistadiengesetzes, demzufolge die positive Philosophie das vorangegangene religiöse und metaphisische Weltzeitalter ablöst (s über den Positivismus Vorländer „Geschichte der Philosophie" Band 2, Seite 371/77). Diese Lehren von August Comte traten ihren Siegeszug durch die europäischen Kulturländer an, so daß auch die positivistische Philosophie die Erfahrung bestätigt, daß umfassende Geistesströmungen unabhängig von ihrem Ursprunge die Länder eines Kulturkreises mit gleicher Vehemenz ergreifen, und nicht schon an der nationalen Grenze eines Staates vorzeitig Halt machen. (Man denke beispielsweise an die Weltbewegung des Liberalismus in den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahr-

hundert). Nach den Forschungen von Ernst Robert Curtius sind die Erkenntnisse von Henry Taine schon lange vor ihm von Balzac vorweggenommen worden. Inwieweit sich diese Auffassung rechtfertigen läßt, bleibe dahingestellt. Immerhin bleibt es bemerkenswert, daß Taine gerade mittels seiner Milieutheorie das Leben Balzacs besonders deutlich machen konnte (s. Curtius, „Balzac" Bonn 1923). Henri Taine kommt jedenfalls das Verdienst zu, im Jahre 1853 in seiner Veröffentlichung über die Fabeln Lafontaines in erstaunlicher Frühreife seine tragenden Auffassungen über den Einfluß des Milieus klar herausgearbeitet zu haben, Ansichten, die von da an sein gesamtes Schrifttum, ob es sich nun um literarische, philosophische, historische oder geographische Veröffentlichungen handelt, durchziehen.

So ist es Taine besonders dank seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit und der Farbenpracht seiner anschaulichen Schilderung gelungen, die Milieutheorie gleichsam als feststehenden Besitz dem Bewußtsein seiner Zeitgenossen einzuverleiben. Nach Taine sind alle Ideen und Taten eines Menschen auf seine angeborenen Tendenzen zurückzuführen, die seine Gedanken und Handlungen bestimmen. Der Kritik kommt dabei die gleiche Gewißheit zu wie etwa der Physik oder Mathematik. Daher wird die Frage, ob die Kritik zu einer Wissenschaft mit einheitlichen und unanfechtbaren Schlußfolgerungen werden kann, von Taine vorbehaltlos bejaht. Dieses Ziel ist zu erreichen, wenn man beispielsweise bei der Beurteilung eines Schriftstellers seinen Geburtsort, seine Herkunft, die eingewurzelten Ideen seiner Rasse, die Verhältnisse und Umstände seiner Erziehung, seine Stellung in der Gesellschaft und schließlich die Eigentümlichkeit und Tendenzen seiner Zeit feststellt. Klarheit darüber liefert den Schlüssel zu seiner endgültigen Beurteilung. Von Taine wiederum führen die Fäden zu Zola, der dessen Gedanken in seiner Theorie des Romans und in seiner gesamten dichterischen Arbeit geistvoll verwertet. Treffend ist Zolas Feststellung, daß die Lektüre von Taines Werken auf uns den Eindruck macht, als wenn wir den Vorlesungen eines Geometrie-Professors lauschten (s. Teine „Entstehung des modernen Frankreich", Vorrede von L. Katscher, Seite 1, 6, 9, 29 ff.). In den bedeutenden Werken von Zola wurde schon Ende der sechziger Jahre die Milieutheorie vertreten.

In England, auf das wir ebenfalls einen kurzen Blick werfen wollen, hat Thomas Buckle in seiner in den fünfziger Jahren veröffentlichten „Geschichte der Zivilisation in England" der Milieutheorie Bahn gebrochen. Naturwissenschaft und Statistik bieten das breite Fundament zu seinem Versuche, die Geschichte zum Range einer Wissenschaft zu erheben. Die Entwicklung der Zivilisation wird nach Buckle durch die wechselseitige Einwirkung der Natur auf den Menschen und des Menschen auf die Natur vorwärts getrieben. Aus der Gleichmäßigkeit der menschlichen Hand-

lungen und Vorgänge sind die Gesetze der Geschichte abzuleiten, die sich in der Gleichmäßigkeit der menschlichen Handlungen und Vorgänge widerspiegeln. Unter Bezugnahme auf Quetelet, dem zufolge jährlich relativ die gleiche Anzahl Verbrechen geschehen und Ehen geschlossen werden, also gewisse gleichförmige Entwicklungstendenzen abzulesen sind, behauptet Buckle unter Verwerfung der Willensfreiheit, daß die Handlungen der Individuen durch das Milieu bedingt werden, wobei alles Geschehen in notwendiger Verkettung verläuft. Dabei wird die Naturwissenschaft als geeignet angesehen, das historische Geschehen in seinen tieferen Ursachen zu begreifen. Ueberraschende Aehnlichkeiten zwischen Comte und Buckle fallen dabei ins Auge, die u. a. beide weder an die menschliche Willensfreiheit noch an die Vorherbestimmung glauben (s. für die Einzelheiten Eugen Reetz „Der Einfluß des älteren Darwinismus auf die deutsche Kulturgeschichtsforschung bis 1885", Seite 23, 27 bis 32).

Der Einfluß der Milieutheorie erstreckt sich aber sogar auch auf Rußland. In den Erinnerungen von Alexander Herzen, in dem Roman von Turgenjew „Väter und Söhne", in der Dichtung von Leo Tolstoi, die den schwermütigen Charakter der russischen Landschaft und die Wirtschaftsnot in ihrer Auswirkung auf Rußlands Bewohner lebendig widerspiegelt, läßt sich das Vorhandensein dieser Anschauung deutlich nachweisen. Ein jung verstorbener Schriftsteller Pisarew spricht beispielsweise von „der Philosophie, die in den Augen jedes vernünftigen Menschen den Kredit verloren hat und an deren gaunerhafte Versprechungen niemand mehr glaubt". Den Platz der Philosophie nimmt nunmehr die Naturwissenschaft ein. Der russische Philosoph Setschenow, der dieser Richtung nahesteht, bedeutet dabei in der philosophischen Literatur ebenso viel wie Büchner und Vogt in Deutschland, auch die Ideen von Comte, insbesondere sein Dreistufengesetz und der Gedanke der Hierarchie der Wissenschaften fanden gerade in Rußland gläubige Verehrer. Die Gedankengänge Darwins wurden sogar mit lauter Zustimmung aufgenommen (s. für die hier angeführten Einzelheiten Radloff „Russische Philosophie", Breslau 1925, Seite 42 ff.).

Schließlich betrachten wir noch kurz die Verhältnisse in Deutschland, wo die positivistische Philosophie in verstärkt naturwissenschaftlichem Gewande besonders entschieden auftritt. In einer begeisterten Rezension Moleschotts bekennt sich Ludwig Feuerbach zu der Lehre von der großen Bedeutung, sowohl politisch wie ethisch, der Nahrungsmittel für den Menschen. Wie Vorländer ausführt, erscheint ihm die menschliche Kost als die Grundlage menschlicher Bildung und Gesittung und die bessere Speise als das vorzüglichste Volksbildungsmittel. In seinem „Kreislauf des Lebens" 1852 erfahren wir ganz in diesem Geiste diktatorisch von Moleschott, daß der Mensch die „Summe von Eltern

und Amme, Ort und Zeit, Luft und Wetter, Schall und Licht, Kost und Kleidung darstelle, kurz durch äußere Einflüsse durchaus bedingt sei." Die darwinistische Anpassungsphilosophie fand später sogar in Deutschland durch Friedrich Hellwald ihre Uebertragung auf das geschichtswissenschaftliche Feld. Daß Bebel, um nunmehr wiederum zu ihm zurückzukehren, Darwins Lehre als die Grundvoraussetzung einer sozialistischen Entwicklung ansieht, fällt in diesem Zusammenhange stark ins Gewicht (s. Bebel „Frau und Sozialismus" 1879, Seite 47, für die Entwicklung in Deutschland siehe Vorländer „Geschichte der Philosophie", Band 2, Seite 369, 386 ff.).

So hatte in der Tat, wie aus unseren Andeutungen hervorgeht, der Milieubegriff sich in gleich entschiedener Weise in Frankreich, England, Rußland und Deutschland in dem Denken der Zeitgenossen durchgesetzt, und es war durchaus begreiflich, daß schon 1885 Friedrich Nietzsche über dieses leidige Modewort spotten und geistvoll bemerken konnte „Jetzt — ist die Theorie des Milieus am bequemsten. Alles übt Einfluß, das Resultat ist der Mensch selber". In der gleichen Richtung liegt Nietzsches kluge Feststellung: „Zola: — ein gewisser Wetteifer mit Taine, ein Ablernen von dessen Mitteln, in einem skeptischen Milieu es zu einer Art von Diktatur zu bringen" (s. Otto Ladendorf „Historisches Schlagwörterbuch", Straßburg 1906, Seite 205).

Bebels dogmatischer Glaube an die Macht des Milieus, der sich aber in gleich scharfer Formulierung, was wir nicht übersehen dürfen, auch noch ein Menschenalter später bei ihm findet, kommt besonders in seiner Beurteilung der Hochschule und des Akademikers zum Durchbruch. Interessant ist es, wie scharf in der Tat gerade bei Bebel seine Abhängigkeit von allgemein verbreiteten Anschauungen der siebziger Jahre hervortritt. So kommt es nach Bebel für die geistige Entwicklung des Einzelnen nur darauf an, in welcher Gesellschaftsschicht er lebt, die sein Fühlen, Denken und Handeln bestimmt. Ganz entsprechende Gedanken äußert Bebel auch in seinem Vortrage über „Akademiker und Sozialismus" (s. 2. Auflage 1905, Seite 11 und 19). Im Zusammenhang mit seiner Hochschätzung der Handarbeit kommt Bebel dabei zu einer höchst eigenartigen Beurteilung der Wissenschaft. Der Straßenreiniger, Schuttfahrer und Tiefarbeiter soll hoch über dem Professor stehen, der gefälschte Geschichte im Interesse der herrschenden Klassen — ohnehin ein vager Begriff — lehre, oder dem Theologen, der mit übernatürlichen Lehren die Gehirne zu umnebeln suche. Selbst in der Jubiläumsausgabe von Bebels Schrift aus dem Jahre 1929, die von Eduard Bernstein herausgegeben und mit einer Vorrede versehen worden ist, wird mit keinem Worte auf die Einseitigkeit dieser Bebelschen Anschauungen aufmerksam gemacht. Bebels aus der Analogie des Arbeiterschicksals und dem marxistischen Dogma abgeleitete Lehre von der Unaufhebbarkeit

der Klassengegensätze und der gestaltenden Kraft des Umwelteinflusses verführt ihn zu dem Vorwurf gegen das gegenwärtige Gelehrtentum, daß es „eine Gilde sei, die nur bezahlt wird, um die Herrschaft der leitenden Klassen mit der Autorität der Wissenschaft zu verteidigen und zu rechtfertigen" sie als gerecht und notwendig erscheinen zu lassen. Damit wird dem Gelehrtentum unterstellt, daß es für Geld jede gewünschte Auffassung vertritt, d. h. der Gelehrte dem Landsknecht des sechzehnten Jahrhunderts gleichgestellt. Für diese schwerwiegenden Verdächtigungen läßt es Bebel leider an allen Belegen fehlen, ebenso wie für seine Behauptungen, daß diese Gilde „Afterwissenschaft, Gehirnvergiftung, kulturfeindliche Arbeit, geistige Lohnarbeit im Interesse der Bourgeoisie und ihrer Klienten" treibt. Damit wird das typische Schlagwort von der bürgerlichen Wissenschaft erneut belebt, die im einzelnen nach dem Gegensatz zwischen Bürgertum und Proletariat gedacht wird. Leider wird auch hier an keinem Beispiele, sei es aus der Vergangenheit oder der Gegenwart die Berechtigung dieser Anklagen aufgezeigt (s. Bebel „Frau und Sozialismus", Seite 409 f., zitiert nach der Ausgabe von 1909). Der innere Zusammenhang dieser Lehre Bebels mit seiner gesamten Nützlichkeitsbewertung geistiger Güter, mit der Berufswechseltheorie, dem Glauben an die Erlöserrolle eines allseitig begabten, nur im Gegenwartsstaat an der Entfaltung gehemmten Proletariats, der quantitativen Arbeitseinschätzung erscheint uns hierbei besonders augenscheinlich.

Wenn wir die hier von Bebel dem Akademiker gegenüber bezeigte Haltung kurz zusammenfassen wollen, könnten wir etwa folgendes feststellen: Einmal soll schon seine schichtmäßige Herkunft ein ausreichendes Auskunftsmittel über seine geistige Grundhaltung darstellen. Ferner soll die Hochschule in sich den wirtschaftlichen Klassengegensatz auf den einzelnen Wissensgebieten deutlich abzeichnen, wobei ähnlich wie im Wirtschaftsleben das Bürgertum — in unserem Falle die „bürgerliche Wissenschaft" nach dem Vorbild des Proletariats als eine in sich geschlossene Einheit hingestellt wird. Schließlich wird der Akademiker überhaupt nur nach wirtschaftlichen Maßstäben in seiner geistigen Grundhaltung betrachtet, wobei in gesteigerter Weiterführung der vorher skizzierten Anschauungen die Tatsache des Zuschusses, den sein Studium fordert und der aus allgemeinen Steuermitteln bestritten wird, für ihn eine Verpflichtung gegenüber dem ganzen Volke in sich bergen soll. Die gleichen Auffassungen sind — und das ist für uns das überaus Interessante — auch heute noch in sozialistischen Kreisen verbreitet. So spricht Richard Wagner in seiner Schrift „Der Klassenkampf um den Menschen" von der Klassenhaftigkeit der bürgerlichen Wissenschaft, insbesondere in den Fächern der Gesellschafts- und Wirtschaftslehre, als von einer feststehenden Tatsache und redet gar vom Klassenbetrug eines

neutralen Standpunktes; ohne gründlichere Einzelbelege führt er als Beleg noch ähnliche Ausführungen von Kautsky in der „Sozialen Revolution" an (s. Dr. Richard Wagner „Der Klassenkampf um den Menschen", Berlin 1927, S. 130 ff.). Ganz im Sinne von Bebel macht Anna Siemsen für die reaktionäre Haltung der Studentenschaft u. a. ihre Herkunft aus dem Mittelstande verantwortlich, da es sich bei ihm um die Angehörigen versinkender, sich proletarisierender bürgerlicher Unterschichten handelt, die durch das Studium an das herrschende Bürgertum Anschluß und sich deshalb möglichst schnell zu assimilieren suchen (s. Erziehungswissenschaftliche Zeitschrift, Dezember 1929, 369 ff.). Grimme bezeichnet wegen der Kosten des Studiums jedes einzelnen Akademikers den Studierenden als einen Schuldner der Nation (s. Grimme „Auf freiem Grund mit freiem Volk" Seite 46). Damit erscheint uns die Tatsache genügend hervorgehoben zu sein, wie stark Bebels Auffassungen noch in die Gegenwart hineinwirken. Es gilt nunmehr noch in aller Kürze im Zusammenhange auf die Einseitigkeit dieser Ansicht aufmerksam zu machen. Aus drei Momenten heraus war Bebels Milieulehre verständlich.

Einmal bildet sie die Zentralvorstellung der Zeit, in der Bebel seine stärksten Eindrücke erhält. Schließlich war sie zugeschnitten auf das Niveau einer jungen, im Aufstiege begriffenen, noch im einzelnen wenig differenzierten Arbeitergeneration. Endlich war die Milieuauffassung geistesgeschichtlich betrachtet auch nur das Gegengewicht zu der übertriebenen Schätzung des Individuums in der klassischen Philosophie der deutschen Bildungsepoche. In der Tat wurde damit der historischen, literargeschichtlichen, pädagogischen und philosophischen Forschung ein neues, ernstes und fruchtbares Problem zur Lösung gestellt. So hat die pädagogische Forschung der Gegenwart sich der Milieukunde besonders eifrig angenommen. Busemann beispielsweise arbeitet bis ins Einzelne hinein die Wirkungen des ländlichen, des städtischen und des proletarischen Milieus auf den heranwachsenden Menschen heraus. Ein Zeugnis dafür, welche fruchtbaren Erkenntnisse hier erschließbar sind. Interessant ist es, wie er im pädagogischen Lexikon 1930 feststellt, wie sehr der Mangel an Bewegungsraum, an günstigen Wohnverhältnissen, an erfreulichen Aufstiegsmöglichkeiten seelisch den Arbeiter beeinflußt, der hauptsächlich die Dinge unter dem Gesichtspunkt des Lohnes, der Kosten und des Bedarfs betrachtet, deshalb sich der materialistischen Philosophie verwandt fühlt, dem Verständnis der idealistischen Lebensanschauung ebenso wie einer vertieften Beurteilung der Kirche fern steht. Auch hieraus erhellt, wie sehr Bebel in seinen Betrachtungen die Verhältnisse des Arbeiters im Auge hat, für den cum grano salis auch noch heute seine Feststellungen von Wert sind. Abschließend wollen wir noch einen Hauptmangel der Bebelschen Milieuvorstellung bemerkbar machen. Es fehlt bei ihm an

einer näheren Erklärung, was er denn unter dem Milieu versteht. Besonders stark wird von ihm nur der schichtmäßige Einfluß auf das Werden des Einzelnen hervorgehoben, die Macht wirtschaftlicher Erwägungen in den Vordergrund gestellt. Der Tatsache, daß durch den Gang der wirtschaftlichen Verhältnisse selbst schon das Schicksal des Arbeiters einen entscheidenden Strukturwandel erlitten hat, der keine schnellfertigen Verallgemeinerungen mehr zuläßt, wird dabei von Bebel nicht gedacht. Zu sehr war Bebels Auffassung naturwissenschaftlich gefärbt. Seiner Entstehung nach war, wie wir eben gesehen haben, der Milieubegriff naturwissenschaftlichen Ursprungs. Er umfaßte — nach der Definition von Aloys Fischer — anfänglich nur alle in der Umgebung eines Lebewesens dauernd auf Wachstum, Form und Lebensschicksal eines Tieres gestaltend einwirkenden Faktoren. Später wurde die soziale Umwelt nach Analogie der Naturumgebung aufgefaßt und, wie Aloys Fischer näher ausführt, angenommen, daß die soziale Gruppe mit kausaler Notwendigkeit den ihr eingegliederten Einzelnen gestaltet oder — wenn sie es nicht vermag — ihn ausstößt, aussetzt, vernichtet und sich selbst überläßt. Daraus ist dann in Erziehung, Recht und Wirtschaft die Auffassung erwachsen, die wir ja auch bei Bebel typisch feststellen konnten, daß der Einzelne das Produkt der Verhältnisse darstelle, daß die Ausschaltung der Einzelverantwortung zugunsten der kollektiven Schuld als ein Gebot der Gerechtigkeit anzusprechen sei. Eine vertiefte Anschauung dagegen zerstört, wie Aloys Fischer darlegt, die Gleichstellung des milieu biologique mit der Temperature morale. Im sozialen Milieu seien gewiß Bestandteile enthalten, die lediglich wirkende Umgebungsbestandteile darstellen. Das Wesentliche bildeten aber gewollte, bewußte Beziehungen im Für-, Mit- und Gegeneinander der Individuen, wobei die soziale Lage, wie Fischer überzeugend ausführt, nicht nur als Gegenstand des Wissens, sondern auch als Wert erfaßt ist, bzw. als zugänglich der tathandelnden Gestaltung, Veränderung und Wertung von dem Einzelnen in allmählicher Klärung seiner Erfahrung, Erkenntnis und Stellungnahme sich aufbaut. Demzufolge sind — wir folgen hier ganz den ausgezeichneten Bemerkungen Fischers — zwei Einstellungen auseinanderzuhalten, die Erforschung der wirkenden und die Klärung der erlebenden Ursachen. Die Milieuforschung hat dabei zweierlei zu beachten: die Anpassung und die Neuschöpfung des Milieus, wovon, was wir wohl kaum nochmals zu betonen brauchen, Bebel eben nur den einen Faktor beachtet hat. Als Ergebnis stellt Aloys Fischer die Ueberholtheit des nur naturwissenschaftlich fundierten Milieubegriffes fest — Umwelt einer Person ist vielmehr ein Ganzes, in dem sich kausal gestaltende Faktoren (physikalische, psychologische, biologische) mit bewußt erlebten und durch Kritik und Willen des Menschen hindurchgehenden Umweltbeziehungen zu einem höchst verwickelten Gewebe verschlingen. Wertvoll ist auch

Fischers Hinweis, daß schon bei Pestalozzi und in der sogenannten Standespädagogik des Milieueinflusses gedacht worden ist. Es ist die Aufgabe der heutigen Pädagogik, der Stärkung der bewußt verantwortlichen Erziehung zu dienen, den Menschen pädagogisch als ein freies Wesen zu betrachten, dessen Verantwortung durch Anpassung oder Ueberwindung an das Milieu gestärkt wird (s. Lexikon der Pädagogik der Gegenwart, Band 2, Freiburg, 1932, Seite 380/86, insbesondere 381 und 383).

Wir haben hiermit die Entstehung des Milieubegriffs näher aufgezeigt und betont, wie er sich im Fluge in gleicher Weise in England wie in Rußland, in Frankreich wie in Deutschland die Zustimmung der Zeitgenossen erobert. Angesichts der großartigen Auswirkung und Verwertung der naturwissenschaftlichen Forschungen zur Förderung des Lebensstandards aller Bevölkerungskreise erschien uns diese Tatsache erklärlich genug. Daß Bebel zeitlebens diese großen Eindrücke seiner Jugend- und Mannesjahre nicht vergaß, ist uns danach durchaus verständlich. Schmerzlich berührt es nur, wie sehr sein Beispiel richtunggebend wurde und das geistige Bild der deutschen Sozialdemokratie formend gestaltete. Nur so läßt es sich erklären, daß führende Köpfe mit gründlicher Hochschulbildung wie Grimme, Anna Siemsen und Dr. Richard Wagner über die gründlichen Erkenntnisse einer geläuterten soziologischen Anschauung vollständig hinwegsehen konnten. Ein Faktum, das schließlich auch nur seine Erklärung finden kann in dem Eingestelltsein der sozialistischen Kulturkritik auf den Horizont des Arbeiters, für den auch im engen Sinne der Milieueinfluß von allerwesentlichster Bedeutung ist. Wie sehr aber selbst in diesem Kreise, wo die Uebergewalt einer wirtschaftlichen Zwangslage die Geistesentfaltung bedenklich einengt, schwerwiegende Umwelthemmungen durch bewußtes Wollen überwunden werden können, dafür fehlt es nicht an überzeugenden Beispielen. Wir erinnern nur an Severing, der vom Arbeiter zum Redakteur und schließlich zum Minister sich emporgearbeitet hat, an Friedrich Ebert, der vom Sattlermeister, zu seinem Ruhme sei es gesagt, zum Reichspräsidenten emporsteigt, an August Müller, der durch eisernen Fleiß zum feinsten Kenner des Genossenschaftswesens sich entwickelt, an Bruno Bürgel, der als Schuhmachersohn als Astronom seinen Mann steht. So ist also die neue Milieuauffassung durch die praktischen Tatsachen der Gegenwart ebenfalls aufs glänzendste gerechtfertigt.

9.

Bebel und Buckle.

Bevor wir von Bebel Abschied nehmen, wollen wir noch die Gewährsmänner betrachten, auf die Bebel seine Milieutheorie stützt. Dabei wird sich ergeben, daß sie auf der materialistischen Philosophie der französischen Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert in Verbindung mit der materialistischen Vorstellungswelt der sieb-

ziger Jahre beruht. Besonders entschieden hat sich Bebel zu Darwin bekannt. Die Anwendung der Lehre Darwins auf das gesellschaftliche Leben soll die Vervollkommnung der sozialen Verhältnisse verbürgen, die allen gleich günstige Daseinsbedingungen und die Ausbildung ihrer Anlagen und Fähigkeiten garantiert. Die Gleichartigkeit der materiellen Existenzbedingungen soll auch allen das gleiche Bildungsniveau ermöglichen. Da nach Bebel der Geist erst aus der materiellen Substanz hervorwächst, sollen nur gesunde materielle Verhältnisse auch eine gesunde geistige Entwicklung sichern. Unter Bezugnahme auf Condorcet, Rousseau, Mably und Helvetius stellt Bebel fest, daß die gegenwärtige Ungleichheit aus der Mangelhaftigkeit der gesellschaftlichen Einrichtungen hervorgeht und sich allmählich und fortdauernd verringern wird, bis tatsächlich Gleichheit eingetreten ist. Besonders zustimmend äußert sich Bebel zu der Auffassung von Helvetius, daß die Menschen mit beinah gleichem Verstande geboren werden, nur die Erziehung, Gesetze und Umstände sie voneinander verschieden machen. Naturgemäße Erkenntnis in Politik, Wirtschaft und Moral soll die Entwicklung zwangsläufig in sozialistischer Richtung vorwärts treiben . Die Wissenschaft in ihrer Anwendung auf alle Gebiete menschlicher Tätigkeit soll das menschliche Wohlsein fördern (s. Bebel „Die Frau und der Sozialismus", Zürich 1879, Seite 46 f., 141, 143, 149, 161, 178 und ganz entsprechend in der Ausgabe letzter Hand 1909, Seite 406, 410, 448, 451). Für die Richtigkeit seines Gemäldes von dem Zustande der gegenwärtigen Wissenschaft führt schließlich Bebel noch ein Urteil von Buckle an, demzufolge die Gelehrsamkeit ebenso häufig der Unwissenheit wie dem Fortschritt dient. Unverändert kehrt diese Behauptung auch 1909 in Bebels Schrift wieder. Selbst wenn aber die Bemerkung von Buckle in dem Sinne von Bebel auszulegen wäre, so bleibt es doch unerfindlich, wie diese rund fünfzig Jahre zurückliegende Ansicht von Buckle irgend etwas für den Verfall der gegenwärtigen Wissenschaft beweisen sollte (s. Bebel „Frau und Sozialismus", Ausgabe von 1909, Seite 410, Anmerkung, Seite 127 der Ausgabe von 1879). Bebel verfiel bei diesem Verfahren etwa in den gleichen Fehler wie die radikalen Schulreformer der Vorkriegszeit, die krampfhaft nach Beispielen für in der Schule Gescheiterte suchten, um diese dann in einer durchaus kritiklosen Art und Weise als Argumente für den Schulverfall in der Gegenwart ins Feld zu führen. So etwa, wenn aus dem Mißerfolg Friedrich Lists auf dem Gymnasium in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts die ganz unberechtigte Folgerung gezogen wird, daß auch die höhere Schule um 1910 prinzipiell nicht in der Lage wäre, Intelligenzen zu erkennen (s. als Schulbeispiel dafür die Schrift von Wilhelm Ostwald „Große Männer", Leipzig 1909). Im Widerspruch zu Früherem, wo, wie wir gesehen haben, Bebel das gesamte Bildungswesen von der Grundlage bis zur Spitze als durch-

aus verdorben erscheint, stellt er doch noch die Dorfschule als ein Muster moralischer Gesundheit gegenüber dem Gymnasium hin. Diese schroffe Gegenüberstellung entspricht genau seiner Zweiteilung der Menschen, in den sittlich verdorbenen Gebildeten und dem Arbeiter als Musterbeispiel der Tugend, genau so etwa wie bei Rousseau dem verworfenen Großstadt- und geschliffenen Salonmenschen das reine unverfälschte Naturwesen primitiver Völker gegenübergestellt wird, oder wie etwa Tacitus in seiner „Germania" dem lasterhaften Römer den tugendhaften Germanen als Vorbild vor Augen führt, oder wie schließlich die persische Religion die Welt in den Gegensatz des Guten und Bösen teilt, von Ormudz und Ahriman, die sich in einem ewigen Kampf auf Leben und Tod befinden. Eine derartige Sicht der Dinge entspricht der Psychologie des primitiven Menschen, der am liebsten alle Dinge in Schwarzweißbeleuchtung rückt.

10.

Widersprüche Bebels.

Bebel, der, wie wir gezeigt haben, die Bildungsaufgabe der Schule auf das Engste, nämlich auf das nur Nützliche beschränken will, macht den höheren Schulen zum Vorwurf, daß bei ihnen jedes Aufwärtsstreben erstickt ist und sie keinerlei Ideale mehr besäßen. Der Mangel an Idealen und höherer zielbewußter Tätigkeit innerhalb dieser Anstalten hat dabei ein furchtbares Umsichgreifen der Genußsucht und des Hangs zu Ausschweifungen zur Folge. So soll der gebildete Mensch servil nach oben, hochmütig und brutal nach unten sein (s. für die Einzelheiten S. 123 und 124 unserer Schrift). Genau wie die Wortführer des naturwissenschaftlichen Materialismus in Deutschland, die Vogt, Büchner und Moleschott, ein vorbildliches, von idealen Antrieben bestimmtes Leben führten, ist auch ihr extremster Adept August Bebel in dieser Beziehung in ihre Fußtapfen getreten, ohne den Zwiespalt seiner Haltung zu merken und ohne sich über die verhängnisvolle Wirkung seiner Lehre auf seine Anhänger Rechenschaft zu geben (s. Ernst Bergmann „Der Geist des 19. Jahrhunderts", Breslau 1922 S. 70 f., 76). — Immerhin geht aus den vorstehenden Ausführungen hervor, wie Bebel, dessen Kulturideal auf der Nützlichkeitsanschauung sich aufbaut, doch unter allen Umständen vor dem Vorwurfe einer unidealen Geisteshaltung geschützt sein will. Dieser merkwürdige Widerspruch, der bezeugt, wie tief in jedem Menschen der Drang nach dem Idealen lebt, wird nur aus der geheimen Sehnsucht Bebels nach dem Aufstieg erklärlich, dessen Versperrtsein in bildungspolitischer Hinsicht für den Arbeiter offenbar Bebel in seinen leidenschaftlichen Zorn hineintreibt und zur Verherrlichung der materiellen Güter als besonders hoher Werte verführt. (Ressentiment!)

11.
Bebels Selbstwiderlegung.

Diese Gegenüberstellung von Oben und Unten verdankt somit einer parteiischen Voreingenommenheit ihr Entstehen, die freudige Zukunftserwartungen schon in der Gegenwart als keimhaft vorhanden nachweisen will. Ihre schädliche Wirkung steht außer Frage, denn diese Behauptung vergrößert vorhandene Gegensätze, treibt das Selbstgefühl der Arbeiter künstlich in die Höhe und läßt gerade den Gebildeten infolge ihrer Uebertreibung unberührt. Schließlich betrachten wir noch die Schlußworte Bebels in der letzten Ausgabe seiner „Frau und der Sozialismus", 1909, weil sie — wie wir sehen werden — im Ergebnis alle vorangegangenen Ausführungen vollständig aufheben.

Hier wird festgestellt, daß die zu Beginn der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von Buckle gemachte Beobachtung von dem deutschen Volke, in dem der Abstand zwischen der Klasse der Gelehrten und dem Volke unüberwindlich groß sei, gegenwärtig nicht mehr als zutreffend anzusehen wäre. Die ökonomische Revolution habe die Wissenschaft genötigt, den praktischen Problemen der Zeit sich zuzuwenden. Es sei somit das Verdienst der Wissenschaft, erkannt zu haben, daß sie nur dann den vollen Wert ihrer Arbeit herauskristallisieren könne, wenn sie sich für das Leben fruchtbar erweise, wozu die schwierigen Probleme der kapitalistischen Produktion in weitestem Umfange wertvolle Gelegenheit gäben. So hat sich nach Bebel in Deutschland in den letzten Jahrzehnten eine starke Demokratisierung, und zwar insbesondere auch der höheren Bildung vollzogen, wozu die große Anzahl der für höhere Berufe ausgebildeten jungen Männer entscheidend beigetragen hat. Also muß doch wohl, wie wir bemerken wollen, diese Vorbildung nicht ganz so unzweckmäßig gewesen sein. Dadurch wurde, wie wir weiter bei Bebel erfahren, die Wissenschaft in das Volk getragen; zudem ermöglichte die Gediegenheit der allgemeinen Schulbildung den Massen eine verständnisvolle Aufnahme selbst schwierigster Wissensstoffe, und zwar in einem Grade, wie sonst in keinem Lande der Welt. Hinzu kam noch der förderliche Einfluß der sozialistischen Bewegung mit ihrer Parteiliteratur, ihrer Journalistik und ihrer sonstigen Schulungsarbeit. Reges geistiges Leben ist überall verspürbar. Diese Ansichten Bebels gehen, worauf wir nur hinweisen wollen, in ihrer optimistischen Beurteilung der bestehenden Kulturverhältnisse weit über das hinaus, was „bürgerliche" Schulreformer über das damalige geistige Leben auszusagen wußten (s. etwa Rein, Deutsche Schulreform, Mathias, Fragen der Schulreform). Schon befinden sich nach Bebel ganz neue Wissensgebiete in voller Entwicklung. Das weite Feld der Sozialwissenschaft, der Gesundheitslehre, der Kulturwissenschaft und der Philosophie wird mutig und entschlossen von den Gelehrten in Angriff genommen. Selbst schon in die konser-

vativsten Kreise dringen die revolutionären Gedanken der Zeit, und Angehörige aller Berufe, Handwerker und Gelehrte, Ackerbauer und Künstler, Kaufleute und Beamte, Fabrikanten und Bankiers können sich nicht mehr ihrem Einfluß entziehen (s. insbesondere S. 514 der Ausgabe vom Jahre 1909).

Hiermit hat tatsächlich Bebel die Unmöglichkeit, vom Nützlichkeitsstandpunkt oder von der Basis einer Partei aus kulturpolitische Fragen in ihrem Wesen zu erkennen, neue Probleme zu sehen und weiterzuführen, klar erwiesen. Die Behauptung von der bürgerlichen Hochschule, die nur den Angehörigen ganz bestimmter Schichten offen steht und in ihren Lehrresultaten von deren Bedürfnis bestimmt wird, wird mit keinem Worte mehr von Bebel erwähnt. Ausdrücklich wird sogar der gegenwärtigen Wissenschaft das Lob gespendet, daß ohne sie nie die Popularisierung der höheren Bildung, die geistige Schulung der breiteren Massen der Bevölkerung in so großzügiger, ungeahnter Weise hätte vor sich gehen können. Ebenso erfahren wir mit keinem Wort mehr etwas von Deutschland als einem Klassenstaat, der an der Abschnürung und Fernhaltung der breiten Massen von den Bildungsgütern interessiert sei. Vielmehr wird der Hochschule bescheinigt, daß sie dem Zustrom von Sprößlingen aus allen Schichten durchaus freundlich gegenüberstehe.

12.

Unwandelbarkeit von Bebels Bildungsstandpunkt trotz des Zeitwandels.

Bebels „Frau und der Sozialismus" war ein typisches Zeitdokument. In jeder Neuauflage seiner Schrift hatte Bebel es auf den jeweiligen Stand der Wissenschaft gebracht. Wir hatten unseren Ausführungen im wesentlichen die Ausgabe aus dem Jahre 1909 zugrundegelegt, weil sie uns die letzte Ausgestaltung und maßgebliche Interpretation seiner Bildungsauffassung darstellt, im einzelnen aber bereits häufiger darauf aufmerksam gemacht, wie sich diese Ansichten schon in der Erstauflage seines Buches im Jahre 1879 finden und wie insbesondere Bebels Einstellung durch die damaligen Zeitverhältnisse bestimmt ist. Im folgenden wollen wir diese Tatsache noch im Zusammenhange näher belegen und darauf hinweisen, wie die soeben angeführten Schlußworte Bebels sich aus den optimistischen Zukunftshoffnungen erklären lassen, mit denen Bebel 1879 seine Arbeit beendigte. Dort schon hieß es stolz, daß „wir vorwärts streben, unbekümmert um das „Wo und Wann" die Grenzpfähle einer neuen besseren Zeit für die Menschheit eingeschlagen werden können". Angesichts der Tatsache, daß die Erstausgabe der Bebelschen Schrift dem Verbot des 1878 erlassenen Sozialistengesetzes anheim fiel, ist es begreiflich, daß Bebel dem Arbeiter Mut einflößen will. Ebensowenig ist es verwunderlich, daß die Schrift in ihrer Färbung deutlich von der durch den Erlaß des Sozialistengesetzes in den Kreisen der Sozia-

listen gegen die bürgerliche Gesellschaft erzeugten Erbitterung Kunde gibt. Aus der prinzipiellen Uebereinstimmung der Ansichten in den beiden Ausgaben der Schrift würde mit zwingender Wahrscheinlichkeit hervorgehen, daß trotz der inzwischen in Politik, Wirtschaft und Kultur stattgefundenen Veränderungen Bebel bis zu seinem Tode seine damalige Beurteilung des Bildungsproblems aufrecht erhalten hat.

In der Erstausgabe der „Frau" 1879 heißt es auf Seite 26, daß die interessierten Kreise bewußt den Aufstieg und die geistige Förderung der Frauen aus gesellschaftlichen Vorurteilen verhüten wollen. Seite 77 wird das Universitätswesen in der gleichen Weise charakterisiert, die wir früher gekennzeichnet haben: Lehren längst überholten Wissensplunders zwecks Aufrechterhaltung der Universität als Standesanstalt weniger bevorrechtigter Schichten, um die breiten Massen fernzuhalten und sie jeder Möglichkeit zu berauben, sich darüber ein eigenes Urteil zu bilden, Kennzeichnung der Gelehrtenarbeit als etwas Handwerklichen, Anwendung des reinen Nützlichkeitsmaßstabes auf das gesamte Bildungswesen von der Volksschule bis zur Hochschule hinauf, von diesem Ausgangspunkte aus leidenschaftliche Anklagen gegen die Anhänger der Gymnasialbildung als geeigneter Grundlage des Universitätsstudiums sind charakteristische Behauptungen der Schrift. Diese Darlegungen entsprechen sogar fast wörtlich den Ausführungen der Ausgabe des Buches vom Jahre 1909. Ebenso wird auf Seite 124 schon 1879 der Gedanke von dem Werte einer stundenweise abwechselnden Betätigung jedes Einzelnen in industrieller, Garten- und Feldarbeit und wissenschaftlich-künstlerischer Betätigung geäußert. Auch schon damals finden wir die Behauptung, daß der Mensch unmittelbar aus seinen materiellen Verhältnissen zu erklären ist. Trotz der Begrenzung der Schulaufgabe auf das unmittelbar Nützliche wird auch hier bereits großzügige Errichtung von Museen, Bibliotheken, Hörsälen und ähnlichem gefordert, um den als selbstverständlich vorausgesetzten geistigen Bedürfnissen des neuen Universal-Wundermenschen weitherzig Rechnung zu tragen.

Also auch hier ist schon die unkritische Annahme vorhanden, daß jeder Einzelne ohne jede Vorbereitung mit den schwierigsten Problemen der Literatur, Kunst und Wissenschaft fruchtbar zu ringen vermag. Die merkwürdige Verquickung rein materialistischer und überidealistischer Einstellung tritt auch hier in einer fast lächerlich anmutenden Weise hervor. Einmal soll jeder zum Allerhöchsten berufen sein, andererseits soll es nicht der geringsten Anstrengung dazu bedürfen. In krasser Uebertreibung soll im Gegenwartsstaat die Geschichtsschreibung, die Theologie, die Medizin bewußt gefälscht, die Verschweigung unbequemer Tatsachen gleichsam von Staats wegen gefordert sein (S. 146 f.). Der Sozialismus wird ja hier auch bereits definiert als die auf allen Gebieten

menschlicher Tätigkeit angewandte Wissenschaft, wobei unter Wissenschaft Naturwissenschaft verstanden wird, die aber auch nur insoweit Wert haben soll, als sie die menschliche Erkenntnis und das menschliche Wohlsein ohne Rücksicht auf einzelne Stände, Klassen und Individuen zu fördern bezweckt. Eine tiefe Einsicht! Nur schade, daß Bebel sie selbst so wenig beherzigt. Unerfindlich bleibt auch hier — wenn wir ganz davon absehen, daß Bebel das, was er unter Erkenntnis versteht, nicht näher darlegt — wie er denn gerade von seinem proletarischen Klassenstandpunkt aus zu einer Wissenschaftsdefinition gelangen kann, für die doch dann sein Werk am ehesten hätte einen Beleg bilden müssen.

Unsere Auffassung, daß die Ansichten Bebels über Bildungsfragen schon in den siebziger Jahren entstanden sind und sich in dogmatischer Starrheit bis zu seinem Lebensende erhalten haben, findet ihre Stütze u. a. etwa in Bebels zuerst schon 1871 veröffentlichter Kampfschrift „Unsere Ziele", die nach seinem eigenen Zeugnis die damalige Phase in der Entwicklung der Sozialdemokratie widerspiegelt (s. Vorrede zum unveränderten Abdruck der 9. Auflage, November 1885, S. 4, angeführt in der 11. Aufl. von 1902). In einer späteren Auflage führt Bebel seine „Frau" als Informationsquelle für seine gegenwärtigen Auffassungen an (s. S. 5 in der 11. Aufl. von 1902). Da aber die Ansichten hier und dort über Bildungsprobleme vollständig übereinstimmen. dürfte unsere Beurteilung berechtigt sein.

Einige Stichproben mögen das belegen. So spricht Bebel von dem Volks-Bildungssystem, das von dem Klassengegensatz Zeugnis ablegt. Die Ausgaben für die höheren Bildungsanstalten verschlingen den Löwenanteil des öffentlichen Budgets, für die Volksschule dagegen geschieht nichts. So sollen die höheren Bildungsanstalten ebenso wie das Steuer-, Militär- und Rechtssystem nur für die Kapitalistenklasse vorhanden sein. In verächtlicher Tonart warnt Bebel vor dem Glauben an die Wissenschaft, die gleichsam das letzte Wort zu sprechen habe. Er verspottet das offizielle, vom Staate bezahlte Professorentum und meint, was unabhängige Gelehrte zutage gefördert haben, gelte nichts. Ebenso finden wir schon in dieser Schrift den eudämonistischen Zug der Bebelschen Bildungsauffassung, Bildung nur als Sprungbrett zur guten Lebensstellung zu betrachten, ferner den Vorwurf der schlimmsten Unbildung gegen die Kapitalisten als Beweis der unhaltbaren Gegenwartsverhältnisse. Heines Verse „Wir wollen auf Erden glücklich sein . . ." führt Bebel als Illustration für seine Erlösungspläne der Arbeiterschaft an. Der Bildungsmangel soll an der konservativen Verbohrtheit der Bauern schuld sein. Aufgabe der sozialistischen Bewegung ist es, den Bauer mit neuen Ideen bekannt zu machen, die ihm gleichzeitig die Wahrnehmung seiner Interessen ermöglichen. Also hier schon, wie an anderen Stellen der Arbeit ebenfalls, die typische Verkettung von Idee und Interesse.

Weiter fällt auf, mit welcher Leidenschaft sich Bebel für die Naturwissenschaft als Erlösungsphilosophie für die aufstrebende Arbeiterbewegung einsetzt, wie stark er der Religion und ihrer Bevorzugung im Unterricht der Volksschule den Kampf ansagt (s. Bebel, „Unsere Ziele", unveränderte Auflage 1902, S. 13 ff., 32 f., 37, 44, 48 f.).

Die Schrift ist ferner überaus interessant, weil sie zeigt, daß Bebel, der nach den Angaben in seinen „Lebenserinnerungen" (s. Bebel, „Aus meinem Leben", Stuttgart 1910, Bd. I, S. 131), schon gegen Ende 1869 Marx' „Kapital" gelesen haben will, doch in dieser Schrift davon nicht das Geringste verrät. So soll im Namen der Gerechtigkeit die Arbeiterklasse zum schließlichen Endsieg berufen sein. So soll nach allen Richtungen hin jeder Mensch die höchsten Leistungen vollbringen können. So wird Ausbeutung rein ethisch verstanden. Insbesondere fehlt es aber noch ganz — wohl das Interessanteste — an dem Marxschen Klassenbegriff. Unter Arbeiterklasse werden bezeichnenderweise auch die Handwerker und Kleinbauern, die geistigen Arbeiter, Schriftsteller, Volksschullehrer und niederen Beamten, die unter den heutigen Verhältnissen eine wenig oder gar nicht bessere Stellung haben als die Lohnarbeiter, verstanden (s. Bebel, „Unsere Ziele", 11. Aufl., 1902, unveränderter Abdruck der Aufl. von 1872, S. 8, 16 f., 19, 21). Unter diesem Gesichtspunkt ist es unseres Erachtens auch begreiflich, daß der Handwerker Bebel sich ganz als Arbeiter fühlen konnte. Hochinteressant, daß derselbe Mann, der später über die Angehörigen geistiger Berufe so scharf richtet, sie hier selbst noch zur Arbeiterklasse rechnet. Der hier gegebene Klassenbegriff klingt — worauf wir hinweisen wollen — durchaus an Lenins Ideen über den Bauernsozialismus an und an die Betrachtungen von Landauer in seinem „Aufruf zum Sozialismus" (s. Rosenberg, Geschichte des Bolschewismus, Berlin 1932, S. 175, Zeile 16—24, S. 176, und Landauer, „Aufruf zum Sozialismus", S. 64 ff. Landauer will nicht für den Begriff Proletarier das Abhängigkeitsmoment in erster Linie betont wissen, sondern die Tatsache der proletarischen Lebenshaltung. Aehnlich Bebel, der unter dem gleichen Blickwinkel Lehrer, Schriftsteller, Bauern, Handwerker in das Proletariat einbezieht, wenn er auch dennoch das Abhängigkeitsmoment mehr unterstreicht als Landauer). Die Schriften von Marx und Engels werden in dieser Broschüre mit keinem Worte erwähnt. Der Begriff der Revolution, der Klasse, der Produktivgenossenschaften fast alles nur Lassallesches Geistesgut in Bebelscher Verbrämung. Merkwürdig erscheint es auch, daß der gleiche Bebel, der sich als ein starker Wissenschaftsverächter erweist, der gerade so stark unter dem Einfluß von Lassalle steht, wie es diese Broschüre und wie es ja auch das Gothaer Programm der Sozialdemokratischen Partei 1875 belegt, diesen Auffassungen anheim fallen konnte. War es doch gerade Lassalle, der — woran

wir in diesem Zusammenhange nochmals erinnern — in seinem 1863 gehaltenen Vortrage „Arbeiter und Wissenschaft" mit unvergleichlich schönen Worten die Freiheit der Wissenschaft, die man nur von ihrer Funktion her begreifen könne, aufgezeigt hatte.

13.
Deutung von Bebels Selbstwiderlegung.
(Vgl. vorstehend Nr. 11.)

Bevor wir nunmehr unsere Erörterungen fortsetzen, haben wir zu erklären, wie die scheinbare Aufgabe aller Bebelschen Ansichten über Bildungsprobleme in den Schlußworten seiner Ausgabe aus dem Jahre 1909 zu deuten ist. Die Erstausgabe von Bebels Schrift aus dem Jahre 1879 schloß, wie wir hervorgehoben haben, mit freudigen Zukunftserwartungen. In der Ausgabe des Werkes vom Jahre 1909 mußte sich ja die Berechtigung dieser Vermutung herausgestellt haben.

Die Feststellungen der Ausgabe von Bebels „Frau" aus dem Jahre 1909 fehlen in der Ausgabe von 1879 somit ganz erklärlicherweise, da ja damals über die Entwicklung der kommenden Jahrzehnte nichts Sicheres vorausgesagt werden konnte. Daraus ist also keine Erklärung für sie zu gewinnen, wohl aber aus der Gesamteinstellung der Bebelschen Veröffentlichungen. In glühenden Farben hatte Bebel schon in den ersten Ausgaben seiner „Frau" dem sittlich hochstehenden Arbeiter den verdorbenen Bourgeois gegenübergestellt, jenem seinen Standort gleichsam im Himmel, diesem in der Hölle, angewiesen; diese Auffassung, den Zukunftsstaat im Sinne der Umkehrung aller bestehenden Verhältnisse zu sehen, hatte schon zu Beginn der neunziger Jahre Heinrich Braun als das „Reich des Antichrist" gekennzeichnet (angeführt bei Julie Braun-Vogelstein, „Das Leben von Heinrich Braun", Tübingen 1932). Befand sich aber gleichsam das Gute in einem Kampf auf Leben und Tod mit dem Bösen, so konnte den durch Bebel erweckten chiliastischen Hoffnungen der Arbeiter, die immer wieder durch Bebel selbst neue Nahrung erhielten, nur dann genügt sein, wenn in dem seit den siebziger Jahren verflossenen Zeitraum die Wirkung des Guten sich schon nach außen deutlich bemerkbar gemacht hatte. Der Widerspruch dieser Bebelschen Auffassung zu der Grundlage seines Werkes, dem von ihm behaupteten entscheidenden Einfluß der Wirtschaft auf die Gestaltung des Geisteslebens, blieb freilich dem Arbeiter verborgen. So dürften diese Schlußworte der Ausgabe der Bebelschen „Frau" aus dem Jahre 1909 nur als eine Konzession an die Arbeiterpsyche aufzufassen sein, d. h. nur taktische Bedeutung beanspruchen.

Auch aus psychologischen und historischen Momenten rechtfertigt sich diese Auslegung. Bebel hat seine kraß ablehnende Haltung gegenüber dem Bürgertum, in unserem Falle gegenüber der Hochschule und dem Akademiker, auch später nicht im gering-

sten modifiziert. Der hochherzige Versuch des süddeutschen Demokraten Conrad Haußmann, zwischen Bürgertum und Proletariat eine Brücke zu schlagen, wurde von Bebel noch 1909 vier Jahre vor seinem Tode schroff zurückgewiesen. Er hat also durch seine praktische Einstellung eindeutig bekundet, daß es ihm mit der Zurücknahme der sämtlichen Behauptungen in der „Frau" hinsichtlich des deutschen Klassenstaates und der daraus für Bildungsfragen gezogenen Konsequenzen nicht ernst gewesen sein kann. Ebenso stehen diese Schlußausführungen — weil es sich um Schlußausführungen handelt, könnte man leicht geneigt sein, ihnen einen besonderen Wert beizulegen, — im schärfsten Widerspruche zum Gesamtinhalt seines Werkes, den er aber niemals widerrufen hat. Insbesondere aber kehren, wie wir später zeigen werden, in seiner Spezialabhandlung „Akademiker und Sozialismus" die gleichen einseitigen Behauptungen seiner „Frau" unverändert wieder. Ebenso ist in der Vorrede zu seiner „Frau" von Bebel das Vorhandensein einer sogenannten bürgerlichen Wissenschaft vorausgesetzt und ihr gegenüber scharf Stellung genommen worden.

14.
Eine Parallelerscheinung bei Bebel und Friedrich II.

Der gleiche merkwürdige Widerspruch zwischen den Vor- und den Nachbemerkungen eines Werkes, wie wir ihn eben bei Bebel gefunden haben, ist auch in der Untersuchung Friedrichs II. über die deutsche Literatur aus dem Jahre 1780 aufzuspüren. Hier ist man vielfach dem verhängnisvollen Irrtum anheimgefallen, seine Schlußworte als besonders wichtig anzusehen und als einen Beweis für seinen ungewöhnlichen literarischen Scharfblick anzuführen. Hatte doch Friedrich II. in der Vorrede zu seiner Abhandlung zweifellos mit Bezug auf die entgegengesetzte Ansicht Moesers erklärt, daß er eben aus Liebe zum gemeinsamen Vaterlande sich hüte, seine Bildungsverhältnisse zu loben, ehe sie Lob verdienten. Das wäre, wie er schrieb, ebenso, als wollte man einen Wettrenner noch, während er läuft, zum Sieger ausrufen. Nach einer eingehenden Darstellung, in der die bekanntesten Schriftsteller der Zeit wie Lessing, Wieland, Herder überhaupt nicht erwähnt werden, sogar nach einer scharfen Ablehnung des Dramas, das den neuen literarischen Frühling hoffnungsvoll ankündigt, des „Goetz" von Goethe, schließt Friedrich II. seine Abhandlung mit der, nach der vorangegangenen durchaus ungünstigen Beurteilung ganz unverständlichen Erwartung: „Die schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber nicht mehr fern. Ich kündige sie an, ich werde sie nicht mehr sehen. In meinem Alter darf ich nicht darauf hoffen. Ich bin dem Moses gleich, ich sehe von ferne das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten." Auch diesen Ausführungen ist keine reale Bedeutung beizumessen.

Sie sollen nur nach soviel niederschlagenden Feststellungen doch noch einen Hoffnungsschimmer für die Zukunft erwecken, d. h. auch diese Betrachtungen sind nur aus taktischen Erwägungen verständlich. Es ist das umsomehr zu beachten, da in Vorreden und Nachreden von Büchern ausgesprochene Erkenntnisse besonders aufmerksam gelesen zu werden pflegen.

15.

Wissenschaftliche Theorien.

In einer besonderen Abhandlung „Akademiker und Sozialismus", die zuerst 1897, später in 2. Auflage 1905 herauskam, hat Bebel das Bildungsproblem nochmals näher beleuchtet. Wir stützen uns auf die Ausgabe von 1905. Inzwischen, d. h. von 1897 bis 1905, war die Bedeutung der Wissenschaft für die Fortbildung der sozialistischen Lehre entscheidend in den Vordergrund gerückt. Schon das Erfurter Programm aus dem Jahre 1891, also unmittelbar nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes, das die Sozialdemokratie nur infolge der glänzenden praktischen Befähigung ihres großen Führers Bebel so glücklich bestand, hatte bezeichnenderweise einen ernsten Wissenschaftler, Karl Kautsky, zum Verfasser. Die Irrtümer seiner wissenschaftlichen Forschung hatten nach dem Eingeständnis eines revisionistisch eingestellten Sozialisten, nämlich von Ludwig Quessel, an der Dogmatisierung des sozialistischen Programms Schuld gehabt (Ludwig Quessel, „Der moderne Sozialismus", Berlin 1919, Seite 41 und 43). Es ist nicht abzusehen, vor welchen Irrgängen die Sozialdemokratie bewahrt geblieben wäre, wenn sie die Forschungen von Schulze-Gävernitz „Zum sozialen Frieden" gerade aus dem Jahre 1890, in denen er in vorbildlicher, durchaus der Größe von Marx gerecht werdender Weise seine Einstellung aus den sozialen Verhältnissen Englands um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts herum erklärt, beachtet hätte. Dann wäre vielleicht der Gegensatz zwischen Akademiker und Sozialismus im Keime erstickt und die Versöhnung zwischen Bürgertum und Proletariat hergestellt worden. In der großen Auseinandersetzung zwischen Eduard Bernstein und August Bebel im Jahre 1901 auf dem Lübecker Parteitage hatte sich August Bebel ganz auf die wissenschaftlichen Untersuchungen von Kautsky stützen müssen (s. Herkner, „Arbeiterfrage", 7. Aufl., 1921, S. 374). Man hätte also gerade von ihm sowohl wegen seiner vergangenen wie seiner damaligen Erfahrungen ein einsichtiges Urteil über das Wesen der Wissenschaft erwarten sollen. Ebenso war zwischen der ersten und der zweiten Auflage von Bebels Broschüre über „Akademiker und Sozialismus" von führenden Sozialisten durch streng wissenschaftliche Untersuchungen die Schwäche der Lehren von Karl Marx aufgezeigt worden, wenn man sie direkt auf die Gegenwart überträgt. So u. a. von Heinrich Braun, Georg von Vollmar (vgl. Vollmars denkwürdige sog. Eldo-

rado-Rede vom Juni 1891, Näheres darüber bei Herkner Arbeiterfrage 1921, Bd. II, S. 359), und hauptsächlich von Eduard Bernstein in seinen „Voraussetzungen des Sozialismus". Insbesondere war aber inzwischen die sowohl in den siebziger Jahren als auch noch in den neunziger Jahren in den bürgerlichen Kreisen vorhandene Scheu, sich mit dem Sozialismus zu befassen, geschwunden.

Gerade von den wirtschaftswissenschaftlichen Lehrstühlen an den Universitäten ging eine großzügige Aufklärungsarbeit aus. Mochte sie Bebel noch in den neunziger Jahren unbekannt sein, so hätte er doch sich wenigstens Jahrzehnte später mit ihr vertraut machen sollen. Aber auch davon konnte bei Bebel, wie sein Vortrag „Akademiker und Sozialismus" zeigt, keine Rede sein. Erinnert sei an dieser Stelle nur an die „Arbeiterfrage" von Heinrich Herkner, die gleichsam ein Universallexikon aller, dieses Problem betreffenden Fragen darstellte. Sie ist ein umso bemerkenswerteres Zeugnis der Aufgeschlossenheit gerade der akademischen Kreise für das soziale Problem, da selbst heute, 38 Jahre, seitdem die erste Ausgabe von Herkners Werk von 1894 erschienen ist, die Sozialisten überhaupt keine einheitlich in sich geschlossene, die neusten Verhältnisse berücksichtigende umfassende Untersuchung dieser Frage besitzen, die man der Veröffentlichung von Herkner an die Seite stellen könnte. Die erste große zusammenfassende Darstellung dieser Fragen durch Friedrich Albert Lange aus dem Jahre 1865 stammte bezeichnenderweise auch von „bürgerlicher Seite". Insbesondere hatte aber seit der ersten Auflage des Bebelschen Vortrages schon 1903 in Dresden der scharfe Zusammenstoß zwischen den Akademikern und anderen Mitgliedern der Partei stattgefunden. In den darauffolgenden Jahren hatte sich — um nur ein Beispiel anzuführen, so in dem Falle Heinrich Braun — die mangelnde Berechtigung der gegen die Akademiker erhobenen Vorwürfe klipp und klar erwiesen. Insbesondere befand sich aber seit 1900 die Partei gleichsam bereits im dritten Stadium ihrer Entwicklung. Rosenstock (s. Anhang S. 147), dem wir in großen Zügen folgen, datiert die 2. Periode bis zum Kriegsende, eine Begrenzung, der wir nicht beistimmen können. Die theoretische Grundlegung fiel ungefähr in die dreißig Jahre von 1845 bis 78. (1847 „Kommunistisches Manifest", 1845 Engels, „Lage der arbeitenden Klasse in England", 1859 Marx, „Kritik der politischen Oekonomie", 1867 „Das Kapital" (Marx), Band I, in den beginnenden 70er Jahren Schramms „Einführung in die Nationalökonomie" und 1878 Friedrich Engels, „Dührings Umwälzung der Wissenschaft".) In dem zweiten Stadium, in der Periode des Sozialisten-Gesetzes von 1878 bis 1890, führte der Praktiker das große Wort. Bebel blieb gegenüber dem mehr theoretisierenden Liebknecht seitdem unbestrittener Führer der Partei. Seit 1890 mußte sich, als die Sozialdemokratie mit 1 427 298 Stimmen zu einem starken Machtfaktor im öffentlichen Leben sich entwickelt

hatte, sinngemäß die Versöhnung von Theorie und Praxis vollziehen. Denn inzwischen bot die industrielle Entwicklung Deutschlands und vieler anderer Länder ein reiches Anschauungsmaterial zur Nachprüfung der Lehren von Karl Marx. Und gerade die durch das Sozialistengesetz ausgewiesenen und zwangsweise auswärts, so etwa gerade in London festgehaltenen Sozialdemokraten hatten überaus günstige Gelegenheit gehabt, das Wirtschaftsleben europäischer Länder gründlich zu studieren.

Tatsächlich ist auch, so wie die sechziger und siebziger Jahre die Periode der großen grundlegenden Werke für die sozialistische Theorie gewesen sind, das Jahrzehnt von 1890 bis 1900 der Zeitraum des Erscheinens grundlegender Werke zur Kritik des Sozialismus gewesen. Insbesondere hatte aber, und zwar sowohl auf bürgerlicher wie auch auf sozialistischer Seite (nur daß leider infolge der Voreingenommenheit auf sozialistischer Seite diese Aufbauarbeiten nebeneinander herliefen, ohne in gegenseitiger Fühlungnahme sich zu ergänzen), selbst Bebel nach außen diesen Strömungen Rechnung getragen und den größten Wert darauf gelegt, als wissenschaftlich ernst zu nehmende Persönlichkeit angesehen zu werden. Leider wurden vielfach kritische Arbeiten, die nicht aus dem eigenen Lager stammten, als Dokumente bürgerlicher Klasseninteressen hingestellt und kaum beachtet. Rühmliche Ausnahmen bilden hier die „Edelsozialisten" im Sinne echt menschlicher, vornehmer Geisteshaltung, nämlich Eduard Bernstein und Georg von Vollmar. Auf bürgerlicher Seite sei hier nur als Beweis, wie ernsthaft man sich mit dem Sozialismus beschäftigte, an nachstehende Veröffentlichungen erinnert, die schnell aufeinander folgten: v. Schulze-Gävernitz, „Zum sozialen Frieden" 1890; Julius Wolf, „Kapitalismus und sozialistische Gesellschaftsordnung" Stuttgart 1892; Karl Jentsch, „Weder Kapitalismus noch Kommunismus", Leipzig 1893; Herkner, „Arbeiterfrage", 1894, und schließlich, nicht zum wenigsten, an Sombarts allgemein verständlich gehaltene Vorlesungen über Sozialismus und soziale Bewegung, zuerst 1896. In seiner Rektoratsrede 1897 hatte Gustav Schmoller die Studierenden sogar darauf hingewiesen, wie notwendig und wie aufschlußreich die Beschäftigung mit dem Problem des Sozialismus sei und sich gegenwärtig als eine unumgängliche Notwendigkeit erwiese. Man hätte also mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen müssen, daß diese wichtigen, seit den neunziger Jahren vor sich gegangenen Wandlungen sich in einer vollständig neuen Beurteilung von Bildungsfragen, zumindest soweit sie den Akademiker betreffen, bei Bebel hätten auswirken müssen. Tatsächlich ist das aber durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil hebt Bebel im Vorwort (S. 3) zur 2. Auflage seiner Broschüre „Akademiker und Sozialismus" hervor, daß die inzwischen gemachten Erfahrungen ihm vollständig Recht gegeben hätten. Deshalb habe er auch vom früher Gesagten nichts zurückzunehmen.

Anhang.

Die Periodisierung der sozialdemokratischen Parteigeschichte in Deutschland und ihre tieferen Grundlagen.

Nach Eugen Rosenstock sind 3 Perioden in der Parteigeschichte der Sozialdemokratie in Deutschland voneinander zu unterscheiden: In der ersten Periode kommt es auf die theoretische Grundlegung des Parteiprogramms an. Es gilt, dem entwurzelten Arbeiter ohne Haus und Heimat geistig ein neues Heim zu bieten. Das Zentralproblem hieß: Dem Arbeiter die Eingliederung in seine Klasse zu ermöglichen, in ihm das Bewußtsein von der Besonderheit seiner Situation innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung wachzurufen. In der zweiten Periode kam es darauf an, die Führer der Bewegung und die einzelnen Arbeiter in innige Fühlung miteinander zu bringen. Dazu ist derjenige, der selbst Arbeiter war, am besten geeignet. Deshalb wird — wie Rosenstock ausführt — Bebel der führende Mann des Zeitalters der sozialistischen Propaganda, der Agitation. Nur der Führer, der die Massen erreicht, sie in Bewegung setzt, vermag sie an sich zu fesseln und in Organisationen fest zusammenzuschließen. Dazu sind 40 Jahre — Rosenstock läßt die zweite Periode der Parteigeschichte schon mit den 70er Jahren beginnen — erforderlich, deshalb ist der Agitator von Berufs wegen für dieses Stadium der Bewegung typisch. Der Erfolg der Mission des Sozialismus war aber von der Festigkeit des Programms abhängig, das sich aus diesem zwingenden Grunde während der 4 Jahrzehnte nicht ändern durfte. Daraus wieder resultierte die Unfruchtbarkeit, die Starrheit des sozialistischen Gedankens in dieser Epoche. Bebel ist nach Rosenstock ihr typischer Repräsentant.

Wir hatten gezeigt, wie Bebels Dogmatik vom Standpunkt einer wissenschaftlichen Beurteilung her unverständlich bleibt. Denn dann hätte Bebel den Gang der Kritik am sozialistischen Dogma bis in die Einzelheiten hinein auf seine Berechtigung nachprüfen und danach den praktischen Kurs der Bewegung bestimmen müssen. Nichts dieser Art ist von Bebel geschehen und trotz der starken Betonung Bebels, er sei wissenschaftlich geschult, auf dem wissenschaftlichen Fundament beruht die Größe und Stärke des Sozialismus, waren doch nur praktische Erwägungen sogar für die Bewertung geistiger Güter für Bebel bestimmend. Aus Rosenstocks Erklärung geht auch hervor, warum Bebel mit so starrer Entschiedenheit an den in den 70er Jahren gewonnenen Auffassungen bis

an sein Lebensende festhielt. Durch ein Bild veranschaulicht uns Rosenstock treffend seine Auffassung von der notwendigen Einstellung der sozialdemokratischen Partei in dem 2. Stadium ihrer Entwicklung. „Die Lehren der Führer (der sozialistischen Partei) durften sich während dieser Zeit nicht ändern. Ich kann nur Propaganda machen, wenn mein Hauptquartier inzwischen bei seinem Worte und seiner Wahlparole ausharrt. Solange ein Heer in der Anwerbung begriffen ist, kann man Fahneneid oder Kriegsartikel nicht ändern." Das galt auch für die damalige sozialistische Bewegung. Schließlich erscheint uns noch die Feststellung Rosenstocks wichtig, daß vor 1870 der Sozialismus als Machtorganisation der Arbeiterschaft in Frankreich seine Heimat hatte, dann in Deutschland und ab 1917 in Rußland. Die Arbeiterbewegung als Bewegung zur Gewinnung der Massen fand dabei ihren charakteristischen Ausdruck in Deutschland, weshalb auch — hier spielt Rosenstock auf Eduard Bernstein an — ein Führer so in der Propaganda aufgehen konnte, daß er sich zu der Aeußerung hinreißen ließ: „Die Bewegung ist alles, das Ziel ist nichts." Diese Macht praktischer Erwägungen für die Politik der sozialdemokratischen Partei spiegelt sich typisch in Bebel, der alle sonstigen Ueberlegungen gerade in der Beurteilung theoretischer Probleme dementsprechend vollständig schweigen läßt, aber eben deshalb die Sendung der deutschen Arbeiterbewegung von 1870 bis 1914 charakteristisch verkörpert.

Die dritte Periode in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie beginnt nach Rosenstock 1918 und stellt das Problem der Verwirklichung des Sozialismus. In unserem Zusammenhang ist darauf nicht einzugehen (s. Rosenstock, „Werkstattaussiedlung", Berlin 1922, insbesondere Seite 112 ff., 117).

Die Berufswechseltheorie als sozialistisches Dogma.

Ueberall dort kann man von der Berufswechseltheorie sprechen, wo eine Auswechselung von Berufsbetätigungen in dem Sinne erfolgen soll, daß der Handarbeiter auch die höchsten geistigen Betätigungen vollziehen kann und der Angehörige geistiger Berufe zur Ausübung körperlicher Berufsbetätigungen gezwungen ist. Diese Frage hat aber nichts zu tun mit der Pflege und aufmerksamen Beachtung der Körperkräfte durch Sport, Erholungsreisen, Ausflüge oder ähnliches, wodurch der Geist erfrischt, der Persönlichkeit eines Menschen in der Gesamtheit seiner körperlichen und geistigen Kräfte gedient wird. In dem oben erwähnten Sinne ist die Berufswechseltheorie schon bei Bebel im Jahre 1879 in der Erstauflage seiner „Frau" nachweisbar. In der Auseinandersetzung mit Simon Katzenstein 1896 hat auch ganz konsequent Bebel dementsprechend festgestellt, daß es im Zukunftsstaat keine Berufsteilung mehr gibt. Die folgenden Ausführungen sollen nun belegen, wie schon vor der Veröffentlichung von Bebels Haupt-

werk diese Vorstellungen allgemein in den siebziger Jahren innerhalb der sozialistischen Kreise verbreitet waren. Abschließend wollen wir uns noch kurz mit Kautsky auseinandersetzen, der behauptet hat, daß Engels Darlegungen zu diesem Thema keine Aufhebung der Berufsscheidung darstellen (s. für die Auseinandersetzung Bebels mit Katzenstein unsern später folgenden Sonderanhang).

Die Berufswechseltheorie, die an die Möglichkeit glaubt, daß jeder der höchsten Aufgaben fähig ist, beruht auf der Idee der allseitigen Begabung jedes einzelnen Menschen, der bei gesunden sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen in der Lage sein muß, in gleicher Weise seine geistigen wie körperlichen Anlagen zur Entfaltung zu bringen und sie in seiner Berufsarbeit auszuwerten. Aus diesem Grunde ist auch innerhalb der sozialistischen Literatur in dogmatischer Fassung die These von dem gleichsam naturgegebenen Bündnis zwischen Wissenschaft und Proletariat vertreten worden, wobei gerade das Proletariat allein wahrhaft in der Lage sein soll, dem echten Wissenschaftsfortschritt zu dienen.

In die gleiche Richtung weist die These des sozialistischen Dogmas von der Befreiung des Menschen durch die glanzvolle Entwicklung der Technik in einer im neuen Geiste durchgeführten Wirtschaftsordnung. In unserem Kautsky-Kapitel haben wir eingehend diese Lehre in ihren Einzelheiten darzustellen versucht. Alle diese Ansichten hängen eng miteinander zusammen und bilden eine Stütze der Berufswechseltheorie. In den siebziger Jahren ist sowohl von Leopold Jacoby wie von Friedrich Engels und schließlich von C. A. Schramm in dem hier angedeuteten Sinne die Berufswechseltheorie vertreten worden. Leopold Jacoby galt als der offizielle Arbeiterphilosoph. 1840 als Sohn eines Kantors geboren, wuchs er in schwierigen Wirtschaftsverhältnissen auf, studierte Medizin, promovierte später noch zum Doktor phil., wechselte von einer ursprünglich liberalen seit 1870 in eine sozialistische Gesinnung über und trat durch sein Werk „Die Idee der Entwicklung" in engere Beziehung zur sozialistischen Lehre. Dieses Werk war bedeutungsvoll durch die Anwendung der darwinistischen Lehre auf die soziale Frage, ein Werk, das auch die Anerkennung Darwins errang und die Aufmerksamkeit Rudolf von Virchows erregte, der daran dachte, wenn er den Darwinismus als Vorläufer des Sozialismus bezeichnete. Jacobys Gedichte „Es werde Licht" fielen 1878 dem Sozialistengesetz zum Opfer. In dieser Arbeit gab Jacoby einen geistvollen Kommentar zu sozialistischen Lehren in Gedichtform. Einige Gedanken aus seiner „Idee der Entwicklung" mögen zeigen, wie sehr Jacoby auf dem Boden der Berufswechseltheorie gestanden hat. An seiner Beerdigung im Jahre 1895 nahm seitens der deutschen Arbeiter August Bebel teil und für die schweizerischen Arbeiter der frühere Webergeselle Robert Seidel, der sich später auf dem Gebiet der Arbeitsschulpädagogik

und der staatsbürgerlichen Erziehung einen bekannten Namen machte. (Für die vorangegangenen Angaben siehe „Der sozialistische Akademiker" zweiter Jahrgang 1896, Seite 39 ff., 42, 43.)

Wie Leopold Jacoby in seiner „Idee der Entwicklung" behauptet, dessen erster Teil bereits 1874 erschien, beruht die Entwicklung auf drei Gesetzen:

erstens auf dem Gesetz des Widerschlags der unbewußten Natur gegen das Unrecht,

zweitens auf dem Gesetz der Umkehrung dieser Verkehrtheit durch das Bewußtsein,

drittens auf dem Gesetz des Schaffens des Schönen in der menschlichen Gesellschaft.

Zu Punkt 1 bemerkt Jacoby: auf einen Schlag reagiert schon das Kind mit dem Versuch widerzuschlagen. Zu Punkt 2 führt Jacoby folgendes an: die bisher übliche Bezeichnung „Arbeitgeber und Arbeitnehmer" sei sachlich unzutreffend. Das aufwachende Bewußtsein der Menschen kehrt diese Verkehrtheit um und nennt den Fabrikanten, d. h. denjenigen, der in Wahrheit die Arbeit nimmt, Arbeitnehmer und den Arbeiter, der in Wahrheit die Arbeit gibt, Arbeitgeber. Wir sehen also, wie sich Jacoby die damals innerhalb der Sozialdemokratie verbreiteten Vorstellungen von der allein kapitalschaffenden Macht der Arbeit zu eigen macht. Mit dieser Erkenntnis ist nach Jacoby der Sporn zur Vorwärtsentwicklung in die Hand der Menschheit gelegt, die deshalb, weil der Mensch von Natur aus gut ist — das ist eine Zentralvorstellung im Denken Jacobys — das Schaffen des Schönen in der menschlichen Gesellschaft dem Menschen als Pflicht und unbedingtes Erfordernis einer wirklich menschlichen Existenz ans Herz legt. Auf diesen drei Gesetzen, deren Wirkung sich auf allen Gebieten nach Jacoby nachweisen läßt, beruht nach ihm die Entwicklung und der Fortschritt der Menschheit. Ein Blick auf die Gegenwartsverhältnisse zeigt nach Jacoby, daß der größte Teil aller Menschen nur „mechanisch" arbeitet, d. h. in bezug auf ihre Arbeit, ohne bewußt zu denken, ohne von sich zu wissen existiert. Es ist aber eine natürliche Wahrheit, daß der Mensch von Natur zugleich ideeller, selbstschöpferischer Denker und mechanischer Arbeiter ist, d. h. zugleich bewußter Denker und Betätiger des Denkens. In sehr umfassenden Ausführungen, die auf der Ausbeutungstheorie von Karl Marx fußen macht sich dann Jacoby, dessen Ideen vollständig zu eigen und erwartet von einer sozialistischen Wirtschaftsordnung durch den gewaltigen technischen Aufschwung eine Erlösung des Menschen aus seinen bisherigen Qualen. Die Maschine ist sinngemäß nach Jacoby dazu bestimmt, alle nur mechanische Arbeit dem Menschen abzunehmen und zwar dergestalt, daß er in der übrig bleibenden Zeit sich aller Entfaltungsmöglichkeiten seiner Natur zuwenden kann. Die durch die Maschine ermöglichte Zeitersparnis macht den Menschen außerhalb der auch zu leistenden nur me-

chanischen Arbeit zu einem selbstbewußten Gliede der menschlichen Gesellschaft, das sich seines Lebens zu freuen vermag und sich in dieser anderen Zeit um sich selbst, um die Gesellschaft, um Gemeinde und Staat, um Erde und Welt usw. zu kümmern vermag. Alle bisherigen Hindernisse werden dann geschwunden sein: der Mangel an Zeit, die Zerstörung des menschlichen Körpers durch die bisher eingeschlagenen Wege der Herstellung, der für die Gesellschaft nützlichen Dinge durch die gegenwärtige Anwendung der Maschine. Die Ausbildung der gesamten menschlichen Fähigkeiten unter Zugrundelegung der naturwissenschaftlichen Forschung wird für jeden möglich sein. Der Glaube, der zu allen Zeiten das bewußte Denken der Menschen verhindert, die Entwicklung des Bewußtseins zerstören wollte, wird verschwinden. Jeder Mensch wird als ein gleich entwicklungsfähiges Wesen erkannt werden und die Vorstellung durch die Tatsachen des praktischen Lebens zum Allgemeingut werden, daß das Gehirn jedes Menschen ebenso entwicklungsfähig ist, durch sich selbst alles zu denken, wie die Hand jedes Menschen entwicklungsfähig, alles zu tun durch das Mittel der Maschine. Ein glänzender Aufschwung von Kunst, Wissenschaft und Literatur wird sich ergeben, da alle Zustände der menschlichen Gesellschaft aufgebaut sind auf der Art und Weise der Herstellung der für die menschliche Gesellschaft nützlichen Dinge. Auf diesem Boden beruhen alle Aeußerungen der Menschheit in Kunst, Literatur und Wissenschaft. Durch ein Bild veranschaulicht Jacoby die gegenwärtigen Verhältnisse. „Ein Baum, der mit seinen Wurzeln auf einem Giftboden steht, kann keine Blüten tragen". Die Berufswechseltheorie ist somit bei Leopold Jacoby deutlich nachweisbar, der im sozialistischen Zukunftsstaate die Möglichkeit einer allseitigen Entwicklung der Geistes- und Körperkräfte des Menschen für möglich ansieht und jedem die Aufgabe stellt, sowohl nur mechanisch wie auch außerhalb der kurzen nur mechanischen Arbeit an sämtlichen Aufgaben der jeweiligen Gesellschaft in Politik und Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft in gleich fruchtbarer Weise teilzunehmen (s. Leopold Jacoby „Idee der Entwicklung", Band I, zuerst erschienen 1874, hier zitiert nach der zweiten fast unveränderten Auflage 1886, insbesondere Seite 27, 28, Seite 53, 56, 59, 81, 111 ff., 118 und 136). C. A. Schramm hat in der „Zukunft" 1878 sich im ähnlichen Sinne über die geistige Arbeit im sozialistisch organisierten Staat ausgesprochen. Er wendet sich hier scharf — auch hier läßt der Autor jeden Blick für den qualitativen Charakter der geistigen Arbeit vermissen — gegen die Behauptung, daß geistige Arbeit sich nicht mit körperlicher Arbeit verträgt. Er erinnert dafür an das Beispiel von Spinoza, der sich durch Glasschleiferei ernährt, an Rousseau, der sich durch Notenschreiben seinen Lebensunterhalt verdient. Als ob diese Beispiele irgend etwas für die Gegenwart besagten und als ob nicht gerade das Schaffen von Spinoza und Rousseau hierunter sehr gelitten

hätte! Nur durch den Wechsel von geistiger Tätigkeit und körperlicher Arbeit soll eine Produktivität der geistigen Tätigkeit möglich sein, wofür Schramm auf das bessere Lernen von Kindern und junger Leute bei einem Wechsel von Unterricht, Spiel und wirklicher Arbeit verweist. Das hat aber unseres Erachtens nicht das geringste zu tun mit zwangsmäßiger körperlicher Berufsarbeit des Geistesarbeiters. Für diese Zusammenhänge beruft sich Schramm auf Marx, der in bezug auf die Tüchtigkeit der Arbeiter einmal äußert, daß sie eine Förderung erführe durch die Vereinigung der Arbeit mit dem Unterricht schon von der Periode der Kindheit an. Die Pflege auch der körperlichen Anlagen des Menschen steht aber noch gar nicht in Verbindung mit der Berufswechseltheorie in dem oben von uns angegebenen Sinne. Für Schramm steht fest, daß der Wechsel von körperlicher Arbeit und geistiger Tätigkeit zur Produktion allseitig entwickelter Menschen erforderlich sei, wodurch einer Verkümmerung dieser allseitig entwickelten Menschen entgegengewirkt würde. Ist aber nach Schramm ebenso ein Wechsel von körperlicher und geistiger Tätigkeit notwendig wie umgekehrt von geistiger Tätigkeit und körperlicher Arbeit und ist auch, wie Schramm an dem Beispiel von Spinoza und Rousseau belegen wollte, körperliche Berufsarbeit selbst dem geistigen Genie nicht hinderlich, ist ferner der Mensch einer allseitigen Ausbildung seiner Anlagen fähig, so bleibt die Berufswechseltheorie nur als Lösung aus diesen Tatsachen übrig. Schramm läßt freilich, was wir hervorheben wollen, es ganz im Dunkeln, was er denn unter dieser jedem Geistesarbeiter notwendigen körperlichen Arbeit versteht, wenn er diese Frage unter anderem verquickt mit den Problemen einer sinnvollen Schulerziehung, die auch den körperlichen Kräften zur Entfaltung verhilft. Uns erscheint schon nach den von Schramm gegebenen Andeutungen freilich kaum zweifelhaft, in welchem Sinne er zu unterpretieren ist (s. C. A. Schramm, „Die geistige Arbeit im sozialistisch organisierten Staat", S. 571 f., in der „Zukunft" Berlin 1878).

Friedrich Engels hat in seiner Kampfschrift „Dührings Umwälzung der Wissenschaft", 1878 zuerst erschienen, ebenfalls der Berufswechseltheorie gehuldigt. Eine volle Entfaltung der modernen Produktivkräfte, einen Höhegrad der Entwicklung der Produktion wird die Ueberleitung in den Sozialismus herbeiführen. Die gesellschaftliche Aneignung der Produktionsmittel wird die bisher bestehende künstliche Hemmung der Produktion beseitigen, der Luxusverschwendung der herrschenden Klassen ein Ende bereiten, vermittels der gesellschaftlichen Produktion allen Gesellschaftsmitgliedern eine vollkommen ausreichende Existenz verbürgen, die ihnen die vollständig freie Ausbildung und Betätigung ihrer körperlichen und geistigen Anlagen garantiert. Ueber die verhängnisvolle Wirkung der Maschine im Aufbau der Gegenwartswirtschaft äußert sich Engels in engem Anschluß an Marx im pessi-

mistischsten Sinne. In der gegenwärtigen Gesellschaft beherrschen die Produktionsmittel die Produzenten, wobei jeder neue Hebel der Produktion zu einem neuen Mittel der Knechtung der Produzenten unter die Produktionsmittel wird. Die Teilung der Arbeit knechtet nicht nur den Arbeiter, sondern auch die Angehörigen der sogenannten gebildeten Stände unter die mannigfachen Lokalborniertheiten und Einseitigkeiten, führt ihre Verkrüppelung durch die auf eine Spezialität zugeschnittene Erziehung herbei. Die neue Gesellschaft, die sich zur Herrin sämtlicher Produktionsmittel macht, um sie gesellschaftlich planmäßig zu verwenden, vernichtet die bisherige Knechtung der Menschen unter ihre eigenen Produktionsmittel, wobei eine Befreiung der Gesellschaft gleichzeitig mit einer Befreiung jedes einzelnen Gliedes der Gesellschaft verbunden ist. Die alte Teilung der Arbeit verschwindet. An ihre Stelle tritt dann — das folgende geben wir genau nach Engels wieder — eine Organisation der Produktion, in der einerseits kein einzelner seinen Anteil an der produktiven Arbeit, dieser Naturbedingung der menschlichen Existenz, auf andere abwälzen kann; in der andererseits die produktive Arbeit statt Mittel der Knechtung Mittel der Befreiung der Menschen wird, indem sie jedem Einzelnen die Gelegenheit bietet, seine sämtlichen Fähigkeiten, körperliche wie geistige, nach allen Richtungen hin auszubilden und zu betätigen und in der sie so aus einer Last zu einer Lust wird. Schon an früherer Stelle seiner Schrift spricht Engels davon, daß es freilich der überkommenen Denkweise der gelehrten Klassen als eine Ungeheuerlichkeit erscheine, daß, wie es bei Engels genau heißt, es einmal keine Karrenschieber und keine Architekten von Profession mehr geben soll, und daß der Mann, der eine halbe Stunde lang als Architekt Anweisungen gegeben hat, auch eine Zeitlang die Karre schiebt, bis seine Tätigkeit als Architekt wieder in Anspruch genommen wird. Also auch bei Friedrich Engels ist die Berufswechseltheorie in ihrer typischen Ausgestaltung vorhanden. Auch für ihn ist die allseitige Ausbildung der in jedem Menschen vorhandenen Begabung im Zukunftsstaat keinem Zweifel unterworfen, und ebenso steht es für ihn fest, daß mittels der großartigen Entfaltung der Technik im Zukunftsstaate der Mensch seiner Befreiung entgegengeht (s. Friedrich Engels „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft" Zürich 1886, S. 270/79 ff. und 194). Karl Kautsky hat bestritten, daß Engels eine Aufhebung der Berufsteilung im Auge gehabt hat. Engels habe sich nur gegen die Arbeitsteilung in der bestehenden kapitalistischen Wirtschaftsordnung gewandt und erwartet, daß im Zukunftsstaate nicht die ganze Zeit der Erwerbsarbeit in einem einzigen Beruf oder gar in einer einzigen Hantierung aufgeht. Erst wenn das Proletariat eine entscheidende Stimme im Produktionsprozeß erhalten haben wird, würde die Arbeitszeit des Arbeiters in einer Weise verschiedenen Berufen zuerteilt werden können, die eine

Verkümmerung durch die gesellschaftliche Arbeitsteilung verhütet. Darauf nur deuten Engels' Darlegungen hin, denn ihm war genau genug bekannt, daß ohne gründliche berufliche Vorbildung und energische Konzentration namentlich in geistigen Arbeitsgebieten nichts zu leisten ist. Die Fesselung des Menschen an eine einzige Spezialität verdirbt sogar die höchsten geistigen Tätigkeiten. Erst der einzelne Mensch, der sich verschiedenenn Berufen zu widmen vermag, wird seine Leistungsfähigkeit, Arbeits- und Lebensfreude steigern können. Diese Argumentation von Kautsky erscheint uns nicht als durchschlagend. Er vermag uns nämlich selbst nicht zu verraten, wie denn die Arbeitsteilung im Zukunftsstaate aussieht, die wohl die Beschäftigung der Menschen in den verschiedensten Berufen möglich macht, aber doch im Kerne die Berufsteilung nicht beseitigt. Auf diese Angabe käme aber alles an. Engels Wort über den Architekten, der auch körperliche Arbeit zu leisten hat. und über die Aufhebung der Profession des Karrenschiebers läßt insbesondere bei seiner Auffassung, daß jeder Einzelne seine sämtlichen Fähigkeiten, körperliche wie geistige, im Zukunftsstaate nach allen Richtungen hin auszubilden und zu betätigen vermag, gar keine andere Ausdeutung zu, als wie wir sie hier gegeben haben. Kautsky selbst, der die von uns gegebene Deutung von Engels bestreitet, hält es sogar — ein bezeichnender Beweis der Widerspruchserfülltheit seiner Behauptungen — für möglich. daß der Arbeiter nach vierstündiger Arbeit in Fabrik oder Bergwerk die übrigen vier der Gesellschaft geschuldeten Stunden in der Landwirtschaft, als Bauarbeiter, als Chauffeur oder gar in einer Kunst oder Wissenschaft ableistet. Diese Ausführungen sprechen wohl deutlich genug (s. Kautsky, „Die materialistische Geschichtsauffassung", Band II, Berlin 1929, Seite 36 und 37).

16.
Bebels Akademikerfeindschaft auch bei Sonderbehandlung der Frage.

Es ist auffallend, wie sehr Bebel auch in seiner Broschüre „Akademiker und Sozialismus“ 1905 seine schon in seiner „Frau“ vertretenen Auffassungen bis ins einzelne aufrecht erhält, die, wie wir gesehen hatten, ja in ihrer Entstehung bereits in die siebziger Jahre zurückreichen. In diesem Schriftchen hätte Bebel nunmehr reichlich Gelegenheit gehabt, sein früheres Urteil zu korrigieren, sein Verständnis für die höchsten Bildungsaufgaben zu erweisen. Ausgehend von der Idee der Hochschule, und ihrer Lage in der Gegenwart, hätte er uns beispielsweise von den Aussichten ihrer Zukunftsreform interessante Kunde geben können. Ebenso war hier für ihn der Ort, zu dem 1903 zu Dresden über die Akademiker abgehaltenen Ketzergericht Stellung zu nehmen und den eigenen Irrtum offen zu bekennen. Nichts dieser Art ist jedoch der Fall. Schon in der Vorrede zu seiner neuen Veröffentlichung wird das Akademikertum mit den schwersten Vorwürfen überhäuft. Der Andrang der Studierenden zum juristischen und medizinischen Studium soll nur durch den Gesichtspunkt äußerer Vorteile bestimmt sein. Strebertum auf der einen, Nepotismus auf der anderen Seite sind nach Bebels Urteil an den Hochschulen zuhause und haben sich bereits zu einer einzigen riesengroßen Korruption, einer ernsten Gefahr für das Gemeinwesen entwickelt. Der Werdegang des Einzelnen ist, wie uns Bebel erneut autoritativ belehrt, weit mehr von den Einrichtungen und Zuständen der Gesellschaft abhängig als durch das eigene Wissen, die eigene Tüchtigkeit und das eigene Können bestimmt. Damit wird, was sofort einleuchtet, das Dasein eines Studenten von Bebel überhaupt negiert. Ganz in diesem Sinne sollen bei der Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse selbst der beste Wille, die hervorragendsten moralischen und geistigen Eigenschaften nichts bedeuten, denn schon vom ersten Augenblick unserer Existenz an sind wir nach Bebel vom Gemeinwesen abhängig. So wird die Volksschule, in die später unsere Kinder eintreten, von Bebel als ein eminent politisches Institut hingestellt, das ganz entsprechend dem Aufbau des gesamten Bildungswesens dem Untertan die ihm nötige Gesinnung beizubringen hat. Das gleiche gilt nach Bebel auch für die Universität (s. S. 8 der Broschüre).

Die Uebertragung der für die Volksschule maßgebenden Grundsätze auf die Hochschule ist also bei Bebel noch ebenso vorhanden wie bei Eduard Sack. In dieser Sicht erscheinen nunmehr Bebel die Hochschulen bezeichnenderweise nur noch als „Präparier-

anstalten für die öffentlichen Funktionäre", die im Leben eine wichtige Rolle spielen (Seite 9). Eine sehr interessante Definition, der wir tatsächlich auch heute noch, so etwa bei Kawerau wie auch bei anderen sozialistischen Theoretikern des Bildungswesens (z. B. Adolf Grimme) begegnen. Die Lehre vom Klassengegensatz, die aus der wirtschaftlichen Sphäre auf das Bildungswesen übertragen wird, muß dabei dazu herhalten, Bebels düstere Schilderung des Gegenwartsstaates noch zu verstärken. Ohne näheren Beweis erfahren wir dementsprechend, daß der Klassenstaat nur Klassenpolitik treibt, die Geschichtslehrer der Universität in dieser Richtung arbeiten, deshalb auch auf ein bestimmtes politisches Glaubensbekenntnis festgelegt sind, nach dem sie lehren, d. h. die Universität ist nach Bebel die Stätte der Parteiwissenschaft. Man treibt deutschnationale, liberale, auch antisemitische Politik auf der Universität; nur sozialistische Politik darf nicht getrieben werden. Da Bebel von dem Boden der sozialistischen Parteidogmatik aus die Hochschule beurteilt, so ist es ganz klar, daß er sie gleichsam als eine Summe von wissenschaftlichen Parteischulen betrachtet. Sein Berserkerzorn gegen die Hochschule wäre, diese Vermutung liegt nahe, deshalb auch schon beschwichtigt, wenn nur auch noch eine sozialistische Wissenschaft dort betrieben werden würde. Grundsätzlich muß er somit zu diesem Schluß kommen, da er die Hochschule nur als Ausbildungsstätte für die Funktionäre der Gesellschaft, also vom Standpunkt des greifbaren Nutzens aus, — man braucht Lehrer, Rechtsanwälte, Richter, Staatsanwälte, und deshalb besondere Ausbildungsstätten — würdigt. Leider wird uns nicht an praktischen Beispielen die Möglichkeit dieser interessanten Einrubrizierung der Wissenschaftler nur als Diener von Parteiinteressen bewiesen. Ist aber die Hochschule wirklich nur eine Fachschule auf Kosten der Gesamtheit, so sind wegen dieser materiellen, für sie erforderlichen Aufwendungen die Akademiker auch zu einer bestimmten Gesinnung verpflichtet (s. Bebels „Frau", Auflage 1909, S. 410, wo auch Bebel diese Konsequenzen zieht). Aber auch nach den hier angegebenen Darlegungen ist für ihren Wert nur entscheidend, inwieweit sie ihre Aufgabe zur Ausbildung gesellschaftlicher Funktionäre erfüllt. Bebel behauptet ferner, daß man auf der Hochschule den Studierenden die Sozialdemokratie als die Partei des Umsturzes hinstelle, die allem, was die Kultur geschaffen habe, bis zum Tode feind sei. Solche unwahren Behauptungen sind nach Bebel ein bezeichnender und durchaus nicht verwunderlicher Beweis für die Unwissenheit über Ziel und Wesen des Sozialismus. Die Gegner der Sozialdemokratie haben, obwohl sie die Schule mit Zehntausenden von Lehrern, die Kirche, die Universitäten in der Hand haben, 19 Zwanzigstel der Presse und der gesamten Literatur beherrschen, über die gesamte Polizeigewalt und Militärmacht verfügen, kraft ihres Reichtums und ihrer sozialen Stellung über die Existenz von Unzähligen bestim-

men, den glänzenden Aufschwung der Sozialdemokratie nicht aufhalten können. Als ob das etwas für die Sozialdemokratie beweisen müßte, insbesondere etwa für ihren geistigen Charakter! (S. Seite 10 der Bebelschen Abhandlung.)

Derselbe Bebel, der die Behauptung aufstellt, man denkt nicht, was man will, sondern was man muß, der infolgedessen über den Haß der Bourgeoisie, der Kapitalistenklasse gegenüber der Sozialdemokratie sich nicht wundert, der das Klasseninteresse unbedingt bejaht, muß doch in Wirklichkeit — ein neuer einleuchtender Beweis für die Unhaltbarkeit dieser ganzen sozialistischen Klassenschulung, die sogar auf die höchsten Bildungsanstalten bezogen wird — zugestehen, daß besonders günstig veranlagte Naturen sich über ihr niederes Klasseninteresse erheben können, also zu Idealisten werden und als solche sich zu Wortführern der Unterdrückten aufwerfen. Merkwürdiger Weise kommt Bebel dieser Lichtblick nur gegenüber dem Bürgertum. Er denkt nicht daran, den Arbeitern — was doch allein konsequent wäre — die Preisgabe ihres niederen Klassenstandpunktes zu empfehlen. Von grundlegender Wichtigkeit ist aber das Eingeständnis, daß nur derjenige ideal denkt, der sich über seinen niederen Klassenstandpunkt erhebt. Vorher aber gerade hat Bebel — woran noch erinnert sei — die Hochschule nur nach dem Klassenstandpunkt gemessen, d. h. also nach seinen eigenen Worten: alle ideellen Erwägungen auf diesem Gebiete ausgeschaltet, obwohl eben, um es noch einmal wegen der außerordentlichen Wichtigkeit der Stelle zu wiederholen, nach Bebel selbst nur ideal denkt, wer über das niedere Klasseninteresse hinausdenkt. So verfängt sich — wie wir hier erneut erkennen — jede Anwendung reiner Nützlichkeitsmaßstäbe auf das Bildungswesen überhaupt, auf das höhere Bildungswesen insbesondere in unheilbare Widersprüche, aus denen es keinen Ausweg gibt (s. S. 12 der Abhandlung).

Im übrigen beschränkt sich Bebel in dieser Abhandlung, in der er doch ganz anders als in seiner „Frau“ Gelegenheit hatte, sich mit dem Akademikerproblem bekannt zu machen, darauf, an Hand der materialistischen Geschichtsauffassung den Akademikern das Bild der sozialistischen Bewegung vor Augen zu stellen. Die materialistische Geschichtsauffassung wird bei Bebel, wie das nicht anders zu erwarten ist, im engsten Sinne aufgefaßt. Wegen ihrer wirtschaftlichen Lage beurteilen Bourgeoisie, Handwerkerstand und Arbeiter die Verhältnisse grundverschieden. Die utopischen Forderungen aus der „Frau“ kehren wieder. Das Recht auf Lebensgenuß, ein bei Bebel ganz dehnbarer und unerklärter Begriff — die Masse der Lebens- und Kulturmittel soll höchsten Ansprüchen genügen und allen zugute kommen — wobei gerade dieser Begriff von Bebel nicht weiter erläutert wird, soll die Pflicht zur Arbeit fördern (S. 20 der Abhandlung).

Derselbe Bebel, der — wie wir gesehen haben — ohne Rücksicht auf den geschichtlichen Werdegang der Universität sie nur als Ausbildungsanstalt für den Beruf ansieht, ist widerspruchserfüllt genug, das Schicksal des Arbeiters in der Gegenwart dem Schicksal der Universität in einer früheren Zeit als leuchtendes Beispiel einer ideellen Geisteshaltung an die Seite zu stellen. Aber selbst diese gelegentliche Betrachtung gibt ihm keine Veranlassung, seine gesamte Einstellung zur Hochschule kritisch zu überprüfen. So erzählt er uns voll Anerkennung von den Demagogenverfolgungen, von der berüchtigten Mainzer Untersuchungskommission, von den besten Männern der deutschen Universitäten, die trotz aller Verfolgung ihre ideale Geisteshaltung sich bewahrt haben, von Ernst Moritz Arndt und Wilhelm Jordan, von Fritz Reuter und Georg Büchner. Lag doch gerade die Größe dieser Männer darin, daß ihnen ihre wissenschaftliche Aufgabe über alles ging und sie alles Leid gern trugen, um ihr gewissenhaft zu dienen (s. S. 25 der Broschüre). Wie konnte also Bebel, der die Hochschule als Ausbildungsstätte für die Funktionäre der Gesellschaft ansieht, gerade davon sprechen, wenn nicht eben selbst dem größten Fanatiker und Nützlichkeitsphantasten zuweilen die Verfehltheit solcher Behauptungen wenigstens auf kurze Momente einleuchten würde! Bebel schließt seinen Vortrag, indem er dem Studenten vorrechnet, was all seine Bildung ohne die internationale Arbeit bedeuten würde, und dabei als abschreckende Beispiele das alte Griechenland und das alte Rom heranzieht. Aus dieser Abhängigkeit von der internationalen Arbeit folgert Bebel die Verpflichtung des Akademikers gegenüber der Gesamtheit. Der Sozialismus will nach Bebel das allgemeine Wohlsein der Menschen in allen Punkten zur höchsten Höhe entwickeln. Das ist — wie wir sehen — eine rein utilitaristische Forderung, die inhaltlich nichts besagt. Gleichzeitig verknüpft Bebel die sozialistische Lehre mit derjenigen des Christentums, daß alle Menschen Brüder sind. So gehen auch hier Ideale und reine Nützlichkeitserwägungen bei Bebel wirr durcheinander. Der Sozialismus als Forderung des Wohlseins der Menschen wäre doch etwas ganz anderes als der Sozialismus, der die ideale Liebesgesinnung des Christentums, das selbst die härtesten und schwersten Opfer für seine überirdische Aufgabe nicht scheut, zu verwirklichen bestrebt ist.

Der Schluß der Bebelschen Darlegung „Akademiker und Sozialismus" stellt uns vor neue Ueberraschungen. Professor Theobald Ziegler wird als Kronzeuge einer ideellen Geisteshaltung der Studierenden von Bebel herangezogen. Ebenso hatte Bebel schon an früherer Stelle (S. 8) in der erwähnten Abhandlung sich ganz auf den Boden von Theobald Ziegler gestellt, der mit vorurteilslosem Blick den Studenten den Besuch von Arbeiterversammlungen und die Lektüre von Schriften über die Arbeiterfrage angelegentlichst empfohlen hätte. Hierbei handelt es sich aber keineswegs

um einen Einzelfall. Ernst Schultze, ebenso wie Friedrich Paulsen, Schultze-Gävernitz ebenso wie Karl Sonnenschein, um nur einige Namen zu nennen, hatten die gleiche Mahnung an den Studierenden gerichtet. Diese Darlegung von Bebel mutet bei seinem Grundgedanken von der notwendigen, unheilbaren, unüberwindlichen Kluft zwischen proletarischer und bourgeoiser Geisteshaltung höchst seltsam an, wofür ja Bebel gerade den verknöcherten Typus des deutschen Professors angeführt hatte, der in der Verteidigung seines Klassenstandpunktes und an der Unterstützung der herrschenden Schichten hauptsächlich interessiert sei. Dieser Widerspruch Bebels ist ein weiteres Zeugnis dafür, wie schlecht man mit der Parteibrille geistige Angelegenheiten zu beurteilen vermag. In dieser Abhandlung hält es Bebel für erforderlich, dem Akademiker ein Kolleg über den Sozialismus zu halten, gleichsam als ob er sich sonst nicht darüber unterrichten könnte, was auch offenbar Bebels Meinung angesichts seiner Hochschulbeurteilung gewesen sein muß. Aufschlußreich erscheint uns ferner, daß Bebel, der — wie wir schon früher hervorhoben — sich als besonders sachverständig für eine Untersuchung der Frage des Verhältnisses des Akademikers zu dem Sozialismus ansah, dieses Problem in seiner Abhandlung überhaupt nicht behandelt hat. Denn er gibt uns hier nur eine ganz flüchtige Entwicklungslinie der Entfaltung des Sozialismus, die mit dem Thema überhaupt nichts zu tun hat, und beschränkt sich bildungspolitisch, wie wir gesehen haben, auf eine fast sklavische, kurze Wiederholung der schon in seiner „Frau“ ausgesprochenen Auffassungen.

Wir möchten das dadurch noch näher erläutern, daß wir den Weg aufzeigen, den Bebel bei der Behandlung dieser Frage hätte einschlagen können und sollen. Drei Möglichkeiten waren hier gegeben: Erstens konnte Bebel das deduktive Verfahren anwenden, d. h. als Ausgangspunkt sich mit der Idee der Hochschule, des Studenten in Gegenüberstellung mit dem Grundgedanken des Sozialismus befassen. Zweitens konnte er historisch-induktiv verfahren, d. h. die Haltung beispielsweise des Sozialismus in Deutschland in einem bestimmten Zeitraum dem Akademiker gegenüber überprüfen oder auch von der Haltung des Akademikers gegenüber dem Sozialismus ausgehen. Drittens war die Möglichkeit einer Kombination beider Untersuchungsmethoden gegeben, und das hätte der Erforschung dieser Frage wohl am zweckmäßigsten gedient. Keinen der drei Wege hat Bebel eingeschlagen, sondern wirklich geglaubt, von dem Boden seiner parteidogmatischen Einstellung aus diese überaus komplizierten Zusammenhänge erfassen und erhellen zu können. Das Ergebnis war freilich mager genug, indem der doktrinäre Gesichtspunkt ihn der Mühe, seine Behauptungen durch Beispiele zu belegen, vollständig überhob. Wichtig erscheint es uns auch, daß Bebel uns keine klare Definition gegeben hat, was er denn unter dem Akademiker verstand. Soweit

er beispielsweise in diesem Vortrag von ihm spricht, erwähnt er nur die im Beruf praktischen Akademiker, den Wissenschaftler, den Gelehrten aber auch nur insoweit, als er unmittelbar praktischen Aufgaben dient.

17.

Zusammenfassung.

Schließlich erscheint es uns noch angezeigt, im Gesamtrahmen der kulturellen Auffassung von Bebel die tieferen Hintergründe seiner Deutung der Universität, der Wissenschaft und des Akademikertums klarzustellen. Schon auf den ersten Blick leuchtet ein, daß seiner Wertung geistiger Güter die materialistische Geschichtsauffassung zugrundeliegt. Bereits in seiner Flugschrift „Unsere Ziele" 1871 hatte Bebel — wie wir früher gezeigt haben — den Klassencharakter des Gegenwartsstaates betont, der sich im Aufbau des Bildungswesens ebenso wie in der Rechtsprechung, in der Gestaltung des Wirtschaftslebens und schließlich in der Einrichtung des Einjährig-freiwilligen-Dienstes abzeichnet. Diese Kritik mußte noch dadurch eine Verschärfung erfahren, daß es der jungen, aufstrebenden Arbeiterbewegung, der es ernsthaft um ihre geistige Fortbildung zu tun war, hier an allen Entfaltungsmöglichkeiten fehlte, da weder die Volksschule eine geeignete Grundlage zur selbständigen Fortbildung des Arbeiters abgab, noch es infolge des Bildungsmonopols dem Proletariat möglich war, bis zur Hochschule vorzudringen (s. unsere Ausführungen im Abschnitt D: „Der sozialistische Bildungsmaterialismus in seiner Urform").

Der brennende Bildungsehrgeiz der deutschen Arbeiterbewegung in ihren Anfängen kam gerade in Bebel und Liebknecht zu überzeugendem Ausdruck, wobei sie freilich in verhängnisvoller Abhängigkeit vom Zeitgeist — eudämonistische Tendenzen sind bei Bebel deutlich nachweisbar — von rein quantitativen Gesichtspunkten ausgingen und unbedingt an die Macht des Wissens glaubten. Die Aeußerlichkeit der Lebensführung in den verschiedenen sozialen Schichten, der Aufschwung der Naturwissenschaft, die dabei mit der Wissenschaft schlechthin gleichgesetzt wird, und eine Entwicklung zum Sozialismus hin herbeiführen soll, war ganz dazu angetan, in dieser Richtung zu wirken und noch den Schmerz des Arbeiters zu vergrößern, der sich von dem Quell der Wissenschaft ausgeschlossen sieht und keinerlei Aussicht erblickt, wodurch diese Verhältnisse eine Aenderung erfahren könnten, Momente, die wir im 2. Hauptteil des Bebel-Kapitels noch eingehender hervorgehoben haben. Der Ausgangspunkt der Bebelschen Bildungskritik, die Volksschule — in der Tat mußte jede ernsthafte Arbeiterbildungsbewegung in erster Linie auf ihre Reform bedacht sein — bestärkte noch Bebel in seiner rein quantitativen Bewertung geistiger Dinge. War auch die Volksschule niemals in der ihr gestellten Aufgabe vom Nützlichkeitsgesichtspunkt her tiefer erfaßbar — das wurde schon ganz mit Recht von Friedrich Dittes und

Wichard Lange, den Wortführern der Volksschulpädagogik, zu Beginn der siebziger Jahre geltend gemacht —, so traten doch diese Gesichtspunkte bei ihr etwa im Verhältnis zum höheren Schulwesen erheblich mehr in den Vordergrund. Das mußte insbesondere dem Arbeiter einleuchten, der ja aus eigener Erfahrung mit ihrem Wesen vertraut war. Schließlich lag die Anwendung von Nützlichkeitsgesichtspunkten nicht nur im Zuge der geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Strömungen der siebziger Jahre (s. dafür den 1. Hauptteil, Abschn. A dieser Darlegung), sondern kam auch dem damaligen Schicksal des Arbeiters entgegen, der infolge des Fehlens sozialer Schutzgesetze der ungestümen Gewalt unberechenbarer Konjunkturschwankungen wehrlos ausgesetzt war — das Wort „Gründerjahre" sagt in dieser Beziehung genug —, und deshalb begreiflicherweise dazu neigte, allgemein reinen Zweckmäßigkeitserwägungen im Leben eine überragende Rolle beizumessen. Ein Bildungskritiker also, der an diese Zustände anknüpfte, konnte des Beifalls der Arbeiter sicher sein. Diese Verhältnisse kommen in der Milieu-Theorie von Bebel, die den Menschen zum Opfer seiner Verhältnisse macht, seine geistige Selbständigkeit durchaus verkennt, Interessen eine übermäßige Bedeutung im Leben beimißt, deutlich zum Ausdruck. Dabei überträgt Bebel offensichtlich Einflüsse, die das Arbeiterleben beherrschen, kritiklos auch auf die Lebenssituation der Angehörigen ganz anderer Schichten. Bekanntlich schreckt Bebel hierbei sogar nicht vor der Anwendung seiner Milieu-Theorie auf das Leben eines Goethe zurück. Durch das sozialistische Dogma wurde Bebel auch sonst scharf beeinflußt, so wenn er von der Mission eines im Zukunftsstaate zum Höchsten berufenen Proletariats träumt, einer Mission freilich, die nur dann wahrscheinlich dünken konnte, wenn die Hochschule denselben Grundsätzen wie die Volksschule unterstand, d. h. eine erhebliche Niveausenkung erfuhr, in liberaler Weise dem Arbeiter zum Besuch ihre Tore öffnete und in ihrem Zuschnitt auf seine Bedürfnisse Rücksicht nahm.

Bebels Kulturprogramm mußte aber deshalb schon von seiner zukunftsstaatlichen Perspektive entscheidend beeinflußt sein, weil er von ihrer baldigen Verwirklichung fest überzeugt war. Noch 1891, auf dem Parteitag zu Erfurt, erklärte Bebel gegen Vollmar, daß nur wenige wohl im Saale anwesend seien, die nicht die Verwirklichung des Zukunftsstaats erlebten (s. Herkner, „Arbeiterfrage", 1921, Bd. II, S. 361 f.). Ebenso wie die Volksschule bei Bebel den Maßstab für die Bewertung der Hochschule abgibt — die Wissenschaft gilt nur insoweit etwas, als ihr unmittelbarer Nutzen erkennbar ist — ebenso gibt bei prinzipieller Leugnung ihres Unterschiedes die Handarbeit den Maßstab für die Wertung der Geistesarbeit ab. Die Berufswechseltheorie — eine natürliche Folge des Dogmas von einem stärkster geistiger Entfaltung fähigen Proletariat — wirkt ganz in gleicher Richtung. Jeder ist aber

zur Ausübung jeder Berufsarbeit nur dann fähig, wenn in der Tat zwischen Hand- und Kopfarbeit kein Wesensunterschied besteht. Es ist somit auch kein Widerspruch, wenn man die für das Niedere gültigen Maßstäbe auf das Höhere anwendet, weil ein solches ja in der Tat gar nicht existiert. So ist die Bebelsche Universitätsbeurteilung typisch aus den Verhältnissen des marxistischen Dogmas, der Zustände der siebziger Jahre und der aus der Lage des Arbeiters sich ergebenden Momente erwachsen, wie wir aus unseren eingehenden Nachweisen im 4. Hauptteil dieser Schrift noch im einzelnen erkennen werden.

Dem Horizonte des Arbeiters liegen wirtschaftliche Erwägungen, die an seine Existenz anknüpfen, naturgemäß sehr nahe. Es kam noch, um Bebel in seiner Geisteshaltung zu bestärken, hinzu, daß im Aufbau des bestehenden Bildungswesens reine Nützlichkeitsrücksichten eine starke Rolle spielten. Die Volksschule gab nicht den geeigneten Rahmen ab für Selbstbildungsbemühungen des einzelnen Arbeiters; das Standesschulwesen wirkte wie ein Hohn auf seine ehrlichen Fortbildungsbestrebungen. Selbst das höhere Schulwesen, das in seiner Gestaltung doch dem Arbeiter ein Vorbild an ideeller Geisteshaltung hätte sein sollen, war von Nützlichkeitserwägungen stark durchsetzt, wofür der Andrang auf diese Bildungsanstalten um das „einjährig-freiwillige" Examen zu machen, charakteristisch ist (s. unsere Ausführungen über Sack D, 4). Selbst die Wissenschaft bot — besonders für den oberflächlichen Blick des Agitators — einen unerfreulichen Anblick. Schon hatte der Spezialisierungsprozeß innerhalb der Geisteswissenschaft eingesetzt, sie auf die geistige Formung der Zeit ihren Einfluß eingebüßt, ohne daß sich die tröstliche Aussicht einer anderen Entwicklung bot. Die Gefahr war dabei in der Tat nicht von der Hand zu weisen, daß die fortschreitende Spezialisierung Nützlichkeitsgesichtspunkte innerhalb der Wissenschaft zu stark in den Vordergrund drängen würde. Nur daß Bebel in seiner bewußten Schwarzmalerei der bestehenden Gesellschaftsordnung Dinge schon als wirklich hinstellt, die vielleicht sich in Zukunft herausbilden konnten. Damals aber war man, wie wir eingehend in unserem Kapitel über Jürgen Bona Meyer nachgewiesen haben, in den Kreisen der Wissenschaft sich der hier vorliegenden Gefahren durchaus bewußt und zudem fehlte es auch nicht an erfreulichen Gegenwirkungen. Eine Zeit aber, die, wie es in weiten Bevölkerungskreisen in den siebziger Jahren der Fall war, blind der Naturwissenschaft traut, konnte für diese Dinge keinen Blick besitzen. Die Namen Curtius, Mommsen, Treitschke, Zeller, um nur einige herauszugreifen, zeigen jedoch deutlich genug, wie es auch den siebziger Jahren nicht an feingeistigen universellen Persönlichkeiten fehlte, die sich nur damals nicht durchzusetzen vermochten. (Siehe Erster Hauptteil A, 8, 9 und 11 unserer Arbeit für die Tatsache, daß man innerhalb der Wissenschaft sich mit dem

Problem der Spezialisierung gründlich auseinandergesetzt hat, insbesondere dafür charakteristisch die im Abschnitt B, 12 von uns angeführten Urteile).

Die Frage schließlich, woher Bebels schroff abweisende Lehre über das Bestehen eines „Staatsgelehrtentums" rührt, ist nicht mit Sicherheit zu beantworten. Wie sehr die materialistische Geschichtsauffassung auf diese Deutungen führen konnte, bedarf freilich keiner Erwägung. In den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war aber diese Meinung auch sonst häufiger zu finden. Schon Friedrich Albert Lange, den Bebel, wie wir aus seinen Lebenserinnerungen entnehmen können (s. Lebenserinnerungen Bd. I, 1910, S. 97—101), sehr hoch schätzt, hatte 1865 in seiner „Arbeiterfrage" von dem Unglück eines vom Staate bezahlten Gelehrtentums, insbesondere auch in bezug auf die Behandlung der Volkswirtschaftslehre an den Universitäten gesprochen (s. Lange, „Arbeiterfrage", Neudruck der ersten Auflage von 1865, herausgegeben von Mehring, Berlin 1910, S. 65 f.). 1873 hatte Karl Marx in der Vorrede zur zweiten Auflage des „Kapitals" den Ausdruck „bürgerliche Wissenschaft" in bezug auf die an den Universitäten getriebene Volkswirtschaftslehre gebraucht, die die zurückgebliebenen ökonomischen Verhältnisse Deutschlands widerspiegele und sich in der Verständnislosigkeit ihm gegenüber auswirke (s. Karl Marx, „Kapital", Volksausgabe von Kautsky 1914, bes. Abdruck der Vorrede zur 2. Auflage 1873, S. XLIV). Roscher, den dabei Marx besonders ins Auge faßt, glaubte sogar noch ein Jahrzehnt später, Marx in einer Anmerkung seines Lehrbuches abfertigen zu können. Schließlich hatte 1878 Most in einem umfassenden Aufsatze in der „Zukunft" über die Staatsabhängigkeit des Gelehrten Auffassungen vertreten, die, worauf wir in unserem Anhang über Most hindeuten, bis ins Einzelne hinein in der überraschendsten Weise mit Bebels Auffassungen übereinstimmen, wie wir sie schon in der ersten Auflage von Bebels Schrift „Frau und Sozialismus" vorfinden *(s. nächsten Anhang)*. Auch sonst wurden damals ganz ähnliche Ansichten über das Gelehrtentum laut. Ich erinnere nur daran, daß Friedrich Nietzsche in der dritten seiner „Unzeitgemäßen Betrachtungen", „Schopenhauer als Erzieher", 1874, schon davon spricht, daß dem Gelehrten ein Trieb beigemischt sei, aus Untertänigkeit gegen gewisse herrschende Personen, Kasten, Meinungen, Kirchen, Regierungen gewisse Wahrheiten zu finden, weil er fühlt, daß er sich nützt, wenn er die Wahrheit auf ihre Seite bringt. Ebenso spricht Nietzsche ganz im Sinne von Schopenhauer, auf den diese Auffassungen zurückgehen, von dem Unheil, das dadurch entsteht, daß der Staat sich die Förderung der Philosophie zur Aufgabe setzt, wodurch es einer Anzahl Menschen durch den Staat ermöglicht wird, von ihrer Philosophie dadurch zu leben, daß sie aus ihr einen Broterwerb machen können. Dem wahren Philosophen steht aber nichts mehr im Wege als die

schlechten Philosophen von Staatswegen. (Siehe Nietzsches Werke, Klassikerausgabe, Band 2, Stuttgart 1921, S. 303 und 325).

Daß Bebels Auffassungen freilich durch Nietzsche und damit wiederum in ihrem Ursprunge durch Schopenhauer mitbestimmt seien, erscheint uns ausgeschlossen. Wir haben diese Ansichten nur deshalb angeführt, weil daraus deutlich wird, wie weit in den siebziger Jahren derartige Anschauungen über das Gelehrtentum verbreitet waren. Es ist möglich, daß Bebel in seinem Urteil über die Aufgaben der Gesellschaft und die Stellung der Wissenschaft im Staate durch Weitlings Schrift „Garantien der Harmonie und Freiheit" (1842) beeinflußt wurde. Hier wird die Gesellschaft aus dem niederen Gesichtspunkt der Glückseligkeit betrachtet und die Wissenschaft an herrschende Stelle gesetzt, aber auf die Erfüllung rein nützlicher Aufgaben beschränkt. Durch wandernde Handwerksgesellen waren bis in die sechziger Jahre hinein, ja, noch zur Zeit der beginnenden Industrialisierung in Deutschland Weitlings Gedankengänge unter Handwerkern und Arbeitern weit verbreitet (s. Fritz Schneider, „Fichte als Sozialpolitiker", Halle 1894, S. 66 ff.). Weiter ist es denkbar, daß Bebels Auffassung über das Gelehrtentum durch die Worte des Kommunistischen Manifestes 1847 mitbestimmt ist, in denen es mit diktaturhafter Sicherheit heißt, daß „die Bourgeoisie den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt hat" (s. Diehl, Quellenhefte zum Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus, Bd. II der Gesamtreihe der Quellenhefte, Bd. XII, Karlsruhe 1920, S. 93). Wahrscheinlicher dünkt es uns freilich, daß Bebel zuerst bei Friedrich Albert Lange diese Behauptungen gefunden hat, später in ihnen durch Karl Marx 1873 und durch Most in seinem Aufsatz aus dem Jahre 1878 noch bestärkt worden ist. Die materialistische Geschichtsauffassung, die eine Anerkennung der Idee der Wissenschaft ja nicht gestattet die — wie man sie auch interpretieren mag — vielmehr auch nur irgendwie den beherrschenden Einfluß des Wirtschaftsaufbaus einer Epoche widerspiegeln muß, genügt ja schon neben den bildungspolitischen Verhältnissen der siebziger Jahre (Standesschulwesen, Fehlen von Arbeiterbildungseinrichtungen) und der auf die geistige Befreiung des Proletariats gerichteten Bestrebungen Bebels, um seine Auffassungen über die bestehende Wissenschaft, die Hochschule und den Akademiker uns in ihrer Entstehung und Entwicklung erklärlich zu machen.

So sind auch hier die Bildungsauffassungen Bebels ein Spiegelbild der in den siebziger Jahren vorhandenen Zustände. War das Prinzip des greifbaren Nutzens für Bebel in seiner Deutung der Universität bestimmend, mußten dementsprechend Philosophie und Theologie als Lehrfächer der Hochschule ausscheiden, durfte sie allein den Bedürfnissen der Gesamtheit nutzbar werden, so konnte Bebel auch nur zu dem von ihm gezeichneten „Idealbilde"

des Akademikers als Funktionär der Gesellschaft gelangen, von deren Interessen er sklavisch abhängig wird. Die materialistische Geschichtsauffassung, die Blüte der Naturwissenschaft in den siebziger Jahren, die Rücksicht auf die Bedürfnisse eines von wirtschaftlichen Erwägungen bestimmten Arbeitertums, die Lehre von der Macht des Milieus und schließlich die sonnenhafte Vorstellung eines zur Erlösung der Menschheit bestimmten Proletariats mußten in konsequenter Gedankenführung in diese Richtung drängen. Andere Bemerkungen haben ihren Zweck erfüllt, wenn sie die eiserne Konsequenz der Bebelschen Ausführungen aufgezeigt haben.

Anhang.

Bebel und Most, ihre Stellung zur Akademikerfrage.

Im ersten Jahrgang der Zeitschrift „Die Zukunft", Berlin 1878 äußert sich der sozialdemokratische Abgeordnete Johannes Most über die Frage der Stellung der Gelehrten zur Sozialdemokratie in einer Weise, die überraschend mit den Feststellungen Bebels zu diesem Problem in seiner 1879 in der ersten Auflage erschienenen Schrift „Die Frau und der Sozialismus" übereinstimmt. Ob Bebel dabei in seinen Feststellungen durch Most beeinflußt ist, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden, wenn auch die ganz auffallende Aehnlichkeit ihrer Gedankengänge verblüffend wirkt. Auf alle Fälle ist diese Stimme von Most in Verbindung mit Bebel ein interessantes Zeugnis dafür, wie man damals innerhalb sozialistischer Kreise diese Sache beurteilt hat. Auch Most ist gleich Bebel von einem unbedingten Glauben an die Heilkraft der Wissenschaft erfüllt. Auch Most nimmt dabei Wissenschaft als praktisch verwertbare Wissenschaft und berichtet uns, wie der Fortschritt der Forschung auf dem Gebiet der Technologie und der Chemie der sozialistischen Sache dienstbar zu werden vermag. Auch bei Most ist deutlich eine scharfe Abkehr von der Geisteswissenschaft nachweisbar, wobei die Theologie besonders schlecht fortkommt. Nur diejenigen werden als wahre Gelehrte anerkannt, die sich nicht auf dem Gebiete des Glaubens, der Scharlatanerie, der Bürokratenerziehung, wie es Most ausdrückt. betätigen, sondern die Nützliches leisten. Stark wird von Most die Abhängigkeit des Gegenwartsgelehrten von den sozialen Verhältnissen betont, wobei Most gleich Bebel die Milieutheorie im engsten Sinne aufstellt und daraus die verschiedenen Ansichten von Bauern, Kleinbürgern und Arbeitern über wirtschaftliche und geistige Probleme erklärt. Auch der Gelehrte wird diesem Maßstab unterstellt. Most unterscheidet den Staatsgelehrten und Privatgelehrten, wobei der Staatsgelehrte nur ihm genehme, dem Staatsinteresse sklavisch dienstbare Arbeiten anstellt. Im neuen sozialistischen Zukunftsstaat, in dem die Machtverhältnisse durchaus gleichmäßig verteilt sind, hat der Gelehrte der wissenschaftlichen Förderung des Gemeinwohls sich zu widmen, eine Zielsetzung, bei der der krasse Nützlichkeitsmaßstab von Most deutlich wird. Most entwirft dabei von dem Gegenwartsgelehrten, der Inzucht treibt, von Protektionen abhängig ist, in durchaus handwerklicher Weise sich mit seiner spezialisierten Fachwissenschaft beschäftigt, eine Karikatur, die durchaus Bebelschen Verzerrungen an die Seite zu stellen ist. Der Historiker, der Volks-

wirtschaftler, dessen Arbeit zu einem großen Teil der beamtenhaften Berufsvorbildung der Universitätsbesucher gewidmet ist, ist dem Kapitalistenstaat verpflichtet, gegen dessen Interessen er nicht verstoßen darf. Auch hier ist bei Most die Wirkung der materialistischen Geschichtsauffassung deutlich. Besonders auffällig und charakteristisch erscheint Most die geisttötende Wirkung der zunehmenden Spezialisierung innerhalb der Geisteswissenschaft. In einem Ausblick auf die zukünftige Gestaltung der Wissenschaft setzt Most die stärksten Hoffnungen auf die Entfaltung der Naturwissenschaft, die den Widersinn eines Glaubens an das Uebernatürliche und Göttliche enthüllen und damit einen der festesten Grundsteine der bestehenden Staaten erschüttern wird. Ebensowenig zweifelhaft erscheint ihm, daß eine wirklich unabhängige Rechtswissenschaft die bisherigen Rechtssysteme als paragraphierte Satzungen der Gewalt bezeichnen wird. Es habe seinen guten Grund, daß hervorragende Sozialisten wie Marx und Lassalle von Hause aus Juristen waren. Somit ergibt sich klar, die gesamte Wissenschaft wird nach Most nur von Nützlichkeitsmaßstäben beurteilt, der Naturwissenschaft eine Sonderstellung eingeräumt, die Geisteswissenschaft entweder abgelehnt oder ignoriert, die gegenwärtige Wissenschaft als Klassenwissenschaft hingestellt und schließlich der Wissenschaft im Zukunftsstaate die Aufgabe gestellt, dem Gemeinwohl dienstbar zu sein (s. „Zukunft" 1878, Seite 97, 99, 104 ff.).

Dritter Hauptteil.

Kautskys Beurteilung des Akademikers.

1.

Darstellung.

Der Theoretiker des orthodoxen Marxismus, die beste Stütze Bebels im Kampf gegen den Revisionismus (s. Herkner, „Arbeiterfrage", Bd. II, S. 374, 7. Auflage, Berlin 1921), der Verfasser und Kommentator des Erfurter Programms, Karl Kautsky, hat in seinen volkstümlich gehaltenen Erläuterungen zum Erfurter Programm ebenfalls zu unserer Streitfrage Stellung genommen. Das Erfurter Programm ist von bestimmender Wichtigkeit für die sozialdemokratische Partei geworden. Bezeichnenderweise ist es mehr als drei Jahrzehnte in Gültigkeit geblieben, ehe es 1922 durch das Görlitzer Programm ersetzt wurde. Kautskys Kommentar zum Erfurter Programm ist politisch von größter Wirksamkeit gewesen und hat Unzähligen eine Einführung in den Geist des marxistischen Sozialismus gegeben. Die große Bedeutung von Kautskys Darlegungen erhellt schon aus seiner starken wissenschaftlichen Schulung, die ihm selbst seine Gegner gern zugestehen (s. z. B. Friedrich Naumann, „Demokratie und Kaisertum". 2. Auflage 1905, S. 5 u. 36), und aus der entscheidenden Rolle, die er im Kampf gegen den Revisionismus gespielt hat. Tatsächlich konnte sich in der Vorkriegszeit der Revisionismus wohl vereinzelt in der Praxis, aber niemals theoretisch durchsetzen. Daß Bebel mit dem Kommentar Kautskys zum Erfurter Programm bekannt gewesen ist, ist angesichts der Besonderheit dieser Schrift und ihres durchaus allgemein verständlichen Charakters als sicher anzunehmen.

Bildungsfragen werden auch von Kautsky nur von Nützlichkeitsgesichtspunkten her gesehen. Gebildetsein ist nach ihm in unserer Produktionsweise zu einem besonderen Geschäft geworden. Die kapitalistische Gesellschaft und der kapitalistische Staat, die immer mehr der Männer der Wissenschaft und Kunst zur Führung ihrer Geschäfte und zur Unterwerfung der Naturkräfte bedürfen, haben Sinn und Maß der Bildung bestimmt. Großkaufleute, Grundbesitzer, Börsenspekulanten sind dabei aus Zeitmangel nicht mehr in der Lage, sich der Fragen von Kunst und Wissenschaft anzunehmen. Diese Tätigkeit wird einer besonderen Klasse überlassen, die dafür bezahlt wird, d. h. die Bildung wird zur Ware. Zur Zeit, da es wenige Schulen gab, das Studieren mit bedeutenden

Kosten verknüpft war, Handwerk und Handel einen goldenen Boden besaß, die Bauern aus Geldmangel nicht die Mittel zum Hochschulstudium ihrer Kinder aufbringen konnten, stand noch die Ware „Bildung" hoch im Preise. Neben einem auskömmlichen Leben verschaffte sie ihren Trägern, Advokaten, Beamten, Aerzten und Professoren, oft noch Ruhm und Ehre. Der Aristokrat des Geistes, überlegen demjenigen der Geburt wie dem des Geldes, richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die Entfaltung seiner geistigen Anlagen. Das heißt: zu der Zeit, als der Geistesarbeiter wirtschaftlich vollständig gesichert war, konnte er sich den Luxus einer idealistischen Sondergesinnung leisten. Die Bildung, die Macht, Glück und Liebenswürdigkeit ihren Trägern verlieh, sollte alle Menschen mit ihrer Wohltätigkeit beglücken, dazu beitragen, die Klassengegensätze zu überwinden, Armut und Not zu beseitigen. Ganz anders sind die Verhältnisse gegenwärtig, wo der Kleinbetrieb auf schwankendem Grunde ruht, wo die Zahl der Lehranstalten ins riesenhafte gewachsen ist. Der Kleinbürger weiß jetzt nur noch dadurch seine Kinder vor dem Versinken ins Proletariat zu bewahren, daß er sie bei auch nur einigermaßen ausreichenden Mitteln auf die Hochschule schickt. Infolge dieser Verhältnisse ist die Zahl der Gebildeten sehr gestiegen. Nur die günstigen Folgen, die weltfremde Idealisten hiervon erwarteten, haben sich nicht eingestellt.

Da Bildung eine Ware ist, bedeutet die Verbreitung der Bildung nach Kautsky die Vermehrung dieser Ware und hat damit die Senkung ihres Preises, d. h. die Verschlechterung der Lage ihrer Besitzer zur Folge. Schon heute ist die Zahl der Gebildeten viel zu groß für die Bedürfnisse der Kapitalisten. Der industriellen Reservearmee des Proletariats entspricht die immer größer werdende Reservearmee der geistigen Arbeiter, bei denen die Arbeitslosigkeit ebenso wie bei den Industriearbeitern ein ständiger Gast zu werden droht. Schon müssen diejenigen, die sich zu einem Staatsamt vorbereiten, Jahre, oft ein Jahrzehnt warten, bis sie einen der schlecht bezahlten unteren Posten erhalten. Sprach man ehedem von einer Aristokratie des Geistes, so kann man heute nur von einem Proletariat der Intelligenz sprechen, die sich von anderen Proletariern nur noch durch ihre Anmaßung unterscheidet.

So erscheint Bildung bei Kautsky nur als ein Mittel zur Befriedigung praktischer Bedürfnisse. So unterbleibt jede Untersuchung, unter welchen Voraussetzungen fruchtbare geistige Arbeit überhaupt möglich wird. So fehlt es sogar, was man doch wenigstens erwarten durfte, an einem Vergleich der typischen Gegebenheiten der Lage des Proletariats zu derjenigen der Geistesarbeiter nach der Mannigfaltigkeit ihrer Abstufungen. Das Bild, das Kautsky nunmehr im Einzelnen von dem Gebildeten entwirft, unterscheidet sich in nichts von dem, was wir bei Bebel lesen können. Besonders fällt die Kühnheit verallgemeinernder Behaup-

tungen auf, für die Kautsky nicht den geringsten Beweis antritt. Die Gebildeten sind demzufolge nicht mehr geistige Führer der Bourgeoisie, sondern ihre Klopffechter geworden. Die Prostituierung ihres Ich ist ihr Hauptmittel, um vorwärts zu kommen. Nicht die Entwicklung, ihre persönliche Formung, sondern die Verwertung ihrer geistigen Güter ist ihre erste Sorge. Diese Gesinnung in Verbindung mit dem Verkaufen der eigenen Ueberzeugung und der Geldheirat, hat die Gebildeten vollständig geistig unterminiert. In diesem Zusammenhange spricht Kautsky die hoffnungsvolle Vermutung aus, daß möglicherweise diese Verhältnisse dazu führen könnten, daß die Gebildeten nicht nur vereinzelt wie bisher, sondern in Masse sich dem Proletariat anschließen könnten.

Nicht die Frage, wie es eine Rettung aus diesen traurigen Zuständen — ihr wirkliches Vorhandensein einmal vorausgesetzt — gebe, wird von Kautsky geprüft, sondern nur das betrübliche Eingeständnis gemacht, daß mit der Proletarisierung der Gebildeten dem Proletarier auch der letzte Ausweg verschlossen ist, um zu einer höheren Klasse aufzusteigen. Denn selbst den günstigen Fall angenommen, daß der Sohn des Proletariers auf der Hochschule studiert, so bleibt es doch nach Kautsky dabei, daß dem Proletarier, der mit der Verwertung seiner Kenntnisse nicht warten kann, dem keine Protektion zur Seite steht, mit seiner höheren Bildung nichts anzufangen vermag. Auch hier wird die Bildung nur vom krassen Nützlichkeitsstandpunkt aus gewürdigt, wobei die Schwarzmalerei der bestehenden Verhältnisse besonders ins Auge fällt, deren verhängnisvolle Wirkungen aber bezeichnenderweise nur in bezug auf den Proletarier von Kautsky in den Kreis seiner Erörterungen hineinbezogen werden.

Ganz im Gegensatz zu der ungünstigen Beurteilung der Gebildeten, die keine Zeit und keinen Antrieb mehr zum selbstlosen Suchen nach der Wahrheit, zum Streben nach dem Ideal besitzen, steht das Lichtbild, das ganz im Sinne des Dogmas uns Kautsky von den besonderen Fähigkeiten des Proletariats entwirft. Dem Verwerfungsurteil über die Gebildeten werden ausdrücklich auch die Männer der Kunst und Wissenschaft unterstellt. Der Sinn für das Streben nach allseitiger harmonischer Entwicklung ist bei ihnen nicht mehr zuhause. An ihre Stelle ist ein einseitiges Fachstudium getreten, wodurch Wissenschaft und Kunst zum Handwerk herabgesunken sind, für das das Gleiche gilt, was Sokrates allgemein über die banausischen Beschäftigungen sagt. Der philosophische Sinn ist vollends innerhalb dieser Schicht erstorben.

Ganz anders aber liegen die Verhältnisse nach Kautsky bei dem Arbeiter, der für die Zukunft die schönsten Hoffnungen erweckt. Die erste Folge der Eintönigkeit und Geistlosigkeit seiner Arbeit für den Proletarier ist die anscheinende Erörterung seines Geistes. Das gilt aber nur für den Augenblick. Später fühlt er sich, da für ihn Arbeiten nicht mit Leben gleichbedeutend ist,

zur Empörung gegen die überlange Arbeitszeit berufen. Sein Streben, die Arbeit soweit einzuschränken, daß Raum für das Leben bleibt, ist also durchaus berechtigt. Der Kampf um die Verkürzung der Arbeitszeit ist deshalb für das Proletariat im eminenten Sinne des Wortes eine ernste Kulturfrage. Dadurch, daß die Arbeit durch die Maschine ihres geistigen Inhalts entkleidet worden ist, werden die Geisteskräfte des Proletariers nicht wie bei andern Erwerbstätigen durch die Erwerbstätigkeit erschöpft. Um so mächtiger ist deshalb nach Kautsky der Drang des Proletariers nach Betätigung seines Geistes außerhalb der Arbeit. Eine der auffallendsten Erscheinungen der heutigen Gesellschaft ist deshalb der Wissensdurst des Proletariers. Nur wer unter Proletariern lebt, den Wert ihres Schrifttums und ihrer Presse im Vergleich zu Produktionen auf bürgerlicher Seite gerecht würdigt, wird sich ungefähr ein Bild von dem heißen Bildungstrieb des Proletariers machen können. Dieser Drang des Wissens ist dabei — wie Kautsky bewundernd hervorhebt — völlig interesselos, weil dem Arbeiter an der Maschine das Wissen nicht zu einer Einkommenserhöhung verhelfen kann. Wenn der Proletarier die Wahrheit sucht, so sucht er sie um ihrer selbst willen, nicht um eines materiellen Gewinnes halber. In der wundervollen Weite seines Blickes kommt diese Tatsache zum Ausdruck. Die schwierigsten Rätsel der Philosophie und der Methaphysik locken am meisten seinen unbezähmbaren Wissensdurst. Die ganze Gesellschaft, ja die ganze Welt will er in ihren tieferen Zusammenhängen erfassen. Macht aber nicht der Besitz des Wissens, sondern das Streben nach Wissen den Philosophen aus, so lebt nach Kautsky in dem verachteten, unwissenden Proletarier der Gegenwart der philosophische Geist der glänzenden Denker der athenischen Aristokratie wieder auf.

Hierbei wird von Kautsky schon als Feststellung etwas vorweggenommen, dessen Verwirklichung nach seinen eigenen Geständnissen gegenwärtig vollständig unmöglich ist. Denn der Proletarier, ohne Mittel, sich zu unterrichten, ohne Anleitung zum systematischen Studium, ohne genügende Muße, ist nach Kautsky gegenwärtig allen Zufällen und Hindernissen einer planlosen Selbstausbildung hilflos ausgesetzt; erst der Sieg des Sozialismus wird das Proletariat körperlich und geistig befreien, den durch die kapitalistische Produktionsweise geweckten Wissensdurst stillen, der Menschheit die Freiheit künstlerischer und wissenschaftlicher Betätigung und des edelsten Genusses bringen. Die harmonische Bildung, bisher nur ein Vorrecht weniger, wird zum Gemeingut aller Völker der Zivilisation; was für jene die Sklaven, werden für diese die Maschinen leisten (siehe Kautsky „Das Erfurter Programm, in seinem grundsätzlichen Teil erläutert", Stuttgart 1892, S. 50—56 und S. 172—175).

2.
Kritik.

Kautskys Ideen kranken gerade an der Weltfremdheit, die er seinen Gegnern zum Vorwurf macht. Kautsky hatte ja, wie wir gezeigt hatten, die Idealität der Gebildeten nur in der Zeit erblickt, in der sie sich in wirtschaftlich günstigen Verhältnissen befanden und sich den Luxus einer allerweltfernen ideellen Geisteshaltung leisten konnten, die angeblich später alle Klassengegensätze überwindet und Armut und Elend aus der Welt schaffen würde. Die kapitalistische Wirtschaft hatte aber nach Kautsky diesen leeren Spielereien ein ernstes Ende bereitet und die Abhängigkeit alles Geistigen vom Wirtschaftlichen überzeugend dargetan. Ganz entsprechend diesen Behauptungen entwirft uns nunmehr Kautsky von den Gebildeten mit Einschluß der Wissenschaftler und Künstler ein Bild, das an Einseitigkeit und Grellheit der Farbengebung nichts zu wünschen übrig läßt. Alle höheren geistigen Triebe sollen hier erstorben sein, nur noch das eiserne Bedürfnis der Kapitalistenklasse, Wissenschaftler in den Dienst reiner Wirtschaftszwecke zu stellen, soll Maß und Sinn der Bildung bestimmen. An Beweisen für diese weite Behauptung, die schon deshalb der Nachprüfbarkeit im Einzelnen widerstreitet, läßt es Kautsky bei diesen kategorischen Erklärungen vollständig fehlen. Der Geistesarbeiter soll dabei schon deshalb, weil er durch den Gang der kapitalistischen Wirtschaftsordnung in wirtschaftliche Bedrängnisse gerät, auf eine Stufe mit dem Proletarier zu stellen sein, von dem ihn nur seine Anmaßung und sein Bettelstolz unterscheidet.

Schwerlich kann die Abhängigmachung des Geistigen vom Wirtschaftlichen stärker hervortreten, als das hier bei Kautsky der Fall ist. Kautskys Beurteilung des Geistigen stimmt dabei noch im Jahre 1891 genau mit dem überein, was wir darüber im „Kommunistischen Manifest" aus dem Jahre 1847 lesen können, wo festgestellt wird, daß auch die geistige Arbeit innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zur Lohnarbeit geworden ist (s. Diehl, „Ausgewählte Lesestücke zum Studium der politischen Oekonomie", Bd. 12, Karlsruhe 1920, S. 93). Genau wie dort im Hintergrunde das Proletariat als der Erlöser der in Auflösung befindlichen kapitalistischen Wirtschaftsordnung erscheint, wird ihm auch von Kautsky eine besondere Mission im Kulturleben der Menschheit zugesprochen. Auffällig bleibt auch hier die starke Verallgemeinerung, der Kautsky zum Opfer fällt, wenn er ganz allgemein, ohne einzelne Arbeiter-Typen von einander zu unterscheiden, von der geisttötenden Wirkung der Maschinen spricht. Wird die Geistesarbeit nur von wirtschaftlichen Erwägungen her von Kautsky betrachtet, wird sogar die ideelle Auffassung der Wissenschaft in früheren Zeiten als lebensfremd abgestempelt, wird ferner die Not des Proletariats in der Gegenwart in grellen Farben dargestellt, so

bleibt es unerfindlich, wie die glänzenden Erwartungen Kautskys auf die geistige Kraft des Proletariats sich damit in Einklang bringen lassen, wenn eben die kapitalistische Wirtschaftsordnung zwangsläufig auch das Geistige vom Wirtschaftlichen abhängig macht. Ist dem Proletariat aber jede Möglichkeit zu seiner geistigen Fortbildung in der Gegenwart genommen, so bleibt es, selbst seine Anlagen zur Erfassung der höchsten geistigen Dinge vorausgesetzt, unerfindlich, wie sich diese Anlagen jemals entfalten und das Proletariat zur Erfüllung seiner zukunftsstaatlichen Kulturaufgaben reif machen sollen. Es ergibt sich also zwingend, daß diese Verherrlichung des Proletariats nur mit der Macht des sozialistischen Dogmas zu erklären ist, wobei selbst die ärgsten Widersprüche — Kautsky behauptet bekanntlich im Gegensatz zur Grundlage seines Werkes die Autonomie des Geisteslebens, die das Proletariat anerkennt — den Vertretern des Dogmas verschlossen bleiben.

Schließlich wollen wir noch darauf hindeuten, daß genau, wie auch bei Bebel, die Heroisierung des Proletariats und die Ehrfurcht vor seiner übergewaltigen Geisteskraft das Relief für die Kulturkritik der Gegenwart hergeben muß, wobei noch — denkbar unkritisch — diese Voraussagen über die Kulturkraft des Proletariats schon als unbestreitbare und unerschütterliche Feststellungen für die Gegenwart angesehen werden. Die Ausführungen Kautskys über das besondere philosophische Verständnis des Arbeiters ermangeln durchaus der Lebensnähe. Denn selbst heute noch ist, wie wir in den kommenden Abschnitten näher ausführen werden, das Weltbild des Arbeiters denkbar unphilosophisch, rein auf naturwissenschaftlicher Basis aufgebaut, und die kühnen Verbeugungen vor dem gesunden Geist des Proletariats erweisen sich vor dem Richterstuhl der Geschichte als durchaus verfehlt. Selbst die Schriften von Karl Marx, seinem großen Lehrer und Vorkämpfer, sind gerade dem Arbeiter, für den sie in erster Reihe bestimmt waren, in ihrer Originalfassung vollständig unbekannt geblieben. Hier besaß aber sogar der Arbeiter auf Grund seiner Schulung in sozialistischen Arbeiterschulen, auf Grund seiner Zugehörigkeit zu Gewerkschaften, die durch Vorträge auf wirtschaftlichem Gebiet seinen Horizont zu erweitern suchten, schließlich durch seine Stellung als Arbeiter mannigfache Anknüpfungspunkte. Kautskys Vermutungen von dem philosophischen Verständnis des Arbeiters entbehren also jeder realen Grundlage.

Bevor wir von Kautsky Abschied nehmen, wollen wir noch die Grundlage seiner Lehre, nämlich die These von der entseelenden Wirkung der Maschinenarbeit auf den Arbeiter und der dadurch sich für ihn ergebenden Notwendigkeit, außerhalb der Erwerbsarbeit sich geistig fortzubilden, einer näheren Untersuchung unterziehen. Das erweist sich deshalb als unbedingt erforderlich, weil diese Lehre von Kautsky die Grundlage abgibt zu seiner Be-

urteilung der geistigen Zustände innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Vorher einige informierende Allgemeinbetrachtungen. In der Beurteilung des Maschinenproblems in seiner seelischen Auswirkung auf den Arbeiter sind zwei Theorien streng voneinander zu unterscheiden: die Beseelungstheorie und die Entseelungstheorie. Die Beseelungstheorie geht davon aus, daß alle Aufmerksamkeit darauf zu richten ist, die schädigenden Wirkungen einer mechanischen Maschinenarbeit durch den Fortschritt der Technik allmählich auszugleichen und insbesondere bei der Betrachtung des Maschinenproblems niemals den Menschen zu vergessen. Die Entseelungstheorie ruht auf der Anschauung, daß die Maschine im allgemeinen den Geist des Arbeiters nicht in Anspruch nimmt, vielmehr, was in ihrem Wesen begründet liegt, die Maschinenarbeit sich immer geisttötender gestaltet. Einige Ausnahmen erfassen nur einen kleinen Teil der Arbeiter, einen Teil, der für die Gesamtzahl nicht ins Gewicht fällt. Beide Theorien können dabei in der Feststellung vorhandener Mißstände durchaus miteinander übereinstimmen. Auch wer z. B. an einen Ausgleich der geisttötenden Wirkung der Maschine auf den Menschen bedacht ist, kann doch zugestehen, wie sehr manche Maschinen die geistigen Kräfte des Arbeiters unberührt lassen. In seiner Deutung der geisttötenden Wirkung der Maschine — dieser Gedanke wird ganz allgemein streng von Kautsky festgehalten — steht er auf typisch marxistisch-sozialistischem Boden; die von ihm aufgestellten Behauptungen finden wir auch noch — um nur einiges zu nennen — etwa bei Johann Georg Vogt in seiner Schrift „Eine Welt- und Lebensanschauung für das Volk", 1892, bei August Bebel in seiner Veröffentlichung „Die Frau und der Sozialismus", bei Heinrich Schulz in seinem Referat auf dem Mannheimer Parteitag 1906 wieder (s. schon Friedrich Engels, „Dührings Umwälzung der Wissenschaft", 2. Aufl. 1886, S. 269 ff., Heinrich Schulz, „Mannheimer Parteitag 1906", S. 333 u. S. 340, Vogt, „Welt- und Lebensanschauung für das Volk", Leipzig 1892, S. 900).

Ein kurzer Blick auf die Stellung des Arbeiters zur Maschine belegt das Entscheidende. Zuerst hat er die Maschine im leidenschaftlichen Widerwillen gegen ihre geisttötende Wirkung gehaßt, sie zertrümmert, wo er sie fand, bis Karl Marx den Arbeiter — wie es treffend ein moderner Nationalökonom bezeichnet — „maschinenfromm" gemacht hat. Die Beurteilung der Maschine durch Marx ist es auch, die die Grundlage zur sozialistischen Stellungnahme zur Maschine überhaupt abgegeben hat. Karl Marx hatte in seinem gewaltigen Bildentwurf der kapitalistischen Wirtschaftsordnung bei schroffer Ablehnung der Lohnfondstheorie ebenso wie des ehernen Lohngesetzes von Ferdinand Lassalle seine Verelendungstheorie auf die Wirkungen der Maschine zurückgeführt. Die Maschine erschien dabei Marx innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung als ein geeignetes Mittel in der

Hand des Kapitals, die Arbeitskraft immer weiter auszubeuten, den Arbeiter in immer drückendere Abhängigkeit vom Unternehmer zu bringen und schließlich durch die Ermöglichung von Frauen- und Kinderarbeit lohndrückend zu wirken. Dabei hob Marx den geisttötenden Charakter der Maschinenarbeit gebührend hervor und sprach in scharfen Worten von der Maschine, die nicht nur dem Arbeiter, sondern auch dem Kapital seine Wege gebieterisch vorschreibt. Da die Maschine aber einen integrierenden Bestandteil der kapitalistischen Wirtschaftsordnung darstellt, bedeutet jede technische Verbesserung gleichzeitig eine Beschleunigung auf dem Wege zur sozialistischen Wirtschaft. Im ganzen genommen, ist Marx wohl von der geisttötenden Wirkung der Maschine überzeugt, gleichzeitig aber auch von ihrer positiven Wirkung zur Anbahnung des technischen Fortschritts. Ihre Nachteile sind dabei nicht zum wenigsten der verkehrten gegenwärtigen Gesellschaftsordnung zuzuschreiben, die durch die sozialistische Gesellschaft, in der der Arbeitstag durch die erhöhte Produktivität der Arbeit verkürzt und die Arbeit intensiver betrieben werden kann, beseitigt werden würden. Die Verkürzung des Arbeitstages gestattet nunmehr dem Arbeiter, sich den Aufgaben seiner geistigen Fortbildung zuzuwenden (s. für diese Einzelheiten die eingehende kritische Untersuchung des Maschinenproblems von Carl Ergang, Karlsruhe 1911; für uns kam in Frage das Kapitel „Marx", S. 110—123, davon insbesondere S. 119 ff.).

Hieraus wird uns erkennbar, wie sehr im Prinzip die Deutung des Maschinenproblems durch Kautsky mit der Ansicht von Karl Marx übereinstimmt. Auch Karl Marx erblickt in der Maschinenarbeit des Arbeiters in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung nur Erwerbs- und keine Berufsarbeit. Erst die Ueberwindung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung wird gerade mittels der Maschine dem Proletariat den Weg zu seinem geistigen Aufstieg ebnen. Die Spuren dieser Auslegung finden wir nunmehr deutlich wieder bei Vogt, Bebel und Heinrich Schulz vor. Man kann das Ergebnis unserer Erörterungen über die sozialistische Maschinenbeurteilung somit kurz im folgenden zusammenfassen: Die Entseelung des Arbeiters durch die Maschine wird in dreierlei Beziehung wieder wettgemacht. Die Maschine stellt erstens eine Notwendigkeit innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung dar. Zweitens führen ihre Auswirkungen in konsequenter Weiterverfolgung schließlich zum Sozialismus. Und drittens gestattet der ungeahnte technische Fortschritt im sozialistischen Zukunftsstaat eine erhebliche Arbeitszeitverkürzung, die den Weg für ein menschenwürdiges Dasein des Protelariats frei macht. Wie sehr Bebel vom Boden von Karl Marx aus die von ihm gegebenen Anregungen weiterverfolgt und den glänzenden Wirtschaftsaufschwung im sozialistischen Zukunftsstaat in unvergleichlicher Farbenpracht uns vor Augen gestellt hat, können wir hier, wo es uns nur um das Prinzipielle der

Frage in ihrer Beziehung zur Weiterbildung des Arbeiters zu tun ist, nicht weiter verfolgen. Marx' Maschinenbeurteilung ist — dieser Hinweis erscheint uns zweckmäßig — aus den Verhältnissen einer Zeit begreiflich, in der die maschinelle Wunderwirkung den Blick für den Arbeiter an der Maschine vollständig verdunkelt. Die technische Entwicklung in den folgenden Jahrzehnten konnte selbst ein Marx in ihrem Umfange kaum erahnen.

Der Lehre von der entseelenden Wirkung der Maschine steht die Lehre von ihrer vergeistigenden Kraft schon in den Anfängen der Maschinenentwicklung in Deutschland gegenüber. Sie ist in Deutschland bereits überaus geistvoll von Schulze-Delitzsch in seinem Vortrag über „Arbeit und Bildung" entwickelt worden, wenn er dort den geradezu revolutionären Gedanken äußert, daß nur der wirklich gebildete Arbeiter dem technischen Fortschritt dient, und wenn er von der Vergeistigung der Arbeiter spricht, die sich dadurch ergibt, daß die Bildung als Arbeitsmittel als das unentbehrliche Werkzeug des Arbeiters auftritt (s. Hermann Schulze-Delitzsch, „Schriften und Reden", Berlin 1910, Vortrag Arbeit und Bildung, 1861, S. 4—11). Heinrich Mangoldt hat dann 1868 in seiner „Volkswirtschaftslehre" diese Gedankengänge von Schulze-Delitzsch weiter ausgebaut. Er hebt hervor, daß das rein Mechanische bei den meisten Arbeiten eine große Rolle spielt. auch wenn keine Maschine dabei ist. Er erinnert dafür u. a. an das Registrieren ein- und ausgegangener Aktenstücke, das Ausschreiben von Steuerzetteln, die Ausfüllung von Konskriptionslisten. Betätigungen, welche den Geist nur wenig befruchten. Ein Vergleich des heutigen Mühlknappen, der in einer durch Dampf getriebenen Mühle arbeitet, mit einem antiken Sklaven, der das Getreide im Mörser zerstampft, zeigt etwa, wie unrichtig es ist, allgemein von der Geistlosigkeit der Maschinenarbeit zu sprechen. Gerade das Fehlen der Maschine würde viele Menschen zu Werkzeugen erniedrigen. Die Tatsache sehr mechanischer Arbeiten an der Maschine ist zuzugestehen; dabei sei aber nicht vergessen, daß sie sich zudem noch mit dem Fortschritt der Technik immer mehr verringern werden.

Diese Gedankengänge haben in der Folgezeit tief Wurzel geschlagen und finden sich wieder in eingehenderer, vertiefter Darstellung bei den bedeutendsten Nationalökonomen der folgenden Jahrzehnte. Wir erinnern hier nur daran, wie Männer verschiedenster Ideenrichtungen von den siebziger Jahren an auf die Ausschaltung der mechanischen Wirkungen der Maschine hingewirkt und scharfsinnig betont haben, wie der deutsche Wirtschaftsaufschwung ohne den hochwertigen deutschen Arbeiterstand überhaupt nicht denkbar gewesen wäre. Schon in einer Broschüre aus dem Jahre 1900 „Ein Blick auf den wirtschaftlichen Aufschwung am Ende des neunzehnten Jahrhunderts" wird hervor-

gehoben, wie der Wert der Arbeit sich durch die Intelligenz des Arbeiters unstreitig erhöht und sie eine jener sicheren Kapitalsanlagen darstelle, aus der noch kommende Generationen reichlich Zinsen ziehen werden. Der Entwicklungsgang der neueren Industrie hat danach gezeigt, wie richtige und verständige Kombinationen und ausgeprägter Handelssinn immer mehr die bloße Muskelanstrengung ersetzen und wie dieser Vergeistigungsprozeß der Arbeit auch auf die Arbeiter seine wohltätigen Wirkungen erstreckt (s. Dr. Max Wittenberg, „Ein Blick auf den wirtschaftlichen Aufschwung am Ende des 19. Jahrhunderts", Berlin 1900, u. a. S. 14 und 15).

Adolf Weber hat in seiner umfassenden Untersuchung „Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit" darauf aufmerksam gemacht, daß Geschicklichkeit der Hand und Mitwirken des Geistes bei der Arbeit nicht ohne weiteres gleichgestellt werden können. Es bedarf der Betonung, daß die Maschinen eine größere Anspannung der geistigen Fähigkeiten ermöglicht haben, der gleichzeitig eine Entlastung von mechanischer Arbeit parallel lief. Einige Vergleiche mögen das beleuchten. In der Stanzabteilung werden, wie Adolf Weber darlegt, durch die Pressen, für deren Bedienung die Kraft eines jungen Mädchens schon ausreicht, täglich tausende von Arbeitsstücken aus Blechtafeln zugeschnitten, gepreßt und gebogen. Schon ein Augenblick der Unaufmerksamkeit kann eine Zerquetschung der Hand durch den ständig niedersausenden Stempel zur Folge haben. Zu beachten bleibt, wie sehr das Arbeiten an der Maschine den Willen ausbildet, die geistige Konzentrationsfähigkeit stärkt und dem Denken des Arbeiters neue Nahrung zuführt. Die bedenklichen Wirkungen der Monotonie des Arbeitsprozesses werden dabei von Adolf Weber keineswegs verkannt (s. Adolf Weber, „Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit", Tübingen 1910, S. 25—32).

Entsprechende Gedankengänge finden wir bei Friedrich Naumann in seinem Vortrage „Persönlichkeit und moderner Großbetrieb", bei Pfarrer Traub in seiner Schrift über „Ethik und Kapitalismus", bei Karl Helfferich „Deutschlands Volkswohlstand von 1888 bis 1913". Alle diese Autoren sind sich, soweit auch im einzelnen ihr Standpunkt voneinander abweicht, doch darin einig, daß nach ihnen der Mechanisierung der Maschinenarbeit mit allen Kräften entgegenzuwirken und die stärkste Aufmerksamkeit auf die Vergeistigungsmöglichkeit der Maschinenarbeit zu wenden ist. Dabei haben diese Kenner des Wirtschaftslebens keineswegs die möglichen Gefahren der Maschinenarbeit übersehen. Besonders beachtlich erscheint bei allen Anhängern der Beseelungstheorie der Maschine die starke Hervorhebung des Gedankens, daß die geistige Schulung des Arbeiters an seine Arbeitsbetätigung anzuknüpfen hat. Diese Theorien stehen also im schärfsten Gegensatz zu der sozialistischen Entseelungstheorie der Maschinen,

wonach der Arbeiter nur außerhalb seiner niederdrückenden Erwerbsarbeit den Weg zur geistigen Fortbildung sich zu bahnen vermag, ja wonach sogar — wie wir es bei Kautsky lesen können — erst die Maschinenarbeit, die die Kräfte des Arbeiters nicht aufbraucht, die Basis zu der gewaltigen Entwicklung seiner Geisteskräfte abgeben soll, ganz anders als bei sonstigen Berufstätigen, deren Geisteskraft bei Ausübung ihrer Beschäftigung voll angespannt werden muß.

Das Bild des durch die Maschine entlasteten Arbeiters, der im Zukunftsstaate durch die ihm zur Verfügung stehende Freizeit nach jeder Richtung hin seine reichen Gaben zur Entfaltung bringen könne, gibt dabei, wie wir bereits gesehen haben, Kautsky das Relief ab für seine schroffe Haltung gegenüber den Bildungsverhältnissen der Gegenwart. Es ist somit von höchster Wichtigkeit, die Grundlage seiner Auffassungen für ihre kritische Haltbarkeit hin zu untersuchen. Bevor wir unsere Betrachtungen hierüber fortsetzen, mögen einzelne Bemerkungen von Geisteskoryphäen, die wir in dem Buche von Weyrauch „Die Technik" angeführt finden, zeigen, in wie weitem Maße die Vorstellungen von der entseelenden Wirkung der Maschine auf den Arbeiter auch außerhalb sozialistischer Kreise Verbreitung gefunden haben. Gerade der Mensch, dessen Wirksamkeit abhängig ist von der Idealität seiner Einstellung, wird diese Tatsache besonders bitter empfinden. Ruskin berichtet von dem erniedrigenden Gefühl, das die Maschinenarbeit notwendig im Arbeiter zurückläßt. Friedrich Nietzsche, der die Gehetztheit des modernen Wirtschaftslebens in seiner ganzen Widerwärtigkeit den Zeitgenossen vor Augen führt, stellt fest, wie die Maschine, das Erzeugnis höchster Denkkraft, bei den Personen, die sie bedienen, nur die niederen gedankenlosen Kräfte in Bewegung setzt. Jacob Burckhardt gar meint, daß kein Despotentum des Orients auch nur im entferntesten einen Vergleich mit der Versklavung des Menschen durch die Tyrannei des Dollars und der Maschine gestattet. Und Keyserling schildert uns anschaulich, wie die Macht des Mechanischen ihm erschütternd in Chicago entgegengetreten ist, eine Macht, bei der das Werkzeug den Menschen knechtet und das Mechanisierbare über das Leben triumphiert (s. Robert Weyrauch, „Die Technik", Stuttgart und Berlin 1922, S. 208 ff.).

Angesichts der scharfsichtigen Beurteilung des Maschinenproblems durch geniale Wirtschaftsrealisten wie Karl Marx und Friedrich Engels und feinsinnige Kulturpropheten erscheint es fast gewagt, die Frage nach der Vergeistigung der Maschinenarbeit durch den Fortschritt der technischen Entwicklung aufzuwerfen. Wir wollen dieses Problem allgemein prüfen, indem wir fragen, ob von einer Steigerung der Anforderungen an die in der Industrie Beschäftigten gesprochen werden darf. Ist nämlich die Frage nach der Vergeistigung der Maschinenarbeit zu bejahen, so erweist

sich das Dogma von der notwendigerweise entseelenden Wirkung der Maschine als irrig. Schon auf den ersten Blick leuchtet, wie man sagen kann, die überragende Stellung ein, die der Unternehmer innerhalb der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung einnimmt. Gerade die moderne nationalökonomische Forschung hat nachdrücklich auf diese Tatsachen aufmerksam gemacht. Wir denken hier insbesondere an die hierüber von Julius Wolf und Friedrich v. Gottl vorgenommenen Untersuchungen. Julius Wolf unterschied schon 1892 in seiner Schrift „Sozialismus und kapitalistische Wirtschaftsordnung" wirtschaftliche Arbeit scharf als exekutive, dispositive und schöpferische Arbeit voneinander, eine Unterscheidung, die nach Wolf schon in der Sprache gemacht wird, wenn man von Arbeitskraft, Talent und Genie spricht. Diese verschiedenen Arbeiten sind, wie Wolf darlegt, struktuell voneinander verschieden. Die Leistung der schöpferischen Arbeit liegt dabei, wie er aufzeigt, in der Idee, die der exekutiven im Zugriff, die dispositive setzt beide Arbeitsarten in organische Verbindung. Selbst eine Vielheit exekutiver Arbeiter schafft ebenso wenig dispositive Arbeit wie eine noch so große Menge dispositiver Arbeiter Erfinderleistungen zustande bringt. Die Aufgaben des Unternehmers haben sich durch die Kompliziertheit der Verhältnisse sehr erschwert. Er muß die Produktionsfaktoren organisch miteinander in Verbindung bringen, sie für die kapitalistische Volkswirtschaft in ihren Erfordernissen brauchbar gestalten und schließlich darauf bedacht sein, daß durch den Ueberschuß der Leistung über die Kosten Einkommen entsteht. Nur der Unternehmer als Könner, der sich in seinen Beziehungen zum Warenmarkt als Käufer des Roh- und Hilfsstoffs zu angemessenen Preisen, in richtiger Qualität usw. wie als Verkäufer seines Produktes bewährt, in kaufmännischer Beherrschung technischer Probleme seinen Mann steht und schließlich in der Frage der Kapitalsbeschaffung nicht versagt, wird aller an ihn herantretenden Schwierigkeiten Herr werden (s. Julius Wolf, „Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft", Leipzig 1912, S. 44 ff. und 60 ff.)

Friedrich von Gottl hat diese Zusammenhänge besonders eindringlich beleuchtet. In seiner Schrift „Wirtschaft und Wissenschaft" macht v. Gottl darauf aufmerksam, wie der allgemein übliche Ausdruck „Kapital und Arbeit" zu bedenklichen Mißverständnissen Anlaß gibt, weil er ganz im Sinne des Marxismus den Unternehmer-Organisator gänzlich mit dem Unternehmer-Kapitalisten zudeckt, dann aber auch die entlohnte Arbeit im Betrieb mit dem entlohnten Wirken am Betrieb, mit der Gestaltung überhaupt, verquickt, bis zur abwegigen Illusion einer Vollarbeit, die als solche dem Kapital voll berechtigt gegenübersteht. Durch die zunehmende Maschinisierung ist — um nur auf den Punkt einzugehen, der im Rahmen unserer Untersuchung Aufmerksamkeit heischt — die strukturmäßige Sonderung zwischen der Arbeit des

Unternehmers und derjenigen des Arbeiters noch verschärft worden. v. Gottl unterscheidet hier gestaltendes Wirken vom betriebsfüllenden gleich betriebsgerechten Arbeiten. Gestalten ist nach Gottl gleich Zusammenordnen zu Dauer und Bestand, mit Organisation nur im vertieften Sinn gleichbedeutend, und zwar im Sinne einer reifen Theorie, die, wie es v. Gottl glücklich formuliert, entscheidend den Blick auf das Wirtschaftsschicksal der Menschen und ihrer Gesamtheiten lenkt. Gestaltendes Handeln erschöpft sich nicht in einem Planen, ebenso wenig wie Gestalten nur eitel Disposition, organisatorischen Befehl darstellt. Gestaltendes Handeln umfaßt zugleich Plan und Verfügung.

Gestaltendes Handeln ist nach Gottl weit fern aller Alltagsarbeit, hebt sich streng ab vom platten, in ebenmäßiger Wiederkehr hinrollenden Alltag. Wirtschaftsgestaltendes Handeln ist ein Handeln, das ordnend in massenhaftes Handeln eingreift, über Menschenschicksale gebietet, in Gebilden wie in Lebensformen Neues schafft. Arbeit im üblichen Wortsinn ist dagegen ein nützliches, aber mühseliges Tun, das in seinen Erfolgen gleichen Schritt mit dem Zeitverlauf hält. Man spricht deshalb, wie v. Gottl treffend hervorhebt, bezeichnenderweise von Arbeit, Arbeitszeit, Arbeitstag, aber nicht von Wirkenszeit, Wirkenstag usw. Dem gestaltenden Handeln bleiben diese Vorstellungen fremd. Selbst wenn es an die Einhaltung bestimmter Fristen gebunden ist, läßt sich der Erfolg dieses Handelns niemals mit der Elle der Zeit messen. In vorbildlicher Weise ist beim selbständigen Bauern und Handwerker gestaltendes Wirken und betriebsfüllende Verrichtung miteinander verbunden. Sehr abgeschwächt gilt schon diese Personalunion für den gelernten und angelernten Arbeiter. Beim Taylorsystem kann von einer Verbindung zwischen gestaltendem Wirken und betriebsfüllender Arbeit überhaupt keine Rede mehr sein. Betriebsgerechtes oder auch betriebsfüllendes Handeln ist somit ein solches Handeln, das den Betrieb mit seiner ganzen Eigenart bejaht, indem es selbst an ihn gebunden ist und in steter Wiederholung verläuft, d. h. es bedeutet vollständige Abhängigkeit von der Gestaltung des Betriebes und gänzliche Unselbständigkeit des Arbeiters. Es ist durchaus bruchstückhaft und entleiht seinen Sinn nur der Wirkungsfolge, mit der zugleich der Betrieb in Gang steht. Die Arbeit des Arbeiters an der Maschine gleicht somit nach Gottls treffendem Bilde dem Rade, das sich blindlings im Betriebe dreht. Die Mühseligkeit der Arbeit, die freudlos macht, die Betriebsgebundenheit, das Entbehren des krönenden Erfolges, das Zeitmaß in der Arbeit sind somit eine charakteristische Eigentümlichkeit der Arbeit an der Maschine. Der Riß zwischen Gestaltung und Vollzug des Handelns, wobei das vollziehende Handeln dem Drill und der Schablone unterworfen ist, hat sich somit immer mehr vergrößert.

Die Frage, wie sich das Verhängnisvolle dieser Lage auflockern könnte, ist, wie v. Gottl weiter darlegt, praktisch falsch gestellt. Der heutige Wirtschaftsstil, der auf der Tatsache großbetrieblich-maschineller Fabrikation aufbaut, kann nicht grundsätzlich in eine andere Wirtschaftsverfassung hinüberwechseln; denn dieser Wirtschaftsstil ist — eine bedeutungsvolle Feststellung — organisch mit der Daseinsform der westlichen Kulturvölker verbunden, ist gegeben durch die vielmillionenfache Ueberhöhung der Bevölkerungszahlen. Jeder Wirtschaftsstil erfordert aber seine bestimmte Technik. Auch ein Wandel der Gesinnung kann diese Verhältnisse nicht ändern, nicht etwa die anheimelnden Formen mittelalterlicher Wirtschaftsführung in die Gegenwart hinüberretten, nur die Erziehung zur Gemeinschaft kann die hier vorliegenden Mißstände mildern. Bei aller Hervorhebung der strukturhaften Verschiedenheit zwischen gestaltendem Wirken und betriebsfüllendem Handeln hat Friedrich von Gottl doch die Möglichkeit betont, daß ein Umschwung zur Reife der Maschinentechnik einsetzt, durch den alles rein Mechanische zur Bedienung der Maschine ausgemerzt wird und der Mensch bei dieser Bedienung aus einer „maschinen-beherrschten" zu einer „maschinenbeherrschenden" Tätigkeit aufsteigt und daß die technisch höher entwickelte Maschine nicht mehr den menschlichen Sklaven neben sich, sondern ihren denkenden und erfahrenen Beherrscher erfordert (s. Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld „Archiv für Sozialwissenschaft" 1923, Band 50, den Aufsatz „Die Arbeit als Tatbestand des Wirtschaftslebens", S. 289 bis 323, besonders Seite 293, 297, 304, 307, 316, 320 ff., weiter Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld, „Wirtschaft und Wissenschaft", Jena 1931, besonders S. 1059, 1094, 1069, ferner von Gottl-Ottlilienfeld, „Wirtschaft und Technik", S. 155, und schließlich Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik 1919, insbesondere S. 158—161).

Aus diesen Ausführungen ist schon erkennbar, wie sehr die Arbeit des Unternehmers in den letzten Jahrzehnten eine Vergeistigung erfahren hat. Die Industriepädagogik, die das Wesen des industriellen Menschen nach seinen geistigen und wirtschaftlichen Auswirkungen in ihren inneren Zusammenhängen zu deuten bemüht ist, hat uns die Tatsachen, die nach außen diese Wandlung kundtun, angegeben. In einer hier grundlegenden Schrift ist Dominik Schausberger diesen Fragen nachgegangen. Ueberaus instruktiv erscheint uns seine Feststellung, daß von einer Vergeistigung der industriellen Arbeit nur dann die Rede sein darf, wenn sie sich ebenso wie auf die Unternehmer auch auf die Angestellten und schließlich auch die Arbeiter erstreckt. Sofern das nicht der Fall ist, würde der Abstand zwischen den Kategorien der verschiedenen Beschäftigten sich immer mehr erweitern und nicht das Gefühl innerer Betriebsverbundenheit erwachsen können, das eben nur an die Tatsache der Vergeistigung der einzelnen Tä-

tigkeiten sinnvoll anzuknüpfen vermag. Die Industriellen sind, wie Schausberger darlegt, im Gegensatz zu früher zu einem erheblichen Teil Absolventen von Hochschulfakultäten, ob sie sich nun mehr mit technischen oder juristischen, nationalökonomischen oder naturwissenschaftlichen Problemen befaßt haben. Bei den übrigen Leitern von Unternehmungen, z. B. Direktoren und Geschäftsführern von Gesellschaftsunternehmungen, liegen diese Verhältnisse ähnlich.

Die Tatsache der Vergeistigung der Arbeit im modernen Fabrikbetrieb hebt natürlich nicht ihre Strukturverschiedenheit auf, nur daß der Arbeiter, der Angestellte, der Fabrikdirektor, die alle natürlich nur innerhalb der ihnen gezogenen Grenzen von diesen Vergeistigungserscheinungen berührt werden, damit auch angeregt werden, über sich hinaus zu denken und dadurch für die besonderen Werte der von jeder Schicht geleisteten Arbeit leichter Verständnis zu gewinnen. Unter den Angestellten ist eine weit fortgeschrittene Vorbildung heute bereits die Regel. Man brauchte sich etwa nur zu vergegenwärtigen, wie viele von ihnen irgendeine Mittelschule oder höhere Fachschule besucht oder gar an den Hochschulen studiert haben. Eine Statistik, die aus Amerika stammt, mag die hier vorhandene Wandlung auch nach anderer Richtung hin belegen. An ihr wird erkennbar, wie sehr sich die Zahl der vorwiegend geistig beschäftigten Angestelltenschaft im Vergleich zur handtätigen Arbeiterschaft vergrößert hat. Nach dem amtlichen Zensus entfielen, wie Schausberger aufzeigt, in Amerika

im Jahre 1899 auf 1000 Arbeiter 63 Angestellte,
im Jahre 1909 auf 1000 Arbeiter 103 Angestellte,
im Jahre 1919 auf 1000 Arbeiter 161 Angestellte,

es kamen also

im Jahre 1899 auf 1 Angestellten 16 Arbeiter,
im Jahre 1909 auf 1 Angestellten 10 Arbeiter,
im Jahre 1919 auf 1 Angestellten 6 Arbeiter.

Die gleiche Entwicklung weist Schausberger auch für die Verhältnisse in Deutschland an Hand der Berufszählung im Jahre 1907 und 1925 nach. Auch in der Tschechoslowakei hat sich, wie Schausberger zeigt, die Entwicklung in diesem Sinne vollzogen. Aus diesen Vergeistigungserscheinungen ergibt sich eine Versachlichung der industriellen Erzeugung. Der Techniker, Konstrukteur, Organisator, Kaufmann oder Verwaltungsbeamte ersetzt im Laufe der Zeit immer mehr den industriellen Arbeiter.

Demgegenüber bleibt zu prüfen, ob es zutrifft, wenn man ganz allgemein behauptet, daß durch die Maschinisierung und Mechanisierung der Arbeiter selbst zu einer Maschine, zu einem Automaten herabsinken muß. Die der industriellen Arbeit gemachten Vorwürfe, sie führe zur Naturentfremdung und zur Stückhaftigkeit, sind nach Schausberger berechtigt. Damit darf sie aber noch nicht als geistlos bezeichnet werden, weil gerade die Teile an ihr,

die „geistlos“ durchführbar sind, nach Schausberger immer mehr an sachliche Arbeitsmittel, an mechanische Apparaturen abgegeben werden. Die Ueberweisung gewisser Arbeitsverrichtungen an unpersönliche Arbeitsmittel, die einen Teil der geistigen Funktion des Arbeiters an sich ziehen, stellt aber auch hinsichtlich der Verstandestätigkeit, der Erfindungsgabe, der kombinatorischen Fähigkeiten und der Willensbildung neue, fruchtbare Anforderungen an den arbeitenden Menschen. Im Gegensatz zur bäuerlichen Arbeit, die, soweit sie nicht maschinell betrieben wird, im großen und ganzen heute wie vor Jahrhunderten die gleichen Anforderungen stellt, ist die industrielle Arbeit fortwährend gewaltigen Veränderungen und Anforderungssteigerungen unterworfen gewesen. Ein Handwebstuhl vor 150 Jahren, wo der Arbeiter noch selbst durch Treten die Antriebskraft bildet, ist etwas ganz anderes als eine modern ausgestattete automatisierte Weberei, wo ein Arbeiter schon bis zu 60 Webstühlen beaufsichtigen kann. Das gleiche lehrt ein Vergleich eines alten Spinnrockens mit einer modernen Spinnmaschine. Diese Entwicklung liegt, wie Schausberger ausführt, in dem Zuge zur Ganzautomatisierung der industriellen Erzeugung. Die Motorisierung entlastet die körperliche Mitarbeit des Menschen, erhöht aber die an ihn zu stellenden geistigen Anforderungen, weil eine Wartung und Beaufsichtigung von Maschinenkomplexen nur bei gediegenen, umfassenden Fachkenntnissen und einem tieferen Verständnis für den maschinellen Gang überhaupt möglich ist. Man spricht viel und gern von der entgeistigenden Wirkung der industriellen Arbeit, selten aber von der oft wirklich erschreckenden Geistlosigkeit der Tätigkeit von Staatsbeamten. Hier finden wir bei Schausberger ganz ähnliche Erwägungen wie bei Adolf Weber in „Kapital und Arbeit“. Das Briefeeinschreiben oder Markenkleben bei der Post, das Weichenstellen oder Fahrkartenlochen bei der Eisenbahn, das Verbuchen von Steuerzahlungen bei Steuerämtern sind Arbeiten von erschreckender Eintönigkeit und Geistlosigkeit. Wer hätte aber deshalb dem Staate solche Vorwürfe gemacht, wie sie schnell gegen die Industrie erhoben zu werden pflegen. Das Eindringen der verschiedensten Wissenschaftsgebiete in die industrielle Produktion läßt eine optimistische Beurteilung dieses Einflusses hinsichtlich der Vergeistigung der gesamten industriellen Beschäftigungen zu. Gewiß ist der Industriearbeiter nicht mehr in der glücklichen Lage wie einst der handwerkliche Arbeiter, der mit Stolz von seinem Werk sprechen durfte. Aber auch der heutige Industriearbeiter darf sich noch mit gutem Grund und berechtigtem Stolz als einen Maschinen-werker bezeichnen. Die größere Materialverantwortung, die Steigerung der Unfallsgefahr, die Verantwortung gegenüber den Mitarbeitern, die Abgestimmtheit der Arbeit aufeinander sind Dinge, die auch die Geisteskräfte des Arbeiters voll in Anspruch nehmen können. Auch in anderer Hinsicht erweist sich aber der

wohltätige Einfluß der Industriearbeit, erst in ihr lernt der Mensch sachliches Denken, erst durch sie wird offenbar, wie wenig in der gegenwärtigen Arbeitskultur weltanschauliche Bildungstendenzen hochideeller Art am Platze sind, die von der Arbeitswelt vollständig abstrahieren. Gerade innerhalb der modernen Industrie tritt die Macht des Geistes imponierend hervor, so daß jedem ihrer denkenden Mitarbeiter von der Spitze bis auf die Basis hier der innere Zusammenhang innerer und äußerer Güter einzuleuchten vermag. Die Biographien moderner Industrieführer zeigen, wie ihnen Geist und nicht Geld als das beste Betriebskapital erscheint. Die übliche Gegenüberstellung ideeller Bauerngesinnung und materieller Arbeitereinstellung krankt an bedenklicher Einseitigkeit, die die grundsätzlichen Uebereinstimmungen der Menschennatur verkennt. Gerade weil die industrielle Arbeit in vielfacher Beziehung eine schwere Bedrohung der menschlichen Persönlichkeit in sich schließen kann, kann sich hier am ehesten Charakterstärke bewähren. Die Arbeit als ureigenste Menschenbestimmung soll auch in der Industrie aus innerem Antriebe ausgeführt werden. Gerade weil die Arbeitsteilung und Arbeitsverkettung die unumgängliche Grundlage der industriellen Erzeugung bildet. wäre es widersinnig, die zu einer Arbeitsaufgabe vereinten Menschen auseinanderzureißen. Deshalb drängt die Entwicklung zur Bildung einer industriellen Arbeitsgemeinschaft, die auf der auf die gemeinsame Aufgabe gerichteten Zusammenarbeit aller am gleichen Werke Beschäftigten beruht (s. Dominik Schausberger. „Der industrielle Mensch und seine Erziehung", Reichenberg 1931. S. 51 ff., 57 f., 59 ff., 67).

Zusammenfassend darf man also, sofern wir Schausberger richtig interpretieren, sagen, daß man auch die industrielle Arbeit nach qualitativen Gesichtspunkten hin zu betrachten vermag, wobei die Idee einer Werkgemeinschaft auf der tieferen Erkenntnis der Arbeitsbetätigung der verschiedenen, in der Industrie beschäftigten Schichten aufbauen kann. Nur der Arbeiter, der nach dem Sinn der Fabrik, nur der Unternehmer, der nach den menschlichen Qualitäten im Arbeiter, nur der Angestellte, der nach seiner Stellung zwischen Arbeiter und Unternehmer fragt, wird einen Stein zu dem Bau einer Werkgemeinschaft beitragen. Auch die industrielle Arbeit darf nicht isoliert, sondern nur nach den prinzipiellen Wandlungen, die alle Arbeitsbetätigungen in der Gegenwart erfahren haben, beurteilt werden. Auch für die industrielle Arbeit gelten die allgemeinen Kulturforderungen der Arbeit, die das Leben des Menschen mit inneren Werten erfüllen und den Anknüpfungspunkt für die Schulung seiner geistigen Kräfte darstellen soll. Bei einer realen Betrachtung liegt dabei zu Pessimismus keinerlei Anlaß vor, weil die Vergeistigung der industriellen Arbeit, unabhängig von ihren unausgleichbaren Strukturverschiedenheiten, innerhalb der ihr gezogenen Grenzen sich in

gleicher Weise für den Arbeiter, für den Angestellten und schließlich für den Unternehmer feststellen läßt. Auch bei bescheidenster Einschätzung dieser Entwicklungslinien ist doch ständig ein Fortschreiten auf diesem Wege nachweisbar. Somit läßt sich feststellen, daß der von Kautsky aufgestellten Behauptung der fortschreitenden Entseelung des Arbeiters durch die Maschine in dieser scharfen Formulierung keineswegs beizustimmen ist, vielmehr schon bisher sie in durchaus anderem Sinne zu wirken vermocht hat.

Kautsky hatte, wie wir oben feststellten, behauptet, daß die geistige Fortbildung des Arbeiters sich nur außerhalb seiner Arbeitsstätte vollziehen könne. An Hand weniger Urteile bedeutender Pädagogen der Gegenwart, die sich tiefer mit den Fragen der Arbeiterbildung befaßten, wollen wir nunmehr zu ermitteln suchen, ob tatsächlich die Entwicklung in der von Kautsky vermuteten Weise verlaufen ist. Eine Darstellung im einzelnen liegt uns dabei ganz fern; nur auf die Tendenz der hier vorliegenden Bestrebungen kommt es uns an. Theodor Bäuerle, der sich um die Aufhellung dieser Probleme besonders verdient gemacht hat, stellt den Sachverhalt der Entwurzelung des Arbeiters in den Mittelpunkt seiner pädagogischen Erwägungen. Sie war, wie er zeigt, dadurch gegeben, daß seine Arbeitskraft dem Unternehmer häufig nur als Ware galt, durch die weite Entfernung zwischen Wohn- und Arbeitsstätte das Familienleben litt, schließlich unter der Naturentfremdung, der Unstetigkeit seines Lebens, dem Mangel an Sicherheit seiner Existenz tief und unbarmherzig in sein Schicksal eingeschnitten wurde. Eine echte Arbeiterbildungsarbeit muß am Menschen orientiert sein, muß sich in Abkehr von dem bisher innerhalb der Arbeiterbewegung auch vorhandenen Materialismus vollziehen, muß das Wissen als einen hohen, aber nicht den letzten Wert betrachten, weil alles darauf ankommt, zu welchem Zweck man etwas weiß, darf insbesondere den Arbeiter nicht vom Volke isolieren. Schließlich gilt es, ihn mit neuem Berufsbewußtsein zu erfüllen, das aber nur dort, wo Verantwortlichkeit möglich ist, sich entwickeln kann. Ferner sind Veranstaltungen zur Heranbildung von Betriebsräten keine allgemeine Bildungsangelegenheit, sondern eine Sonderangelegenheit der Gewerkschaften, die aber auch nicht ohne enge Fühlungnahme mit Vertretern des Volksbildungsgedankens vorgenommen werden sollte. Als dringend erforderlich erweist es sich, eine Berufskunde des Arbeiters in der Form einer allgemeinen Wirtschaftskunde einzurichten, die die örtlichen und besonderen Betriebsverhältnisse berücksichtigt, Berufs- und Wirtschaftsethik lehrt, in die Technik und ihre Probleme einführt, wobei der Frage, in wessen Dienst die Technik steht, besondere Bedeutung zukäme. Ohne auf die im einzelnen zur Durchführung dieser Gedanken von Bäuerle gemachten Vorschläge einzugehen, wird doch aus dieser kurzen Darlegung schon

ersichtlich, wie nach ihm nur in engster Anknüpfung an die Arbeitsstätte und die Arbeitsbetätigung jede echte Arbeiterfortbildung durchzuführen ist (s. Bäuerle, „Arbeiterbildung", Berlin 1924, S. 12 ff., 23 ff., 29).

In einem Aufsatz über „Berufsbildung und Allgemeinbildung" macht Eduard Spranger darauf aufmerksam, daß eine Berufsschule, die sich nur auf eine Abrichtung für bestimmte und begrenzte Berufsleistungen beschränken wollte, mit Recht den Vorwurf banausischer Geistesartung erführe. Es sei selbstverständlich, daß sie weit über diese enge Grenze hinaus formale Berufsbildung zu erstreben hätte, die die Gesamtheit der grundlegenden Fertigkeiten, Charaktereigenschaften und Geisteskräfte klarlegte, die in der betreffenden Gruppe nahe verwandter Berufe vorauszusetzen seien. Schließlich hätten die Berufsschulen im Sinne einer breiten Kulturbildung allgemeine Menschenbildung zu erstreben, um charakteristische und geschlossene Bildungstypen darzustellen. Jede dieser Berufsschulen muß deshalb um die ganz besondere Psychologie, Ethik, Theorie und Praxis des Berufes eine neue Form der Allgemeinbildung lagern. Ihre Lehrkräfte müssen neben ihrer Fachkenntnis und ihrem Berufskönnen auch ein reiches Kulturbewußtsein mit vollem Menschentum verbinden. Es ist dabei die große Mission der Berufsschule, den Wert des Geistigen, das erst dem Leben seinen vertieften Wert gibt, gerade von ihrer Seite aus ins helle Licht der Erkenntnis zu rücken. Ihr Besucher soll in die Problematik des modernen Lebens eingeführt werden, um von sich aus innere Fühlung zu seinem Berufe zu nehmen. Auch aus diesen Ausführungen von Eduard Spranger ergibt sich, wie die moderne Pädagogik an die Berufstätigkeit des Einzelnen anknüpft und von hier aus Wege zu finden sucht, die ihn nicht nur in seiner Berufsarbeit, sondern gleichzeitig in seiner Persönlichkeit als lebendiges Glied der Volksgemeinschaft tiefer zu erfassen suchen (s. Spranger im „Handbuch für das Berufs- und Fachschulwesen", herausgegeben von Kühne, Leipzig 1922, S. 32, 34, 37).

Insbesondere hat aber Fritz Klatt das Verdienst, durch sein Buch „Beruf und Bildung" diese Probleme in einen großen Zusammenhang gestellt und in einer großartigen Uebersicht über verschiedene Berufsgebiete und gleichzeitig einer geistvollen Kritik des überkommenen Bildungswesens diese Fragen gründlich behandelt zu haben. Klatt beklagt die Aeußerlichkeit vergangener Bildungsanschauung, die fast wie an einem Barometer die Bildung des Einzelnen an der von ihm besuchten Schulart erkennen will. Die Gegenwart ist auf allen Berufsgebieten auf einen Nachwuchs tüchtiger Spezialisten angewiesen. Das gilt in gleicher Weise für die Arbeit in Fabriken, Geschäften, Aemtern wie auch für eine fruchtbare Betätigung in Kunst und Wissenschaft. Eine Hochschule der modernen Arbeitswelt, die die verschiedenen Berufsangehörigen miteinander in enge Verbindung bringt, ihnen von

der Arbeit benachbarter Berufsgebiete eine lebendige Vorstellung verschafft und eine gesunkene Arbeitslust durch eine tiefere Erklärung des guten Rechtes jeder Arbeitsbetätigung wieder stärkt, wäre in der Lage, den Anknüpfungspunkt für eine geistige Schulung der Berufstätigen als Etappe auf dem Wege einer modernen Allgemeinbildung darzustellen. Die Ansatzfläche derartiger ernsthafter Bildungsbestrebungen ist in der jeweiligen Arbeitsumwelt zu suchen. Die sogenannte allgemeine Bildung der letzten Jahrzehnte sammelte gerade jenseits der Werk- und Alltagswelt einen Schatz geistiger Hilfsvorstellungen, auf die man nach Klatt dann je nach Belieben zurückgriff. Mit der zunehmenden Mechanisierung der Berufe trat die Unwirklichkeit dieser Bildung hell in Erscheinung, die man dann nur noch gleichsam Sonn- und Feiertags als imponierendes Prunkstück hervorholte.

Gegenwärtig gilt es, von dem Standort der Arbeit aus einen neuartigen Zugang zur geistigen Welt im Sinne einer Weltschau der Arbeit zu finden. Nur eine Allgemeinbildung, die, wie es Klatt ausdrückt, die Mechanik der Berufsarbeit zu der geistigen Mitarbeit an unserem neuen Weltbild in enge Verbindung bringt, ist heute noch am Platze. Es erscheint Klatt als die Aufgabe der Volkshochschule, die Kluft, die hier noch zwischen Schule und Nur-Berufsschule besteht, allmählich auszufüllen. Der junge Mensch im Alter von siebzehn und achtzehn Jahren, der die übliche Volksschul- und dann Fachschulbildung genossen hat, sieht sich gerade dann hilflos auf sich gestellt, wenn in ihm die tiefe Sehnsucht nach Wissen und der Wille zur Anwendung des früher Gelernten im praktischen Leben wach wird und gebieterisch zur Entfaltung drängt. Die Volkshochschule, die den neuen Zielen einer großzügigen Arbeitsbildung als Weg zur modernen Allgemeinbildung dienen soll, hätte dementsprechend die Aufgabe, überkommene Ideale auf ihre Werthaltigkeit hin zu untersuchen und zu den heute gültigen Lebenswerten vorzudringen, die aus der Arbeits- und Umwelt des heutigen Menschen erwachsen. Ferner könnte sie der Ort sein, wo die Religion des täglichen Lebens, wie es Klatt glücklich ausdrückt, in die Glaubenswelt des einzelnen Menschen eingeht. Schließlich hätte die Volkshochschule durch Einführung in die moderne psychologische, medizinische und soziologische Forschung die Aufgabe, an dem heutigen Weltbild mitzubauen. Eine Volkshochschule, die sich nicht nur auf die theoretische Herausarbeitung der typischen, für die einzelnen Berufe erforderlichen Aufgaben beschränkt, sondern auch die unmittelbare Praxis der einzelnen Berufsarbeiten aufzuzeigen in der Lage wäre, würde ganz im Sinne der in der heutigen Zeit verankerten Bildungsbestrebungen arbeiten.

Die humanistisch geformte allgemeine Bildung war nach Klatt zu sehr auf eine kleine Gesellschaftsschicht zugeschnitten und hält sogar noch in der Gegenwart ihren Anspruch als gesellschaftliches

Vorrecht aufrecht. In der Isoliertheit ihrer Stellung, in ihrer Lebensfremdheit konnte sie im Beurteiler den Eindruck erwecken, als ob gleichsam Bildung und bürgerliche Lebenshaltung zueinander gehörten. Ferner war ihre zu starke Beschränkung auf geisteswissenschaftliche Gebiete ebenso bedenklich wie ihre intellektualisierte Form, so daß man beispielsweise — eine bedauerliche Nachwirkung dieses Einflusses — lieber tausend Bücher über Kunstprobleme las, als sich aus eigener Anschauung über sie ein Urteil zu bilden. Die neue allgemeine Bildung der Gegenwart hat nach Klatt ganz andere Aufgaben. Sie muß alle sozialen Schichten des Volkes erfassen, alle für unsere Zeit bedeutungsvollen Bildungswerte einschließen und schließlich den ganzen Menschen nach allen Seiten hin berücksichtigen. Wie verschieden Klatt den Gedanken vom Vorrang der Berufsschulung auch betont, so gibt er doch zu, daß das Bildungsziel der Schule nicht schon in dieser Richtung gesucht werden darf, sondern die Schule stets das menschliche Bildungsziel ins Auge fassen soll. Die heutige Schule krankt nur daran, daß nach Klatt ihr Ziel das Bildungsziel eines vergangenen Weltalters darstellt. Allgemeine Bildung im Sinne der humanistischen Fassung ist aber nicht mehr mit der modernen Arbeitswelt vereinbar.

An einigen überzeugenden Beispielen belegt Klatt seine Lehre. Eine der ersten Erziehungsforderungen ist die Wahrhaftigkeit des Menschen. Sie leidet aber unter der Lebensfremdheit der Schule, die etwa in Gedichten dem deutschen Kind ganz allgemein Tapferkeit, Treue und Wahrheit anempfiehlt, ihm aber nicht den Wert dieser Maßstäbe am modernen Leben verdeutlicht. Ein sinnvoller Religionsunterricht etwa muß realistisch eingestellt sein und beispielsweise den jungen Menschen zum Nachdenken über die Durchführbarkeit der alten Gebote im Maschinenzeitalter veranlassen. Ebenso bedarf der Deutschunterricht einer Erneuerung im Sinne einer Neubewertung der heutigen deutschen Sprache, die sich nicht mehr allein an dem sogenannten klassischen Deutsch von Schiller über Eichendorff zu Geibel orientieren darf, sondern das Bild der Sprache, wie es sich in dem Schrifttum unserer Tage, in den Verordnungen großer Kommunen, in Erlassen an die Arbeiterschaft spiegelt, mitzuberücksichtigen hätte. Ebenso wäre im Unterricht der modernen Naturwissenschaft, die längst von den grob materialistischen Anschauungen, wie sie um die Mitte des Jahrhunderts dort üblich waren, geheilt ist, alle Aufmerksamkeit zuzuwenden. So hätte die moderne Schule, deren Aufbau noch nicht von der Berufsperspektive her entscheidend bestimmt ist, doch die Grundlage abzugeben für eine Orientierung in den späteren Verhältnissen des praktischen Lebens, wie auch die Möglichkeit offen zu lassen, die Bildungsarbeit der Schule fruchtbar zu verwerten bei dem Besuch moderner Fortbildungseinrichtungen, die an die Arbeit des Einzelnen anknüpfen (s. Klatt, „Beruf und Bildung“,

Potsdam 1929, insbesondere Seite 26, 29, 50 ff., 81, 86 ff., 94 und 103). Auch an den Ausführungen von Klatt, zu denen wir uns im einzelnen gemäß unserem Thema jede Stellungnahme versagen müssen, wird deutlich erkennbar, wie die moderne Pädagogik den einzelnen Menschen in seiner Arbeitsbetätigung zu erfassen sucht, um von hier aus den Weg zu einer vertieften Allgemeinbildung zu finden. Aus der Tatsache, daß Pädagogen der verschiedensten Ideenrichtungen sich doch in der Anerkennung dieser Notwendigkeit vollständig einig sind, ist klar zu ersehen, in welcher Richtung die pädagogische Forschung in den Fragen der Berufsbildung in ihrem Verhältnis zur Allgemeinbildung sich bewegt.

Interessant ist es schließlich, daß die moderne Industriedichtung, wie wir einem Aufsatz von Wilhelm Albert über ihre pädagogische Bedeutung entnehmen können, an die Arbeit des einzelnen Menschen im Berufe unmittelbar anknüpft, ihren tieferen Sinn entschleiern, die Arbeitsfreude heben und dadurch dem Persönlichkeitsdrang des Einzelnen dienen will. Diese Dichtung, die Schacht und Schlot, Großstadt und Mietskaserne in den Kreis ihrer Betrachtung zieht, will nach Albert zeigen, daß die Technik nicht nur eine Menschenfresserin darstellt und dazu berufen ist, Profit und Prozente abzuwerfen, sondern auch dahin wirkt, Kräfte und Sinne des Einzelnen zu entfalten, Mut und Hoffnung zu erwecken. Auch Albert beklagt, wie wenig in modernen Lesebüchern diese Verhältnisse berücksichtigt werden, wie sehr eine Jugend, deren Väter Straßenbahnen und Lokomotiven lenken, im tiefen Bergschacht arbeiten, an der surrenden Maschine stehen, immer noch allein genährt wird mit Liedern „Aus des Knaben Wunderhorn", mit Berthold Auerbachs und Peter Roseggers Dorfidyllen und Peter Hebels Kleinstadtgeschichten. Dagegen sucht man vergeblich nach Erlebnisdarbietungen moderner Industriedichter. Dieser Zustand ist nach Albert umso bedauerlicher, als die Industriedichtung bereits hervorragende Leistungen vollbracht hat. Einzelne, von Albert angeführte Stimmen von Arbeitern zeigen uns die bedeutungsvolle Tatsache, wie sehr schon heute der moderne Arbeiter an einer Sinndeutung seiner Arbeit interessiert ist. Auch der Industriearbeit wohnt — das ist die Ueberzeugung des Arbeiters — ein tieferer Lebenszweck inne, nur daß er ihn nicht sich selbst zu verdeutlichen weiß. Es ist nach Albert die Aufgabe der modernen Industriedichtung, Menschentum und Arbeitsgesinnung miteinander zu versöhnen, um aus dem „Arbeitstier" zu dem Arbeiter zu gelangen, der ein neues Ideal freudig hochhält, das jenem gleicht, das einst andere Gesellschaftstypen und Jahrhunderte sich bewahrten. Hierbei erinnert Albert an den Ritter oder den Mönch, an den ehrsamen Handwerker, an den hanseatischen Kaufmann und schließlich an den Bürger zur Zeit von „Hermann und Dorothea". Einige Proben, die wir Alberts Aufsatz entnehmen, mögen zeigen, wie sehr bereits die moderne Industriedichtung den tie-

feren Sinn der industriellen Arbeit zu erfassen weiß. Wilhelm Haas singt in einem Gedicht „Die neue Zeit“:

„Wir lieben Vogelflug und Werksirenen!
Wenn später ringsum die Zechen lärmend hämmern,
Urmutter Heimat lockt im letzten Dämmern,
Daß unsre Tage weich sich in den Abend dehnen.“

Karl Bröger spricht einmal folgende wundervollen Worte über die Arbeit:

„Kraft ist Leid,
Arbeit ihr göttliches Kleid.
Gott selbst ist aus seinem Himmel gekommen,
Hat Schurzfell und Bluse umgenommen.
Der Himmel braucht keinen Erlöser mehr,
Drum schickt er ihn zu den Verdammten her.
Gott ist Kraft,
Die schafft. . .“

Christoph Wieprecht erinnert schließlich in seinem feinsinnigen Gedicht über Werkgemeinschaft an den inneren Zusammenhang aller Arbeit. U. a. heißt es hier:

„Du, Bauer, der du hinterm Pfluge schreitest,
Gedenke mein beim Werk am grünen Hag;
Mein Hammer glüht, wenn du mein Werk begleitest,
Gemeinsam feiern wir den Erntetag.“

Diese wenigen Proben mögen den hohen Wert der modernen Industriedichtung aufzeigen und gleichzeitig einen Hinweis darauf darstellen, wie sie bemüht ist, der Arbeit an der Maschine, am Hochofen, im Bergwerk usw. einen tieferen Sinn beizulegen. Gerade die Industriedichtung, die — wie es ja schon im Wesen aller Dichtung begründet liegt — nicht nur an die Verstandes-, sondern auch an die Gemütskräfte des Arbeiters sich wendet, sucht ihm also nicht, wie es etwa den Voraussagen von Kautsky entsprechen würde, außerhalb seiner Berufsarbeit einen Ausgleich für ihren angeblich entseelenden Charakter durch Darbietung utopischer Dichtungsstoffe zu schaffen. Der hohe Wert dieser Poesie resultiert u. a. aus der Tatsache, daß, da die Sänger der industriellen Arbeit zum Teil selbst aus Arbeiterkreisen stammen, ihre dichterischen Schöpfungen aus lebendigem Eigenerlebnis geschöpft zu sein pflegen. Somit ist auch schon auf dem noch jungen Gebiet der modernen Arbeitsdichtung ein Weg erschlossen worden, der dem Arbeiter in seiner Berufswelt reiche poetische Anregungen gewährt (s. Wilhelm Albert, „Die pädagogische Bedeutung der Industrie- und Großstadtdichtung“, in „Neue Erziehung“, Berlin 1929, S. 966 ff., 969 ff.).

3.

Thesen.

In thesenhafter Form mag im Folgenden das Ergebnis der Ausführungen dieses ganzen Kapitels kurz zusammengefaßt werden:

1. Der Schöpfer des Erfurter Programms, das von 1891 bis 1922, also länger als drei Jahrzehnte, in Gültigkeit war, der orthodoxe Marxist Karl Kautsky, hat in seinem Kommentar zu diesem Programm grundsätzlich das Problem der Bildung tiefer zu deuten versucht.

2. Seine Beurteilung beruht auf der materialistischen Geschichtsauffassung, deren typische Seite: die Leugnung der Selbständigkeit des Geisteslebens, sich bei ihm wiederfindet. Dementsprechend sollen die Intellektuellen nur zur Zeit ihrer wirtschaftlichen Sicherung ideell gedacht, aber auch gleichzeitig gänzlich weltfremd gewesen sein, indem sie in ihrer Weltfremdheit den Glauben an die Ueberwindung aller im Leben vorkommenden praktischen Hemmnisse und der Zwiespalte der Völker allein durch die Macht des Geistes sich bewahrten.

3. Gegenwärtig sei die Bildung zu einer Ware geworden, eine Tatsache, die sich besonders in Kunst und Wissenschaft widerspiegelt. Die Gesinnung der Gebildeten sei von der Stellung ihres Brotherrn abhängig; in dem banausischen Geist einer handwerklich betriebenen Wissenschaft kommen diese Verhältnisse zum deutlichen Ausdruck. Infolge seiner wirtschaftlichen Notlage und mangels geeigneter Protektion fehle es gegenwärtig dem aufstrebenden Proletariat an jeder Aufstiegsmöglichkeit.

4. Dem Nachtbild des im Verfall befindlichen Bürgertums entspricht das Lichtbild des wissensdurstigen Arbeiterstandes, der im Kerne gesund für die Zukunft die größten Erwartungen erweckt. Im Gegensatz zu anderen Berufsangehörigen wird dank der entseelenden Wirkung der Maschinenarbeit die geistige Kraft des Proletariats bei der Berufsarbeit nicht beansprucht, so daß es außerhalb ihres Rahmens seiner geistigen Fortbildung nicht zuwenden kann. Der Arbeiter, für den hierbei nicht wie bei den Vertretern des Bürgertums die Frage der Nützlichkeit irgendeine Rolle spielt, ist im Zukunftsstaate zu einer menschlichen Erlöserrolle bestimmt, bei der die vollständige Selbstlosigkeit seiner Bildungsbemühung zur rechten Entfaltung gelangen kann. Der Fortschritt der Technik im neuen Zukunftsstaate wird dem Arbeiter die nötige Zeit zu seiner geistigen Fortbildung freilassen. Die Selbstlosigkeit des jeder Nützlichkeitsidee baren Erkenntnisdranges der Arbeiter wird dabei noch von Kautsky besonders unterstrichen.

5. Die Verallgemeinerung seiner These von der entseelenden Wirkung der Maschine, Kautskys eigenes Zugeständnis von der Unmöglichkeit der Entfaltung des Proletariats im Gegenwartsstaat, das somit ja gar nicht zur Durchführung seiner Aufgaben im Zukunftsstaat reif werden kann, beunruhigen Kautsky nicht in seinen Behauptungen. Ebenso widerspruchsvoll ist es, wenn Kautsky das geistesstarke Proletariat des Zukunftsstaates nach der Analogie der ideellen bürgerlichen Denker zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zeichnet, deren Welt- und Lebensfremdheit er gerade vorher einer so scharfen Kritik unterzogen hat.

6. Kautskys Lehre, die in ihrer Beurteilung geistiger Werte und geistiger Wertträger wie beispielsweise der Wissenschaft und des Akademikers ganz mit derjenigen von Bebel identisch ist, steht in ihrer These von der entseelenden Wirkung der Maschinenarbeit, von der Befreiung des Proletariats durch die Entwicklung der Technik, durch die Durchführung des sozialistischen Zukunftsstaates, schließlich in ihrer schroffen Entgegensetzung bürgerlicher Verdorbenheit und proletarischer Unverdorbenheit ganz auf dem Boden von Karl Marx.

7. Die Thesen von der beseelenden und entseelenden Wirkung der Maschinenarbeit auf den Arbeiter stehen sich vom Anbeginn der Maschinenentwicklung her gegenüber. Entscheidend ist es, in welcher Richtung die Entwicklung seitdem verlaufen ist.

8. Die fortschreitende Vergeistigung der Unternehmertätigkeit, die insbesondere durch die Forschung von Wolf und v. Gottl aufgezeigt worden ist, erstreckt sich auf alle an dem industriellen Betrieb beschäftigten Personen innerhalb der ihnen gezogenen Grenzen; ebenso auf die Angestellten wie auf die Arbeiter. Diese Tatsache, die fortwährende Vergeistigung der industriellen Arbeit, vermag das Verständnis aller im industriellen Betrieb Beschäftigten zueinander zu nähren.

9. Die Auffassung Kautskys, daß die geistige Fortbildung des Arbeiters sich nur außerhalb seiner Arbeitsstätte und seiner Arbeitsbetätigung vollziehen kann, wird durch die Forschungen der modernen Pädagogik nicht bestätigt. Sie ist sich vielmehr einig darüber, daß die geistige Fortbildung des Arbeiters wie auch die Weiterbildung sonstiger Berufstätiger unmittelbar an ihre Arbeitsbetätigung anknüpfen muß, von wo aus sich dann möglicherweise der Anknüpfungspunkt für ein neues modernes allgemeines Bildungsideal der Arbeitskultur ergibt.

10. Auch die moderne Industriedichtung ruht auf dem Gedanken, in Anknüpfung an die Arbeitsbetätigung dem Arbeiter den tieferen Sinn seiner Arbeit, ihre Stellung innerhalb der modernen Arbeitskultur, ihre Verbindung mit seinen menschlichen Bedürfnissen aufzuzeigen. Die moderne Industriedichtung ist dabei durch besondere Lebensnähe vorteilhaft ausgezeichnet und durchaus geeignet, dem bildungsdurstigen Arbeiter reiche An-

regung und wertvollen Stoff zu seiner weiteren geistigen Fortbildung an die Hand zu geben. Die Einführung derartiger Stoffe in die Lesebücher der Schulen wäre geeignet, den Schulkindern aller Schichten ein imponierendes Bild von der modernen Arbeitskultur zu geben und gleichzeitig eine Brücke des Verständnisses für den Kulturwert der Arbeit des Industriearbeiters zu errichten.

Vierter Hauptteil.

Bebel als typischer Repräsentant der Arbeiterbewegung der siebziger Jahre.

1.

Bebels Stellung zur Handarbeit.

Wir hatten die Entstehung von Bebels Bildungsmaterialismus schon auf die siebziger Jahre zurückgeführt. An einer Reihe von Punkten wollen wir nunmehr aufzeigen, wie Bebel typische Seiten verkörpert, die der damaligen Arbeiterbewegung eigentümlich sind. Im einzelnen müssen wir dabei entscheidend unsere früheren Ausführungen voraussetzen. Wir hatten gesehen, wie stark Bebel schon in seiner Flugschrift „Unsere Ziele", insbesondere aber in seiner „Frau und der Sozialismus" den Wert der Handarbeit betont, zu einer Leugnung des Unterschiedes zwischen Hand- und Kopfarbeit gelangt und in Konsequenz dieser allgemeinen Auffassung die Berufswechseltheorie aufstellt. Diese starke Einschätzung der Handarbeit war angesichts der Anfänge der damaligen Arbeiterbewegung in Deutschland begreiflich. Da die Sozialdemokratische Partei die Partei der Handarbeit darstellte, war es ganz selbstverständlich, daß man durch die hohe Bedeutung, die man ihr zuwies, auf das Selbstgefühl des Arbeiters fruchtbar einzuwirken glaubte. In der Tat hat auch in der damaligen sozialistischen Literatur dieses Problem einen großen Raum beansprucht. Ganz ähnliche Ansichten über die Handarbeit, die wir bei Bebel finden, sind in den Aufsätzen von Wilhelm Liebknecht im „Volksstaat" nachweisbar, in der leidenschaftlichen Agitation des später aus der Partei ausgeschiedenen Reichstagsabgeordneten Most und insbesondere in der philosophisch gehaltenen „Geschichte der Entwicklung" von Leopold Jacoby *(s. nächsten Anhang)*. Die Ansicht von Bebel, die Arbeit in ihrem Werte nach ihrer Annehmlichkeit zu bestimmen, mußte ganz besonders den Wert der Handarbeit sehr hoch erscheinen lassen. Wie wir schon in der damaligen Ausgabe seiner „Frau" erkennen, ist das auch bei ihm der Fall. Hinzu kommt noch, daß gerade die Sozialdemokratische Partei die einzige Partei in den siebziger Jahren gewesen ist, bei der der Handarbeiter auf ein tieferes Verständnis seiner Nöte hoffen durfte. Darin gerade lag ihre Besonderheit damals wie auch noch später gegenüber allen sonstigen Parteien.

Heinrich Scheel hat in einer sehr geistvollen Untersuchung, die er 1878 veröffentlichte, diesen Sachverhalt feinsinnig erfaßt. Ein Rückblick auf die Geschichte der Arbeiterbewegung in den verschiedenen Ländern des Kontinents führt zu einem erschütternden Resultat. Die Aermeren — ursprünglich war das Sozialproblem nur eine Armenfrage — waren anfangs von der politischen Stimmberechtigung in den meisten Staaten ausgeschlossen, später, als die soziale Frage besonders den Fabrikarbeiter umschließt, waren entweder Koalitionsverbote erlassen oder bestehende Bestimmungen dieser Art noch verschärft worden. Angesichts dieser noch mindestens bis um die Mitte des Jahrhunderts anhaltenden Verhältnisse mußte sich der Arbeiter in der bestehenden Wirtschaftsordnung vollständig verlassen und einsam vorkommen. In dem Deutschland der siebziger Jahre sah es noch auf sozialpolitischem Felde trübe aus. Der Glaube, durch die Genossenschaftsbewegung von Schulze-Delitzsch dem Arbeiter vorwärts zu helfen, hatte nach Scheel nicht zum wenigsten die Starrheit der Liberalen gegenüber den sozialen Aufgaben der Zeit verschuldet. Konservative wie liberale Blätter standen in gleicher Weise zusammen in der Verteidigung der modernen „Aller-passer"-Ideen. Auch innerhalb der konservativen und liberalen Parteiströmungen galt die Bekämpfung des Sozialismus als Selbstverständlichkeit. Selbst die katholischen sozialen Forderungen, die im Rahmen der Zeit auf besondere Fortschrittlichkeit Anspruch erheben konnten, mußten doch an dem Arbeiter vorübergehen, weil sie — was freilich für die evangelisch-soziale Bewegung noch viel mehr gilt — zu stark den Kampf gegen die Sozialdemokratie, das monarchische und christliche Element im modernen Staatsgefüge, den autoritären Grundzug kirchlicher Ansichten unterstrichen. Angesichts dieser Verhältnisse war der Arbeiter auf den Anschluß an die sozialistische Partei angewiesen, deren innere Geschlossenheit und politische Schwungkraft gerade daraus resultierte, daß sie eine Partei der Handarbeiter war (s. Scheel, „Unsere sozialpolitischen Parteien", Leipzig 1878, S. 24 f., 40, 51, 53, 61 ff., 87 ff., 95, 104, 127 ff., 135, 143, 158 ff.; *s. nächsten Anhang 2a,* wo weitere Urteile dieser Art angeführt sind).

Bei der Deutung und Würdigung der damaligen Verhältnisse ist immer, wie nochmals betont sei, zu berücksichtigen, daß es zu Beginn der siebziger Jahre an einer sozialpolitischen Gesetzgebung, wie sie das nächste Jahrzehnt brachte, noch fehlte.

2.

Paulsen über die Handarbeit in den siebziger Jahren.

Gerade in den siebziger Jahren aber war, wie wir der ausgezeichneten Darlegung von Paulsen entnehmen können, die Handarbeit geringschätzig beurteilt worden, der Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum gleichzeitig zurückgetreten, die zudem durch Hei-

rat und Handel vielfach in enge Verbindung miteinander gelangt waren. An die Stelle des ausgestorbenen gesellschaftlichen Unterschieds tritt, wie Paulsen zeigt, der Unterschied der Gebildeten und Ungebildeten, wobei zu der ersten Klasse alle diejenigen gehören, welche mit dem Kopf arbeiten und aus Renten, Zinsen und Unternehmergewinn ihren Lebensunterhalt bestreiten, zu der anderen Klasse alle diejenigen zu zählen sind, die von der Handarbeit leben. Das Streben, zwischen Hüben und Drüben eine klare Grenze zu ziehen, war bereits deutlich bemerkbar. Das entscheidende Merkmal liegt nunmehr nach Paulsen darin, ob einer selbst mit der Hand arbeitet oder andere anweist, für ihn zu arbeiten. Wer selbst Hand anlegt, kommt schnell in den Verdacht, ungebildet zu sein. Handschuhe und lange Nägel bringen schon nach außen zum Ausdruck, daß man nicht mit den Händen zugreife — eine Tatsache, der man großen Wert beimißt. So nannte sich, wie Friedrich Paulsen treffend darlegt, noch vor einem Jahrhundert der Mann nach seiner Arbeit: Müller, Brauer, Maurer, Schneider, Schuhmacher usw. Gegenwärtig dagegen bezeichnen sich der ehemalige Müller oder Brauer als Mühlen- oder Brauereibesitzer, der Maurermeister sogar als Bauunternehmer, der Schuhmacher oft als Schuhwarenfabrikant. Mit allen Mitteln gilt es, den Verdacht abzuwehren, daß jemand selbst mit der Hand arbeite.

Die verhängnisvolle Trennung zwischen den beiden neuen Klassen der Gesellschaft, den Kapitalisten und Arbeitern. den Gebildeten und Ungebildeten zersetzt, was Paulsen tief beklagt, immer mehr unser ganzes Volksleben. So stellt Paulsen schon für den damaligen Zeitraum fest, daß zwischen den einzelnen Schichten keine Lebensgemeinschaft mehr besteht und es sogar schon eine Mesalliance bedeutet, die Tochter eines Mannes zu heiraten, der mit der Hand arbeitet. Die Lebensentfremdung zwischen der Familie eines großen Fabrikanten und eines seiner Arbeiter erscheint bezeichnenderweise Paulsen dabei bereits größer als diejenige, welche ehedem zwischen Adel und Bürgertum, zwischen Herren und Knechten im Mittelalter bestand, weil z. B. der reichsunmittelbare Götz von Berlichingen und seine Knechte sich in Arbeit und Genuß, im Denken und Fühlen deshalb näher als heute Kapitalist und Arbeiter standen, weil Ritter und Knecht einen gleichen Lebensinhalt besaßen, nur in der Herrschaft der Ritter vor seinem Untergebenen etwas voraus hatte. So hat nach der Schilderung von Paulsen das Wachstum der modernen Kultur in der Tat einen erheblichen Unterschied von Lebenshaltung und Bildung zur Folge gehabt, die Qualitätsunterschiede der Güter gesteigert und dadurch selbst im Genießen die Menschen voneinander geschieden. Ganz davon zu schweigen, daß die Religion die ihr in früheren Zeitaltern eigene einigende Kraft längst eingebüßt hat. Dem heutigen Menschen ist der Gedanke der Ewigkeit ferngerückt. Somit war, wie es Paulsen scharf formuliert, tatsächlich die Tendenz der

Zeit darauf gerichtet, Besitz und geistige Arbeit von der Handarbeit immer reinlicher zu scheiden, um eine im wesentlichen homogene Klasse der Besitzenden und Gebildeten herzustellen. Im ersten Kapitel unserer Gesamtarbeit hatten wir ja aufgezeigt, wie groß bereits die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten geworden war. Das wesentliche Motiv, sich der Sozialdemokratischen Partei als der Partei der Handarbeit anzuschließen, bestand aber von den siebziger Jahren an bis mindestens 1914 infolge der Mißachtung, die damals der Handarbeit in den führenden Kreisen von Bildung, Wirtschaft und Gesellschaft entgegengebracht wurde, durchaus fort. Es war also nicht verwunderlich, daß gerade Bebel diesem Sachverhalt eine ganz besondere Bedeutung beimaß und insbesondere in der Agitation auf diese Tatsachen immer wieder von neuem hinwies. (Für das Vorangegangene s. Paulsen, „Ethik", Berlin 1889, insbesondere S. 693, 695, 697, wo sich eine Fülle weiterer Beispiele für diese von uns nur kurz angedeuteten Wandlungen angeführt findet.)

3.

Die absprechende Beurteilung der Handarbeit in der Folgezeit.

Einige Zeugnisse unbedingt unabhängiger Persönlichkeiten mögen das Fortbestehen der Ueberheblichkeit gegenüber dem Handarbeiter noch bis zum Jahre 1914 mindestens kundtun. Kemmerich macht darauf aufmerksam, daß ein Graf oder ein Prinz, der zugleich Idiot oder Lackel sein kann, sich hoch über einen, den einfachsten Verhältnissen entstammenden Mann erhaben dünken durfte, auch wenn dieser es an Bildung, Erziehung und Leistung mit den Besten seiner Zeit aufnehmen konnte. Besonders kam aber die Verachtung der Handarbeit im Vorkriegsdeutschland dadurch zum Ausdruck, daß der Fabrikarbeiter nie, sein Sohn nur mit den größten Schwierigkeiten gesellschaftlich und im Staatsleben aufsteigen konnte, da es als Mesalliance betrachtet wurde, wenn die Tochter des kleinen Beamten den wirtschaftlich unvergleichlich besser gestellten Vorarbeiter oder Werkmeister heiratete (s. Kemmerich, „Moderne Kulturkuriosa", München 1926, S. 29, 33 und 62).

Ganz Aehnliches ist auch dem süddeutschen Konservativen Adam Roeder aufgefallen. Er beklagt schmerzlich, wie gerade in christlichen Kreisen die Gegner der Masse gern das große Wort führten, und macht darauf aufmerksam, daß selbst dem konservativ gerichteten Riehl, und zwar schon um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Stände nicht als durch eine unübersteigliche Mauer voneinander getrennt erschienen. Sie stellten vielmehr nach ihm Kreise dar, wie die Kreise eines durch einen Ziegelstein in Bewegung versetzten Wasserspiegels, die ineinander übergehen. Die Verachtung der Handarbeit in der Vorkriegszeit mußte auf die davon Betroffenen verbitternd wirken, und es war

merkwürdig genug, daß man nicht die Unhaltbarkeit einer Auffassung einsah, die dahin führen konnte, daß z. B. ein Restaurateur, der es auf Grund besonderer Tüchtigkeit zum Reserveleutnant gebracht hatte, sofort seinen Abschied nehmen mußte, wenn herauskam, daß er einmal selbst bedient hatte. Zudem standen diese Tatsachen in schroffstem Gegensatz zum Evangelium. Christus war ein Zimmermannssohn, übte ein Handwerk aus, und alle seine Apostel gehörten dem Stand der Handarbeiter an. Auch dürfe man nicht übersehen, daß ihrer geistigen Struktur nach der größte Teil aller Geborenen zu den Handarbeitern gehört, und viele ihren äußerlichen Aufstieg nur erheblichen wirtschaftlichen Aufwendungen und einer sorgsamen Erziehung verdanken. In jeder Handarbeit liegt schließlich ein künstlerisches Element, und Schlosser, Schmied, Schuhmacher und Schneider bringen in ihren Arbeiten Auswirkungen des Geistigen wie auch häufig des Moralischen, wie Fleiß, Beständigkeit und Verantwortlichkeit (s. Adam Roeder, „Der deutsche Konservatismus und die Revolution", Gotha 1920, S. 108 ff.).

Selbst der weit rechts gerichtete Graf Reventlow gibt in seinem „Deutschen Sozialismus" diese Mißstände zu. Häufig waren, wie er ausführt, die Führer der Industrie Scharfmacher, die das Gedeihen ihrer Unternehmung mit dem nationalen Wohl identifizierten. Großzügige Wohlfahrtsunternehmungen eines Krupp und Stumm trugen zu stark den Charakter eines Aktes der Wohltätigkeit, eines „Sozialseins" von oben, als daß sie der sozialen Versöhnung dienen konnten. Erschien es doch fast als selbstverständlich, daß gleichsam der liebe Gott den Einzelnen als Arbeiter hatte geboren werden lassen, und schon seit dem siebziger Jahren wurden nach englischem Vorbild die Arbeiter nur Mittel zum Verdienen für ihre Arbeitgeber. Sie waren, wie es sich damals in dem zeitgenössischen Roman „Michel" von Johannes Scherr spiegelt, nur „Hände". Wer seine Familie mehrere Generationen weit zurückführen konnte, sah vornehm auf den „Proleten" herab, der von seinen Großeltern vielleicht gar nichts, und von seinen Eltern nur wenig wußte (s. Graf Reventlow, „Deutscher Sozialismus", Weimar 1930, S. 91 ff., 80 ff., 200 und 207).

Türkheim weist in seiner gründlichen Untersuchung über die Arbeit auf die Merkwürdigkeit der Handarbeiterverachtung hin. Nicht nur der Handarbeiter, sondern auch der Arzt, der Chemiker, der Ingenieur ist häufig gezwungen, unangenehmste Körperarbeiten mit allen ihren belästigenden Wirkungen auszuführen. Die strenge Scheidung zwischen Kopf- und Handarbeit kann also nur seelisch-geistig begründet sein. Das ist auch in der Tat der Fall (s. darüber die Ausführungen von Ihering und Jürgen Bona Meyer), nur hat man aus dieser Tatsache ganz falsche Konsequenzen gezogen. Aus der tausendfachen Erfahrung, daß jeder, dem der Bildungsdrang abgeht, die Muskelarbeit der geistigen Tätig-

keit vorzieht, ließ man sich zu dem falschen Schluß verleiten, daß alle Muskelarbeiter ungebildet seien und daß es sich für einen Angehörigen der sogenannten höheren Schichten nicht schicke, ein Handwerk zu ergreifen und damit aus der hineingeborenen Rangordnung hinabzusteigen (s. Türkheim, „Probleme", Hamburg 1920, S. 127 bis 131). Die starke Wertung der Handarbeit durch Bebel als Führer der sozialdemokratischen Partei hat also ihre guten Gründe. Sie ist in den Verhältnissen begründet, die schon in den siebziger Jahren einsetzen und von dort aus vielfach sogar bis in die Gegenwart hineinragen. Bebel ist also in seiner besonderen Hochschätzung der Handarbeit, die ihn bedauerlicherweise gleichzeitig zu seiner Kampfstellung gegen alles Geistige verleitet, ein typischer Repräsentant sozialer Strömungen, die schon auf die siebziger Jahre sich zurückführen lassen.

4.

Dodels Kritik an Bebel und der Nachklang der Bebelschen Lehre in der sozialistischen Literatur.

Eine Auseinandersetzung mit Dodel, dessen Kritik an Bebel im Anhang 3a zu diesem Abschnitt angeführt wird, hat Bebel bezeichnenderweise gescheut. Gerade Dodels Darlegungen waren aber geeignet, Bebel über seine Irrtümer aufzuklären. In dreifacher Hinsicht ist Dodels Kritik aufschlußreich. Zunächst hat er festgestellt, daß mit der zunehmenden Kompliziertheit der modernen Verhältnisse die Berufsscheidung sich nur noch vergrößern, aber keineswegs aufhören wird. Eine zweifellos wirklichkeitsnahe Betrachtung der Dinge, die der sonst, insbesondere in der Schilderung des Proletariats, so realistische Bebel hier ganz vermissen läßt. Sodann hat Dodel gezeigt, wie gerade die großen Leistungen der modernen deutschen Wissenschaft, ja der Wissenschaft überhaupt, gar nicht ohne eine großzügige Kulturfürsorge des Staates denkbar gewesen wären und wie es Bebel an jedem Beweis für seine abweichenden Behauptungen fehlen läßt. Die hier von Dodel getroffenen Feststellungen stimmen genau mit dem überein, was Bebel in den Schlußworten seiner „Frau", Ausgabe 1909, zugestanden hatte, — nur daß diesen Ausführungen, wie wir nachgewiesen haben, keine reale Bedeutung zukam *(s. auch die im Ersten Hauptteil zu B. 11 u. 13 enthaltenen Ausführungen).* Leider zieht auch Dodel aus seinen Beobachtungen nicht die einzig mögliche Konsequenz, nämlich die Behauptung von der strengen Klassenscheidung innerhalb des modernen Staates aufzugeben, wenn sie gerade in der Wissenschaft, wo doch diese Verhältnisse nach der bekannten „Unter-" und „Ueberbau-Lehre" der materialistischen Geschichtsauffassung sich besonders deutlich abzeichnen müßten, überhaupt nicht zum Ausdruck kommen, ja sogar ganz im Gegenteil die unbedingte Unabhängigkeit der Wissenschaft auf allen Feldern der Forschung die Fruchtbarkeit ihrer Problemstel-

lung bedingt und ihr erst die Anerkennung in der Oeffentlichkeit verschafft hat. Schließlich hat Dodel noch — und darin liegt wohl das wertvollste Ergebnis seiner Entgegnung — hervorgehoben, wie Bebel von einer, dem Alltagsleben entlehnten rein quantitativen Betrachtung aller geistigen Dinge, von der eben seine Beurteilung der Handarbeit zeugt, zu seiner Kritik an geistigen Werten gelangt ist. Hierbei überträgt Bebel nach Dodel die Lehren von Karl Marx über die zukünftige Wirtschaftsentwicklung: Das Handwerk verschwindet, der Großbetrieb siegt ebenso innerhalb der Industrie wie innerhalb der Landwirtschaft — auf die geistige Arbeit. Wie der Handwerker verschwindet, wie sich der Großbetrieb in der Wirtschaft durchsetzt, so soll er auch in der Wissenschaft, wo er in seinem Aufbau die gleichen Züge wie der industrielle Großbetrieb trage und gesellschaftlich nützliche Arbeit für die Gesamtheit zu leisten habe, die Organisationsform bilden, wobei für individuelle Denkerleistung allerdings kein Raum mehr bleibe.

Als nach 1918 die schon in den siebziger Jahren verbreitete Vorstellung von dem Akademiker als Fabrikarbeiter erneut auftauchte, hat sich auf dem Göttinger Studententag 1920 Professor K. T. Fischer prinzipiell mit dieser Auffassung gründlich auseinandergesetzt. Die Hochschule, die dem Triebe des Menschen nach geistiger Entwicklung Raum gewährt, kann diesem Erkenntnisdrang niemals Gesetze vorschreiben. Die Methode der Wissenschaft mit Mach als ökonomisches Denken zu bezeichnen, heißt, daß auch die Universität ökonomisch mit ihren Mitteln umgehen und mit ihnen wie die Fabrik arbeiten soll. Deshalb aber ist die Universität noch kein Fabrikbetrieb, weil auf ihr keine materielle Handelsware erzeugt und zum Zwecke persönlichen Gewinns verkauft wird. Dort stehen sich nicht Unternehmer und Arbeiter gegenüber, vielmehr bildet sie die Stätte, an der der Student durch seine eigene Tüchtigkeit und die gemeinsame Arbeit mit dem Professor sich seine Zukunft schafft. Deshalb kommt der Student aus Liebe zur geistigen Arbeit freiwillig auf die Hochschule, um sich durch sein Können seinen Erfolg zu erarbeiten. Um die Wissenschaft wäre es geschehen, wenn jemand von außen her sie in bestimmte Bahnen zwingen wolle, weil es ihr oberster Grundsatz ist, daß man sich mit ihr um ihrer selbst willen befasse (s. „Das erste Jahr deutsche Studentenschaft 1919/20" Göttingen 1921, S. 151). Diese treffende Kennzeichnung lehrt, wie wenig es angängig ist, auf Grund äußerer Aehnlichkeiten Universität und Fabrik miteinander zu vergleichen. Die Auffassung von der gesellschaftlich nützlichen Arbeit, die die Wissenschaft zu vollbringen hat, ist aber mit der Selbständigkeit der Geistesarbeit unverträglich, ebenso wie eine derartige Auffassung — eben diejenige Bebels — die Notwendigkeit des „Einzelgängertums" verkennt, von dem auch bei großbetrieblicher Wissenschaftsorganisa-

tion schließlich doch der Fortschritt der Forschung abhängt. Die Ansicht von dem gesellschaftlichen Charakter aller Arbeit war übrigens während der siebziger Jahre in den sozialistischen Kreisen weit verbreitet und fand in dem Gothaer Programm ebenso wie in dem dazu von Liebknecht gegebenen Kommentar ihren Niederschlag. Der Sozialphilosoph Georg v. Gizycki hat aus dieser These seine Theorie von dem gleichen Lohn jeder Arbeit abgeleitet. Auch seine Auffassung leugnet den individuellen Charakter der Arbeitsleistung und negiert damit den schöpferischen Charakter der Wissenschaft. Aehnliche Ansichten sind nach dem Jahre 1918 in der sozialistischen Literatur wieder nachweisbar *(s. nächsten Anhang 1a, gegen Ende).*

5.

Zusammenfassung.

Einige wenige Worte mögen noch die tieferen Hintergründe der hohen Bewertung der Handarbeit durch Bebel aufzeigen, insbesondere die Zeitbedingtheit seiner Vorstellungen hiervon belegen. Bebel fühlte sich, wie schon vorher eingehend nachgewiesen, selbst ganz als Handarbeiter und besaß auch auf Grund des früher von ihm betriebenen Handwerks erklärlicherweise ein inniges Verhältnis zur Handarbeit. Der Charakter der sozialdemokratischen Partei als Partei der Handarbeit trat aber gerade in den 70er Jahren deutlich hervor und mußte diese Einstellung Bebels noch verschärfen. Seine Auffassung über den hohen Nutzen der Handarbeit, seine Bewertung der Arbeit nach der mit ihr verbundenen Anstrengung bilden offenbar einen charakteristischen Ausdruck seiner eigenen Erfahrungen. Wie schon Riehl in seiner „Arbeit" und Ihering im „Zweck im Recht" zutreffend hervorgehoben hatten, ist es eine allgemein verbreitete Auffassung primitiver Völker und in äußerlichen Ansichten befangener Menschen, der Handarbeit, die gleichsam sichtbar hervortritt und Mühe und Schweiß kostet, eine zentrale Bedeutung beizulegen. Diese Erklärung dürfte auch für Bebel, der äußeren Einflüssen zeitlebens durchaus zugänglich war, zutreffen.

Die Verachtung der Handarbeit in den 70er Jahren, die Trennung zwischen Gebildeten und Ungebildeten, die gleichzeitig mit dem Gegensatz zwischen Hand- und Kopfarbeitern, wie er sich damals entwickelte, zusammenfällt, mußte noch diese Tendenz steigern. So hat Bebel seine rein quantitative Wertung der Handarbeit zur Grundlage, ja zum Ausgangs- und Zielpunkt zugleich seiner Kritik an der geistigen Arbeit gemacht und bis zum Lebensende starr an seinen Ansichten festgehalten. Nur so ist es zu verstehen, wenn er, wie bereits näher dargelegt, Hand- und Kopfarbeit vollständig gleichstellt, demzufolge von jedem Geistesarbeiter die Ausführung körperlicher Arbeiten verlangt, und sogar die Kritik, die er hierbei im eigenen Lager erfuhr, nur mit Spott und Hohn beantwortet, ja seine Deutung durch die pädagogische

Forschung bestätigt glaubt, die eine stärkere Berücksichtigung der körperlichen Betätigung in der Erziehung verlangt. Bebels Ueberschätzung des Milieus, die typische Tatbestände, die auf den Arbeiter zutreffen, auf andere Berufsangehörige überträgt, seine Anerkennung der sog. Berufswechseltheorie und schließlich seine traumhafte Vorstellung von der Entfaltung der geistigen Kräfte des Proletariats im Zukunftsstaat waren ganz dazu angetan, Bebel in seinen Ideen noch zu bestärken.

Schließlich ist Bebel bei seiner hohen Wertung der Handarbeit noch durch die Vorstellung des utopischen Sozialismus mit beeinflußt, insbesondere durch Fourier, der die Geringschätzung der Handarbeiter beklagt, von der allseitigen Begabung jedes Menschen spricht, das Abwechslungsbedürfnis innerhalb der Arbeit hervorhebt und die harmonische Entfaltung aller menschlichen Fähigkeiten anstrebt. Bei ihm findet sich bereits der Gedanke, daß der Mensch sich denjenigen Arbeiten widmen solle, die seiner Neigung am meisten entsprechen, wobei Fourier in seiner Analyse der menschlichen Triebe vom freien Sichausleben aller Individuen eine vollkommene Harmonie erwartet. Die Fouriersche Lehre führt ihrer Entstehung nach bereits zurück auf die Beschäftigung mit dem Magnetismus um die Wende des 17. Jahrhunderts. Damals wurden die Begriffe: Anziehung entgegengesetzter und Abstoßung gleichartiger Pole geprägt — Begriffe, die in der Fortführung der Gravitationstheorie mit Attraktion und Repulsion eine Rolle spielen und in der Soziologie die Aufstellung des Gegensatzpaares, Integration und Desintegration veranlaßt haben. Auch bei Fourier bildet beispielsweise die Sympathie zwischen Mensch und Mensch nur einen Spezialfall seines auf der „allgemeinen Anziehungskraft" beruhenden sozialen Systems (s. Ernst Robert Curtius, „Balzac", Bonn 1923, S. 43 ff.). Die Abhängigkeit Bebels von Fourier ist augenscheinlich, denn schon im Jahre 1879 hat Bebel auf ihn Bezug genommen und seine Lehre später sogar in einer umfassenden Schrift dargestellt. (Zu Fourier siehe Herkner, „Arbeiterfrage", 7. Auflage, 1921, 2. Band, Seite 197 f.) Auch der Einfluß von Tolstoi auf Bebel — in seiner Auseinandersetzung mit Katzenstein beruft sich Bebel ausdrücklich auf Tolstoi — ist unverkennbar, da ja dieser Philosoph den Nutzen der körperlichen Arbeit für den Geist sehr scharf betont und durch sein Leben bewährt. So ist Bebel aus persönlichem Erlebnis, aus der Verachtung der Handarbeit in den siebziger Jahren, in Abhängigkeit vom sozialistischen Dogma (Berufswechsel-, Milieutheorie, Erlöserrolle des Proletariats) und durch Uebernahme der marxistischen Wirtschaftslehren zu seiner Ueberbewertung der Handarbeit gekommen, deren quantitative Auffassung bei ihm dann auch in Verbindung mit einem starken Eudämonismus den Maßstab zur Schätzung geistiger Güter abgibt.

Anhang.

1a.

Die Beurteilung der Handarbeit innerhalb der sozialistischen Partei in den siebziger Jahren.

Leopold Jacoby unterscheidet in seiner Idee der Entwicklung ideelles Arbeiten und mechanisches Arbeiten. Ideelles Arbeiten ist bei Jacoby schöpferisches Denken, so lange das Gedankenprodukt nur für seinen Schöpfer besteht, nicht aufgezeichnet, mündlich vorgetragen oder sonst auf irgendeine Weise verbreitet wird. Ideell denkt ein Ingenieur, der auf den Gedanken eines vorher noch nicht existierenden ganz neuen Gedankenbildes gerät. In dem Augenblick, wo der Erfinder oder Entdecker seinen Entwurf niederschreibt, aufzeichnet, den Menschen seine Entdeckung mitteilt, arbeitet er nur mechanisch und bewirkt, daß das, was bereits einmal nur in seinem Gehirn existierte, nunmehr in förmlich wahrnehmbarer Form für die menschliche Gesellschaft existiert, d. h. das schon Produzierte wird von dem Erfinder reproduziert und jeder gezwungen, das von ihm Erdachte in der von ihm angegebenen Weise noch einmal nachzudenken. Erst die mechanische Arbeit ist es nach Jacoby, die die Erzeugnisse für die menschliche Gesellschaft nützlich macht. Selbst der vollendetste Denker, der nicht mechanisch arbeiten kann, um für die menschliche Gesellschaft nützlich zu wirken, wäre für sie vollständig zwecklos. Nicht nur der geringste mechanische Arbeiter, sondern jedes Arbeitsmittel, der rohe Stein auf dem Felde wäre für die Menschheit nützlicher als er, d. h. der Nutzen der geistigen Arbeit für die Gesellschaft verleiht ihr nach Jacoby ihren bestimmenden Wert. Nur derjenige geistige Arbeiter, der nicht nur produktiv denkt, sondern auch mechanisch — auch diese Auffassung von Jacoby ist höchst merkwürdig — arbeitet, d. h. macht seine Entdeckung dadurch erst der Gesellschaft zugänglich, vollbringt also eine fruchtbare nützliche Tätigkeit. Derjenige übt nach Jacoby nur-mechanische Arbeit aus, welcher Dinge tut, ohne sich denkmäßig ihres Aufbaus, ihrer Entstehung bewußt zu werden, d. h. solche Dinge, deren Arbeitsweise durch das Denken anderer besteht. Gegenwärtig arbeitet nach Jacoby der größte Teil aller Menschen nur mechanisch, d. h. in bezug auf die Arbeit ohne bewußtes Denken. Nur die ideell-mechanische Arbeit aber ist des Menschen würdig. In Fortführung seiner Gedankengänge behauptet Jacoby, daß nur der Mangel an Zeit und der Aufbau der kulturwidrigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung den Menschen an dieser Möglichkeit hindert. Ganz im Sinne von Marx soll erst der Aufschwung der Technik im neuen Wirtschaftsprinzip den Arbeiter aus seinen Qualen erlösen und allen Menschen die Möglichkeit geben, produktiv, d. h. selbstschöpferisch zu denken, Neues zu erfinden und

solche Arbeiten auszuführen, bei denen sie sich selbständig von der ihrer Arbeit zugrunde liegenden geistigen Forschung Rechenschaft zu geben vermögen. In dieser Beziehung huldigt Jacoby ganz — und zwar von der Idee „der Mensch ist gut" aus — den utopischen Vorstellungen über die Entfaltung der menschlichen Fähigkeiten im sozialistischen Zukunftsstaat. Festzuhalten für uns bleibt, daß das produktive Denken als solches nach Jacoby vollständig wertlos ist, daß nur der Gesellschaft zur Ausführung überlassene Gedankengänge nützlich sind, daß jeder Mensch zum Höchsten berufen ist, jedem die Aufgabe obliegt, ideell-mechanisches Arbeiten miteinander zu vereinen, die mechanische Arbeit allein hingegen die Entwürdigung des Menschen im Gegenwartsstaat deutlich macht. Die Utopie vom Geistesfrühling im Zukunftsstaat, die einseitige Deutung der unproduktiv schöpferischen Arbeit, der als Wirklichkeit genommene Glaube an die geistige Begabung des einzelnen Menschen, die Wehklage über die Verurteilung des Menschen zur mechanischen Arbeit infolge der vermeidbaren Unvollkommenheit des bestehenden Staatswesens zeigen die Abhängigkeit von der Zeit auf. Besonders der Begriff der Nützlichkeit, der bestimmend für den Wert einer Arbeit ist, spiegelt die Zeittendenz wider: Ist jeder zum Höchsten berufen, deshalb in gleicher Weise zu geistiger wie zu körperlicher Arbeit verpflichtet, dann ist eine ungünstige Beurteilung schöpferischer Tätigkeit unvermeidlich (s. Jacoby, „Idee der Entwicklung", Bd. 1, 1874, zit. nach der 2. fast unveränderten Auflage von 1886, S. 44 f., 47, 50, 53).

Die Bebelsche Ueberschätzung der Handarbeit findet sich, wie wir der „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie" von Franz Mehring, Bremen, 1879, die noch der liberalen Epoche ihres Verfassers entstammt, entnehmen können, auch bei Most. Allgemein ist, wie Mehring darstellt, von Most gefordert worden, daß die körperliche Arbeit auf ein gewisses Lebensalter zu beschränken sei, in aller freien Zeit sich Jeder jeder geistigen Tätigkeit widmen solle. Niemand dürfe sich der körperlichen Arbeit entziehen, besonders Gelehrten, Künstlern und Staatsmännern sei sie bei ihrer sitzenden Lebensweise sehr gesund. Genie und Talent als Extraprämien der Natur, an denen der mit ihnen Begabte unschuldig ist, erhalten genügenden Lohn und ausreichende Ehre, wenn sie sich der Gesellschaft zur Verfügung stellen dürfen. Most geht sogar so weit, zu behaupten, daß die bessere Entlohnung angenehmer Arbeit und die schlechtere Entlohnung unangenehmer Arbeit nur als die Verrücktheit einer Gesellschaft anzusehen ist, die auf grundverfehlten Prinzipien ruht. Mehring macht noch darauf aufmerksam, wie diese Ideen früheren Utopien, insbesondere Cabets „Ikarien" angeglichen sind. Bei Most tritt somit der reine Quantitätsmaßstab zur Bewertung der Arbeit ganz ähnlich stark wie bei Bebel hervor. (Siehe Mehring „Deutsche Sozialdemokratie", Bremen 1879. Diese Schrift ist inhaltlich auf dem Parteitag zu

Dresden 1903 von ihrem Verfasser widerrufen worden, der seit 1890, der Aufhebung des Sozialistengesetzes, sich der Sozialdemokratie angeschlossen hatte. Dieser Widerruf erscheint uns aber objektiv nicht ausreichend motiviert, da Mehring damals auf dem Standpunkt des Bürgertums gestanden hat, ein Standpunkt, der prinzipiell auch seine volle Berechtigung besitzt. Er konnte aber gar nicht fast ein Menschenalter später eine Schrift widerrufen, die nach seinem damaligen Eingeständnis von den grundlegenden Anschauungen des freisinnigen und patriotischen Bürgertums getragen und mit subjektiver Wahrhaftigkeit und sorgfältiger Quellenbenutzung bemüht war, auch dem Gegner gerecht zu werden. Wie wenig an der Ernsthaftigkeit dieses Geständnisses des jungen Mehring zu zweifeln ist, erhellt auch daraus, daß die Schrift dem Andenken seines unvergeßlichen Vaters gewidmet ist, der nach den Ausdrücken Mehrings durch seltene Pflichttreue ausgezeichnet war und in allen bürgerlichen Tugenden ein unerreichbares Muster gewesen ist. Schwerlich wird aber ein Sohn dem Andenken seines Vaters ein Werk widmen, das nicht sein Bestes enthält. Uns erscheint somit quellenmäßig diesem Werke von Mehring das aus lebendigsten Beobachtungen geschöpft ist, mindestens solche Bedeutung zuzukommen wie dem späteren sozialistischen Gegenstück des gleichen Verfassers. Mit Recht hat Herkner auch dieses Werk in die sozialliberale Literatur eingereiht.)

In dem Programm zu Gotha) wurde die Arbeit als die Quelle alles Reichtums bezeichnet und insbesondere die Bedeutung allge-*

---

*) Karl Marx hat in seiner Kritik des Gothaer Programms, die erst 1890/91 veröffentlicht wurde, dessen sachlichen Schwächen glücklich herausgearbeitet, insbesondere die Verfehltheit der Auffassung, die Arbeit als Quelle alles Werts zu betrachten, die Forderung auf vollen Arbeitsertrag zu erheben und außer dem Proletariat alle übrigen Parteien als reaktionäre Masse zu bezeichnen. (Diehl, Quellenhefte: Sozialismus, Kommunismus, Ararchismus, Bd. II, Karlsruhe 1920, S. 135—160.)

mein nutzbringender Arbeit, die nur durch die Gesellschaft möglich ist, betont. Schon hieraus ergibt sich, wie eine derartige Auffassung, die gesellschaftlicher nutzbringender Arbeit allen Wert beimißt, der geistigen Arbeit nicht gerecht zu werden vermag. Ebenso wird in dem Programm der Charakter der sozialdemokratischen Partei als Arbeiterpartei scharf hervorgehoben, wenn die Befreiung der Arbeit als das Werk der Arbeiterklasse bezeichnet wird, der gegenüber alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse darstellen. Die Blickstellung des Programms auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart leuchtet ein, wenn von den Arbeitsmitteln als Monopol der Kapitalistenklasse gesprochen wird, die die Abhängigkeit der Arbeiterklasse bedingt (s. für die hier angeführten Tatsachen „Das Gothaer Programm" Mai 1875,

Diehl, „Lesestücke zum Studium der politischen Oekonomie" Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus, Band XII, Seite 128).

Ganz im Sinne dieses Programms hat Liebknecht als die Mutter alles gesellschaftlichen Reichtums und aller Kultur die Arbeit bezeichnet, der wir verdanken, was wir sind und haben, und gleichzeitig festgestellt, daß er hierbei nur die allgemeine gesellschaftliche Arbeit ins Auge faßt, aber nicht unsere persönliche Arbeit, von der man nicht diese Aussage machen darf. Ohne persönliche Arbeit die Segnungen der Kultur zu genießen, ist nach Liebknecht durchaus möglich. Unmöglich ist es aber selbst dem Arbeitsamsten und Arbeitskräftigsten, auch bei angestrengtester Arbeit als Kulturmensch ohne die allgemeine gesellschaftliche Arbeit zu leben, die erst die Kultur geschaffen hat. Der kommunistischen Natur der gesellschaftlichen Arbeit soll nach Liebknecht auch die Verteilung ihres Produktes entsprechen, d. h. das Produkt der Arbeit soll zum Eigentum der Arbeiter werden. Daraus leitet Liebknecht die Forderung ab, daß die sozialistische Assoziation an Stelle der Lohnarbeit treten soll, in Zukunft nur noch gemeinsame Arbeit zum Nutzen jedes Einzelnen geleistet und gemeinsamer Genuß der Früchte der Arbeit verbürgt sein soll. Diktatorisch kommt dabei Liebknecht zu dem Schluß, daß das Kapital gegenüber der Arbeit kein Recht besitzt, weil es blos das Kind der Arbeit ist, ohne Arbeit weder wachsen noch fortbestehen kann. Deshalb soll auch nur die Arbeit gegenüber dem Kapital Eigentumsrecht besitzen. Genau die gleichen Auffassungen wie hier in seinen Aufsätzen im „Volksstaat" hat Liebknecht auch in dem gegen ihn anhängig gemachten Hochverratsprozeß in seiner Verteidigungsrede vertreten wollen, die er aber nicht halten durfte und die später in der Schrift „Der Hochverratsprozeß gegen Liebknecht, Bebel und Hepner vor dem Schwurgericht zu Leipzig vom 11. bis 26. März 1872" erschienen ist (s. Liebknecht, „Wie die Sozialdemokraten sind und was sie wollen", 10. Auflage, Chemnitz 1894, S. 9 ff., zweitens s. Liebknecht, „Hochverratsprozeß" unveränderter Neudruck nach der 2. Auflage 1911, S. 694, 695, 699).

Welche Folgerungen aus dieser quantitativen Sicht der Handarbeit in der sozialistischen Literatur sich ergeben haben, mag noch kurz beleuchtet werden an der Auffassung von Georg von Gizycki und Heinrich Schulz. Einer äußerlichen Betrachtung erscheine es gerecht, jedem den Ertrag seiner individuellen Arbeit zu vergelten. In Wirklichkeit gibt es aber gar keine Arbeit, deren Ertrag nur das Werk des betreffenden Menschen selbst ist, denn jeder Mensch ist ein Produkt der Gesellschaft, und was er physisch und psychisch wurde, verdankt er anderen Menschen; so seinen Charakter dem sittenlosen oder sittenreinen Leben seiner Eltern, so die Güte seiner Erziehung seinen Lehrern, so die Möglichkeit der Fortbildung der Gedankenarbeit scharfsinniger Philosophen und Dichter usw. Der Mensch als Produkt gesellschaftlicher Fak-

toren kann keine persönliche Arbeit leisten, weil außerdem die von ihm benutzten Werkzeuge, die von ihm beschrittenen Wege zum Absatz seiner Produkte nur das Werk anderer sind, denn die ganze Welt stellt nach Gizycki ein aufs innigste verschlungenes Arbeitssystem dar, dessen Industrien und Berufe sich einander voraussetzen und einander erhalten. Niemand kann dabei sagen, welchen Teil des von der Nation produzierten Reichtums von dem einzelnen Hand- und Kopfarbeiter geschaffen ist; um der Willkür einer Schätzung der verschiedenen Tätigkeiten abzuhelfen, bleibt, wie Gizycki meint, als einzig gerechter Ausweg nur die völlige Abschaffung des Lohnsystems übrig, die vollständige ökonomische Gleichheit, wobei nur dafür Sorge getragen sein muß, daß jeder sich durch seine Betätigung seinen Unterhalt verdient (s. Georg von Gizycki, „Vorlesungen über soziale Ethik", S. 60 ff.).

Heinrich Schulz hat in seinem Referat auf dem Mannheimer Parteitag 1906 ganz ähnliche Auffassungen vertreten. Er spricht davon, wie im Zukunftsstaat der Unterschied zwischen Kopf- und Handarbeit verschwunden ist, wie es dort nur noch gesellschaftlich notwendige Arbeiten gibt, die für die Existenz und gesunde Fortentwicklung der Gesellschaft gleich achtenswert und unerläßlich seien. Ebenso erfahren wir bei Schulz, wie die körperliche Arbeit die Grundlage aller Erziehung, auch der geistigen und sittlichen, darzustellen hat (s. „Protokoll und Verhandlungen des Parteitages der sozialdemokratischen Partei zu Mannheim vom 23. bis 29. September 1906", S. 339 und 341).

Ernst Schultze hat in seinem großen Werke „Not und Verschwendung", das sich auch eingehend mit der Tatsache der Verelendung der Kopfarbeiter seit 1918 befaßt, festgestellt, wie gerade in kommunistischen Kreisen nach 1918 die Auffassung, der Geistesarbeiter dürfe nicht mehr als der Handarbeiter erhalten, weil beide für die Gesellschaft gleich notwendige Arbeit leisten, immer mehr durchdrungen sei. Er stellt obendrein fest, wie damals sogar ganz ernsthaft in diesen Kreisen die Ansicht, niemand dürfe sich einer ausschließlich geistigen Arbeit hingeben, jedermann habe Handarbeit zu leisten, geäußert worden sei. Geistige Arbeit zu leisten sollte dabei nur ein paar Stunden am Tage statthaft sein, weil sie von der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit abziehe. Schließlich hat, wie Schultze anführt, in der Zeitschrift „Die Glocke" Kurt Biging in einem Aufsatz über „Sozialismus und Studentenschaft" wohl das häufige Mißtrauen der Sozialdemokratie gegenüber dem Akademiker zugestanden, aber doch aus der Tatsache, daß gegenwärtig der geistige Arbeiter ohne Vermögen durch körperliche Arbeit sich seinen Lebensunterhalt verdienen müsse, die Gleichstellung von Hand- und Geistesarbeiter gefolgert, ja sogar behauptet, daß der Akademiker aus diesem Grunde mit in die Kampfreihen des Proletariats gehört und diese Erkenntnis sich für eine Annäherung zwischen Handarbeiter und

Geistesarbeiter dienlich erweisen werde (s. Ernst Schultze, „Not und Verschwendung", Leipzig 1923, Bd. I, S. 324 f. und 327).

Aus diesen Ausführungen ist ersichtlich, wie die Ansichten innerhalb sozialistischer Kreise in den siebziger Jahren über die Handarbeit als Maßstab zur Bewertung der geistigen Arbeit auch noch in die Zukunft hineingewirkt und einer Erkenntnis ihrer Wesensverschiedenheit entgegengewirkt haben. Schließlich mag noch darauf hingedeutet sein, daß, wie wir im zweiten Hauptteil unserer Arbeit „Bebel und die proletarische Kultur" aufgezeigt haben, in dem Ausrottungskampf gegen den Geist in Sowjetrußland gerade die darüber von Bebel in seiner „Frau und der Sozialismus" entwickelten Ansichten eine große Rolle gespielt haben.

2a.

Die Stellung der Parteien zum Arbeiter.

Brentano stellt in seiner Schrift „Das Arbeitsverhältnis gemäß dem heutigen Recht", 1877, fest, daß es unter den dem Reiche freundlich gesinnten Parteien keine einzige gibt, die sich ernsthaft der Arbeiterinteressen annähme. Selbst die Fortschrittspartei, deren Prinzipien doch eine eingehende Beschäftigung mit der Not der Arbeiter entspräche, verhalte sich beispielsweise ganz ablehnend gegenüber den Gewerkvereinen. Bei den übrigen Parteien aber wird jeder Versuch der Arbeiter, durch Koalitionen ihre Lage zu bessern, wenn nicht als ein Verbrechen, so doch als etwas äußerst Verdammenswertes behandelt. Für Rückgänge in der Industrie sollen allein die Arbeiter verantwortlich sein. Dazu kommt noch eine vielfach abschreckende Schilderung des sinnlichkeitserfüllten Lebens der Arbeiter, die angeblich allem Höheren fernstehen. Die Ultramontanen, deren Schwäche gegenüber den Arbeitern in dem stark autoritären Zug ihres Sozialprogramms begründet liegt, haben aber doch das Verdienst, gezeigt zu haben, daß es nie ein anderes Mittel, Sympathie zu erwecken, gibt, als wie selbst Sympathie zu zeigen. Nur eine Partei, die der Bevormundung des Arbeiters seitens der herrschenden Klasse oder gar ihrer vollständigen Ignorierung entschlossen entgegengewirkt, wird sich die Herzen der Arbeiter erobern können (s. Brentano, „Das Arbeitsverhältnis gemäß dem heutigen Recht", S. 307, 328 ff.).

Ganz ähnliche Beobachtungen hat auch Gustav Schmoller in seiner Veröffentlichung über „Einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft" hierüber gemacht. Ohne im einzelnen die Stellung der Parteien zum Arbeiter zu beleuchten, fallen hier doch mancherlei aufklärende Streiflichter auf ihre Lage, so wenn er u. a. feststellt, wie die Liberalen und Freikonservativen sich befriedigt über die sozialen Zustände der Zeit aussprechen und vor ihren offenbaren Mißständen die Augen schließen. Oder wenn er hervorhebt, wie der Liberalismus seine Grundprinzipien in der Stellungnahme zur Arbeiterfrage nicht durchgeführt hat, indem er

nicht entschlossen war, nach der Verleihung der allgemeinen Wehrpflicht und des allgemeinen Wahlrechtes auch wirtschaftlich und geistig den unteren Klassen zur Mündigkeit zu verhelfen. Dabei zeigt Schmoller auf, wie man gerade innerhalb des Liberalismus den unauflöslichen Zusammenhang zwischen Politik und sozialen Zuständen übersehen hat und sich infolgedessen gerade dort wirtschaftliche Notstände entwickeln konnten, wo das moderne politische Leben zum reinsten Ausdruck kam. Scharf wendet sich Schmoller auch gegen den gehässigen Ton, in welchem man von oben herab die Sozialdemokratie abfertigt, ohne nach den tieferen Gründen ihrer Entstehung zu forschen, und wie der Arbeiter, geistig und wirtschaftlich sich selbst überlassen, in dem Anschluß an die Sozialdemokratie den einzigen Rettungsanker erblickt. In den Schlußworten seiner Abhandlung belehrt uns Schmoller, wie infolge des Versagens der politischen Parteien in der Beurteilung der Arbeiterfrage der 1872 begründete Verein für Sozialpolitik gerade darin seine Aufgabe erblickt, weit über den parteipolitischen Rahmen hinaus das Sozialproblem in seinen tieferen Zusammenhängen zu ergründen und dadurch ausgleichend auf die scharfen Interessengegensätze hüben und drüben einzuwirken (s. Schmoller, „Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft", Jena 1875, insbesondere S. 136, 149 ff., 160 ff.).

Schließlich hebt auch Conzen in seinem für alle Stände bestimmten „Hand- und Lehrbuch der Nationalökonomie" hervor, wie es das Verdienst der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung gewesen ist, die Lösung des Sozialproblems nicht nur als eine Sache der Humanität und der politischen Klugheit anzusehen, sondern auch als eine Frage der Gerechtigkeit und Zivilisation zu betrachten. Conzen führt dafür auch das ähnlich lautende Urteil eines führenden Nationalökonomen wie Kautz an (s. Conzen, „Nationalökonomie", Leipzig 1878, insbesondere S. 173, 202).

3a.

Bebels Auffassung von der Handarbeit als Grundlage zur Bewertung geistiger Güter in der sozialistischen Diskussion.

In der „Neuen Zeit" vom 25. November 1896 setzt sich Simon Katzenstein mit einigen Auffassungen Bebels über die Geringschätzung der geistigen Arbeit auseinander. Bebel tritt, wie Katzenstein betont, nach Fouriers Vorgang für eine sehr weitgehende Abwechslung der Arbeitsbetätigung ein, eine Auffassung, die Bebel auch für die geistigen Berufe aufrechterhält. Es ist nach Katzenstein sehr die Frage, ob Bebels hier aufgestellte Thesen zu Recht bestehen. Der Gelehrte ist zur stärksten Konzentration gezwungen, wenn er etwas leisten soll. Es wäre nicht einzusehen, welches Interesse im Sinne von Bebel die Gesellschaft daran haben sollte, einen Virchow oder Marx zwei oder vier Stunden täglich an die Maschine zu stellen oder etwa daran, den Geiger Josef

Joachim zu zwingen, sich die zarten Fingerspitzen etwa durch Hobeln abzuhärten. Wenn Bebel den Geistesarbeiter ebenso zu körperlichen Arbeiten zwingen will, wie er den Handarbeiter auch zu den höchsten geistigen Betätigungen für geeignet hält, so urteilt Bebel sehr einseitig. Nur mittels irreführender Beispiele ist es Bebel überhaupt möglich, seine Lehre zu begründen. Die Tatsache, daß Leonardo da Vinci, Galilei, Spinoza sich auch eines Handwerks befleißigt haben, belegt nichts für diese Notwendigkeit in der Gegenwart. Merkwürdig mutet es an, daß Bebel es an Beispielen aus der Gegenwart ganz fehlen läßt. Weder Goethe noch Bismarck, weder Engels noch Klinger werden von ihm angeführt als Beispiele seiner Berufwechseltheorie. Hieraus würde sofort hervorgehen, wie wenig für die Geisteskoryphäe in der Gegenwart ein Zwang zur Ausübung körperlicher Beschäftigungen bestehen kann, wie es sich selbst bei den früher angeführten Fällen nur um Ausnahmeerscheinungen handelt, die für die heutige Zeit nichts beweisen können. Katzenstein stellt dabei zusammenfassend fest, wie Bebel in blinder Leidenschaft bei Ueberbetonung des Wertes der Handarbeit zu den lebens- und wirklichkeitsfremdesten Vorstellungen über die Geistesarbeit gelangt, die sich bei ernsthafter Kritik nicht aufrecht erhalten lassen. Diese Verachtung des Geistigen kommt aber nach Katzenstein bei Bebel auch in seiner krassen Ueberschätzung des Milieueinflusses zu bedauerlichem Ausdruck, wobei sich Bebel sogar nicht, wie Katzenstein feststellt, scheut, selbst auf Goethe diese Gedanken anzuwenden. Bebel hätte aber, worauf Katzenstein aufmerksam macht, an seinem eigenen Leben die Probehaltigkeit seiner Milieutheorie erproben sollen. In der Anwendung auf Bebel würde das nach Katzenstein folgendes bedeuten: Bebel, als Sohn eines armen Unteroffiziers geboren und der Betätigung eines Handwerkers zugewandt, wäre auch ein ehrsamer Handwerker sein Leben hindurch geblieben, d. h. Katzenstein weist nach, wie schon sein eigenes Leben Bebel über die Irrigkeit seiner Lehre hätte aufklären können (s. „Neue Zeit" Nr. 10, Band XV, 1, Seite 293 bis 303).

Auf diese Vorwürfe Katzensteins hat Bebel leidenschaftlich geantwortet und ist sogar vor schweren Verdächtigungen gegen Katzenstein nicht zurückgeschreckt. Die Empörung Katzensteins gegen seine Forderung an die Geistesarbeiter, regelmäßige körperliche Arbeit neben der geistigen zu leisten, sei ihm ganz unverständlich. Von Berufsarbeit habe er gar nicht gesprochen, da sie in der sozialistischen Gesellschaft — ein hochinteressantes Eingeständnis Bebels — überhaupt fehlt. Im sozialistischen Zukunftsstaat wird die Frage der Arbeit von zwei Gesichtspunkten bestimmt: vom Standpunkt der Hygiene und vom Standpunkt der gesellschaftlichen Gleichheit und Gerechtigkeit, die erfordert, keinen Menschen auf Kosten des anderen zu privilegieren. Die naturwissenschaftlichen und technischen Fortschritte werden nach Bebel

die Arbeit so erleichtern, daß es für jedermann ohne Schwierigkeit sein wird, sie zu leisten. Für alle wird dann genug Zeit übrig bleiben, um ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Intentionen zu leben. Der hohe Wert der Handarbeit gerade für den Geistesarbeiter sei im übrigen von jeher von den bedeutendsten Kommunisten und Sozialisten in den Vordergrund ihrer Betrachtungen gestellt worden. Er finde sich in der Literatur von Thomas Morus bis zu Engels. Die Einwendungen von Katzenstein seien — das kennzeichne schon ihr kritisches Gewicht — die gleichen, wie sie schon von Eugen Richter und Konsorten gemacht worden seien. Daraus möge, wie Bebel spöttisch bemerkt, Katzenstein ersehen, wohin er bereits mit seiner Kritik geraten sei. Die Verachtung der Geistesarbeit durch Bebel tritt in diesen Ausführungen aufs deutlichste hervor. Sein utopischer Glaube, jeder werde auch die schwierigsten Probleme der Kunst, Wissenschaft und Religion lösen können, die körperliche Beschäftigung werde ihn dabei nicht im geringsten behindern, zeigt die Berechtigung der von Katzenstein geübten Kritik auf. Die Tatsache, daß auch gerade in der Pädagogik der Gedanke stark betont wurde, auch die körperlichen Kräfte zu pflegen, hat nicht das allergeringste zu tun mit dem Bebelschen Verlangen, daß abwechslungsweise der Handarbeiter geistige und der Kopfarbeiter körperliche Berufstätigkeiten ausüben solle. Die Schärfe der von Bebel gegen Katzenstein gemachten Einwendungen ist ein deutlicher Beweis für die Stärke des Bebelschen Autoritätsgefühls, das keinen Widerspruch verträgt, ein Zug, den wir ja bereits früher als typisch an Bebel feststellen konnten, ein Zug gleichzeitig, der die Anziehungskraft seiner Thesen auf den Geist des unkritischen Menschen begründet (s. „Neue Zeit" vom 2. Dezember 1896, S. 326 bis 336).

1896 hat Professor A. Dodel in seinen Vorträgen über „Bauer, Arbeiter und Wissenschaftler" sich ebenfalls mit der starken Verkennung des Geistigen durch Bebel befaßt. Seine Beobachtungen stimmen dabei im wesentlichen mit den Feststellungen von Katzenstein überein. Wir halten seine Darlegung deshalb für beachtenswert, weil sowohl aus seinem wie aus Katzensteins Urteil hervorgeht, wie selbst eine innerhalb des eigenen Lagers geübte Kritik an Bebel spurlos vorüberging. Dodel stellt fest, wie Bebel mit seiner Schrift „Die Frau und der Sozialismus" ein Werk von hervorragendster Bedeutung geschaffen habe, das dazu berufen ist, durch Millionen Hände zu gehen, und, wie er es pathetisch ausdrückt, aus Hunderttausenden denkender Frauen- und Männerhirne die Krusten mittelalterlicher Vorurteile herauszufegen. Gerade angesichts dieser besonderen Wertschätzung der Bebelschen Leistung gewinnt Dodels Kritik an Bedeutung. Dodel führt Bebels Worte von dem bestehenden Gelehrtentum als „einer Gilde, die Gehirnvergiftung und Afterwissenschaft treibt", an und Bebels Auffassung über die Möglichkeit, den Unterschied zwischen ge-

lernter und ungelernter Arbeit durch die grenzenlose Entwicklung der Technik im Zukunftsstaat zum Verschwinden zu bringen, indem jeder die Gelegenheit hat, die in ihn gelegten Keime zur glänzenden Entfaltung zu bringen, so daß es dort ebensowenig zünftige Gelehrte geben wird wie zünftige Künstler und Handwerker. (Dodel zitiert Bebel, „Frau und Sozialismus", 10. Aufl., S. 289, 290, 325 f.)

Es erscheint Dodel als ein über alle Möglichkeit hinausgreifender Irrtum, zu glauben, daß im Zukunftsstaate die Gilde der Berufsgelehrten und Berufskünstler verschwinden könnte. Der Fortschritt der Naturwissenschaften, Heilkunde und Technik ist nach Dodel nur unter den Auspizien des Staates möglich geworden, der durch die Ausbildung begabter Kräfte an höheren Lehranstalten, die sich einzig und allein der Wissenschaft, ihrer Lehre und Forschung widmen sollten, in diesem Sinne wirkte. Nur ein Heer von Berufsforschern habe den Fortgang der chemischen, physikalischen, physiologischen Fachgebiete durch ihre Forschung herbeigeführt. Niemals hätten begeisterte Dilettanten derartiges zu vollbringen vermocht. Die mächtigsten Förderer der Wissenschaft und Technik waren dabei Gelehrte von Beruf, deren Schaffenskraft durch ihre wissenschaftliche Aufgabe voll beansprucht wurde. In den vom Staat auf diesen Gebieten unterhaltenen physiologischen, pathologischen, anatomischen Instituten fand ihr Forschungstrieb hauptsächlich eine Stütze. Der Fortschritt der Forschung macht die Aufgaben der Wissenschaft von Tag zu Tag schwieriger, so daß es schon gegenwärtig dahin gekommen ist, daß z. B. der Liebhaber bei den Vorstudien mutlos stehen bleibt und daß vielleicht in tausend Fällen Einer nur einmal dahin gelangt, eine neue Untersuchung selbstforschend überhaupt beginnen zu können. Ebenso unbegreiflich dünkt Dodel Bebels diktatorische Feststellung, daß es im Zukunftsstaat keine Künstler von Beruf mehr geben wird. Sehr interessant verweist Dodel hier auf die Tatsache, daß nach Bebel der zünftige Geistesarbeiter ebenso verschwinden soll wie der Handwerker, d. h. unmittelbar in der Wirtschaft bestehende Tatbestände von Bebel unbedenklich auch auf das geistige Leben übertragen werden. Besonders drängt es sich Dodel auf, daß nach Bebel die Wissenschaft in ihrem Kreise die Vorzüge des Großbetriebs mit Maschinen auch auf ihren Stoff anwenden könne. In der Tat hat ja Bebel, wie wir im Laufe unserer Untersuchung noch betonen, die These von der Macht des Milieus, die für den Arbeiter auch zu Recht bestehen mag, auch auf die in geistigen Berufen Tätigen angewandt. In der Wissenschaft bleibt — nach Dodels schönem Wort — jeder einzelne Forscher im geistigen Sinne Einzelfußgänger, Einzel-Handarbeiter und muß durch eigene Arbeit mit heißem Bemühen durch den dichten Wald schon bereits erforschter Wahrheiten sich hindurchkämpfen, ehe er in das Dickicht des Unerforschten vorzustoßen vermag. Die Arbeitslast

des Wissenschaftlers wird sich auch in Zukunft nur noch vergrößern. Der Zukunftsstaat wird, wie der Gegenwartsstaat, Institute einrichten, die dem Forschungsdrang der Gelehrten Raum gewähren. Die Behauptung Bebels, die Wissenschaft der Gegenwart stehe im Dienste des Interesses eines Fürsten oder einer besonderen Gesellschaftsklasse, entbehrt jeder Grundlage. Die gegenwärtig bestehenden Hochschulen und Akademien sind vielmehr die Hochburgen einer im unabhängigen Geiste durchgeführten Wissenschaftsforschung. Besonders verhängnisvoll erscheint Dodel die Vorstellung einer unmittelbar nützlichen Wissenschaft, weil keine wahre Wissenschaft nutzlos ist. Dodel selbst freilich bewegt sich im Sinne seines Glaubens an den Sozialismus in der freudigen Hoffnung, daß durch die Macht der Verhältnisse der Einfluß der Metaphysik und der Theologie zurückgehen wird. Bebel hat sich nicht mit Dodel auseinandergesetzt, an Dodels Kritik gerade wird erkennbar, wie Bebels Ueberschätzung der Handarbeit zur Unterschätzung der Geistesarbeit führt, wie Bebel für den Arbeiter typische Verhältnisse auf den Geistesarbeiter überträgt (s. A. Dodel, „Aus Leben und Wissenschaft", Berlin 1923, Bd. II, S. 95 ff., 99 ff., 103, 125 (unveränderter Abdruck der schon 1896 gehaltenen Rede)).

II.

Bebels Bildungslehre im Rahmen seiner Zeit.

Die Arbeiterbewegung war in ihren Anfängen in Deutschland eng mit den Arbeiterbildungsbestrebungen verbunden. Bebel war, wie wir gezeigt hatten, an ihnen lebhaft beteiligt und stellte sogar selbst ein deutliches Zeugnis für die Fruchtbarkeit dieser Arbeit dar. Der Bildungsgedanke spielte überhaupt in seinem Leben die allergrößte Rolle. In den Programmen der Sozialdemokratischen Partei zu Eisenach 1869 und zu Gotha 1875, die deutliche Spuren der Mitarbeit Bebels an sich tragen, finden wir u. a. schon die Forderung des obligatorischen Unterrichts in den Volksschulen und des unentgeltlichen Unterrichts in allen öffentlichen Bildungsanstalten. Im Punkt 6 des Gothaer Programms wird ferner ausdrücklich die allgemeine und gleiche Volkserziehung durch den Staat gefordert. Bebel selbst war durch die bedeutendsten geistigen Begabungen seiner Zeit aufs Reichste gefördert worden, so durch Friedrich Albert Lange, durch Ferdinand Lassalle und Wilhelm Liebknecht, der seinerseits wiederum im In- und Auslande einer der Hauptbefürworter und Vorkämpfer der Arbeiterbildungsbestrebungen gewesen ist. So ist es auch nicht verwunderlich, daß Bebel selbst in ihrer Natur nach überwiegend politischen Broschüren zu allgemeinen Bildungsproblemen der Zeit Stellung nimmt. So ebenfalls in seiner Flugschrift „Unsere Ziele", wie auch in seinem Hauptwerk „Die Frau und der Sozialismus". Eduard Bernstein bestätigt uns, mit welcher Verachtung Bebel auf Parteigenossen herabgeblickt habe, die sich nur mit leichter, oberflächlicher Literatur beschäftigt haben, nicht aber tiefer in schwierige Geistesprobleme eingedrungen seien. Die von Bebel schon von den frühesten Zeiten seiner Entwicklung an geübte Kritik an dem Standesschulwesen wollen wir zuerst, darauf die sich daraus ergebenden Mängel der allgemeinen Einrichtungen zur Arbeiterbildung, schließlich die Bildungsvorstellung der Zeit und die enge Verknüpfung jeder Emanzipationsbewegung mit geistigen Erneuerungsversuchen beleuchten.

Die Kritik von Bebel knüpft an die Volksschule an, weil jede Arbeiterbildungsbewegung ihre Erneuerung ins Auge zu fassen habe. Die Volksschule stellte in den aufnahmefähigsten Jahren des menschlichen Lebens für den Arbeiter die Vorbereitung auf das Leben dar. An einer bequem ausgestatteten Volksschule konnte sich daher die Opferfähigkeit der herrschenden Gesellschaft, die den Arbeiter aus seiner geistigen Not befreien sollte, am ehesten erweisen. Gerade die Volksschule aber in ihrem damaligen Zustand bot ein trübes Bild der Vernachlässigung; die Wünsche der Volksschullehrer nach einer besseren Bezahlung und nach einer würdigeren Behandlung blieben unbeachtet, die Gedanken für einen Umbau der Anstalt zu einer wirklichen Schule des Volkes fanden kein Gehör. Hier knüpft also Bebel begreiflicher-

weise mit seiner Kritik an und wendet dann angesichts einer eben aus den damaligen Mißständen erklärlichen Ueberbetonung der Volksschulangelegenheiten den aus ihrer Betrachtung gewonnenen Maßstab auf das gesamte Bildungswesen an. Zweitens richtet sich seine Kritik gegen das Fehlen jeglicher Uebergangsmöglichkeiten von der Volksschule auf die höhere Schule. Schließlich fällt ihm auf, wie stark selbst das höhere Schulwesen durch Nützlichkeitserwägungen bestimmt ist. Aber gerade der Mann, der durchaus mit Recht die Schwäche des Bildungsaufbaus in ihrer Nützlichkeitstendenz sieht, wendet — ein furchtbarer Widerspruch — selbst nur Nützlichkeitsmaßstäbe auf das gesamte Bildungswesen an, wobei ihm die Tatsache, daß solche Erwägungen gerade innerhalb des Arbeiterlebens eine große Rolle spielen, zugute kommt.

Angesichts der Uebergewalt der wirtschaftlichen Verhältnisse in den siebziger Jahren, der mangelnden Schulbildung der Arbeiter, des Fehlens sozialer Schutzeinrichtungen konnte Bebel bei dieser Kritik, die in seiner Urform, in seiner Kampfschrift „Unsere Ziele" *(s. auch den zweiten Hauptteil B 12)* schon 1871 vollständig enthalten ist, auf volles Gehör bei den Arbeitern rechnen. Die damals ausgesprochenen Ansichten haben dann Bebel, wie wir eingehend gezeigt haben, durch sein Leben begleitet. Fehlte es schon an einer ausreichenden Volksschulbildung für den Arbeiter, an einem intensiven Reformwillen der höheren Gesellschaft zur Beseitigung dieser Mißstände, so war für die geistigen, über die Volksschule hinausragenden Wünsche des Arbeiters damals in der Tat kein Raum. Die Arbeiterbildungsvereine, die auch damals noch fortbestanden, gingen an den politischen und wirtschaftlichen Interessen des Arbeiters vollständig vorüber. Die gutgemeinten Vorschläge der Kathedersozialisten, dem Arbeiter durch eine Volksschulreform geistig vorwärts zu helfen und eine Beteiligung an allen Kulturgütern ihm allmählich zu ermöglichen, führten — das ist das Wesentliche — doch zu keinerlei festem Bildungsplan für die einzelnen Schulgattungen, der praktisch zu verwirklichen gewesen wäre. Die hier vorwärts weisenden Gedanken der Volksschul-Pädagogen Friedrich Dittes und Wichard Lange zur Einrichtung einer National-Einheitsschule blieben hingegen vollständig unbeachtet.

So sah sich der Arbeiter, um in seiner Totalität, seinen wirtschaftlichen, politischen und geistigen Interessen erfaßt zu werden, auf die Hilfe der sozialdemokratischen Partei angewiesen. Daß er an sie Anschluß suchte, war keineswegs, wie man leicht vermuten könnte, der Ausdruck einer materialistischen Gesinnung. Der Mensch, der sich in tiefer seelischer und leiblicher Not befindet — und das war die Situation des deutschen Arbeiters in den siebziger Jahren — greift nach jedem Rettungsanker, der ihm hingeworfen wird. Der Ertrinkende aber, um dieses Bild zu gebrauchen, wird nicht etwa die Qualität des ihm zugeworfenen Ret-

tungsgerätes prüfen, sondern nur tüchtig zupacken, um überhaupt gerettet zu werden. Den Bildungsdrang des Arbeiters, der freilich qualitativ sich nicht in einer bestimmten Richtung auswirkte, sondern entscheidend nur darauf gerichtet war, das Standesschulwesen zu durchbrechen, haben führende Geister der damaligen Zeit dargestellt. Heinrich Hart schildert uns, wie kurz nach seiner Ankunft in Berlin das Attentat Hödels im Jahre 1878 wie ein Fanal wirkte. Damals war, wie es bei Hart heißt, innerhalb der Sozialdemokratie ein Idealismus lebendig, wie er sich später nicht mehr entfalten konnte. Alle ihre Anhänger fühlten sich als eine große Brüderschaft, die in einer Art von Ekstase des baldigen Umschwungs aller Dinge harrte. Der Zug zur wirklichen Neuordnung verlangte die Beteiligung an den Genüssen und Vorteilen der bestehenden Gesellschaftsordnung, war also — das ist hochinteressant und stimmt auch durchaus mit den Darlegungen von Bebel überein — quantitativ und nicht qualitativ gerichtet. Nirgends, so bekennt Heinrich Hart, habe er eine leidenschaftlichere Sehnsucht nach Wissen, einen heißeren Hunger nach erhöhter Bildung und nach Lebensverfeinerung gefunden, als unter den Sozialisten der siebziger Jahre (s. Heinrich Hart, „Gesammelte Werke" Bd. III, Berlin 1907, S. 35 f.). In der Tat ist ja auch, worauf wir früher hindeuteten, Bebels Zukunftsstaat nur ein noch überspitztes und übertriebenes Bild der Verhältnisse des wohlhabenden Bürgertums in den siebziger Jahren, dessen Behaglichkeit und Bequemlichkeit nunmehr allen zugänglich werden soll. Wie stark man damals Bildung als praktisches Instrument zum guten Fortkommen betrachtet und gleichzeitig mit Wissen identifiziert, hat uns auch Paulsen geistvoll bekundet.

Galt damals doch, wie er berichtet, nur derjenige im öffentlichen Leben, der eine feine und allseitige Bildung besaß. Durch nichts drückte man gleichsam seine Verachtung gegenüber einem anderen schärfer aus, als daß man ihn als eine ganz ungebildete Person bezeichnete. Daher ist es erklärlich, daß, freilich häufig in Verkennung des tieferen Bildungsgehaltes, alle Welt nach Bildung drängte und Vater und Mutter nichts brennender und sehnlicher wünschten, als ihre Kinder weiter zu bilden, weil sie mit der Bildung gleichsam alles werden und erreichen könnten. Das heißt: utilitaristische Gesichtspunkte spielten schon damals bei der Beurteilung von Bildungsfragen eine ganz entscheidende Rolle. Die starke Nützlichkeitseinstellung von Bebel, die sein gesamtes Schrifttum durchzieht und sich besonders in seiner absprechenden Stellung zur deutschen Universität auswirkt, ist somit durchaus aus den Verhältnissen der beginnenden siebziger Jahre begreiflich.

Der Arbeiter sieht sich von allen Bildungsquellen radikal abgeschnitten, er huldigt mangels eigener Erfahrung über ihre Möglichkeiten durchaus utopischen Vorstellungen, seinen Wünschen kann — das wird deutlich — dann am leichtesten Rechnung ge-

tragen werden, wenn man das gesamte Bildungswesen auf die Stufe der Volksschule herabdrückt und es nach den Erfahrungen beurteilt, für die der Arbeiter in seinem eigenen Leben klare Anknüpfungspunkte findet. Dieses Werk hat Bebel für den Arbeiter ausgeführt, und darin liegt die Wurzel seiner bildungsmaterialistischen Einstellung. Der Glaube an die Macht der Bildung, wobei man leider mit diesem Worte keine tiefere Vorstellung verband, war aus den damaligen Zeitverhältnissen heraus nicht verwunderlich. Denn jede große Emanzipationsbewegung der Geschichte war gleichzeitig eine geistige Erneuerungsbewegung, und die Arbeiterbewegung trat auch hier nur in die Fußtapfen wertvoller früher gemachter Erfahrungen.

An einigen wenigen Beispielen wollen wir diese Tatsache noch erläutern. Die Geschichte der englischen Volkserziehung im 19. Jahrhundert, die sich zu einem wesentlichen Teile der geistigen Schulungsarbeit für das Proletariat widmet, ist dafür charakteristisch. Haben doch die besten Männer des Landes an ihr tätigen Anteil genommen. Ob wir nun an den Kulturphilosophen Thomas Carlyle oder an die von echt christlichem Geist beseelten Geistlichen F. D. Maurice und Charles Kingsley, an die Wegebahner neuer Kunstanschauungen William Morris oder John Ruskin und schließlich an den Kriegsminister Lord Haldane denken. Diese ausgezeichneten Persönlichkeiten sahen es sogar als ihren Stolz an, sich auf dem Felde der sozialen Versöhnung fruchtbar zu betätigen. Ebenso steht — um noch weiteres für diese engen Zusammenhänge anzuführen — die Frauenemanzipation mit der Bildung im engen Bunde. Schon Friedrich Schleiermacher hatte 1798 in seinen geistvollen kritischen Bemerkungen zu Friedrich Schlegels Roman „Lucinde" der Frau geraten, nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre sich gelüsten zu lassen (s. Schleiermacher, „Katechismus für Frauen", 10. Gebot, angeführt bei Minna Cauer, „Die Frau im 19. Jahrhundert", Berlin 1898, S. 46 ff.). Ebenso waren die Frauen der Romantik feingebildete Persönlichkeiten. In dem weiteren Verlauf ihrer Entwicklung von der Begründung des Allgemeinen Frauenvereins durch Luise Peters an bis in die Gegenwart hinauf hat die Frauenbewegung die Linie ihrer ersten großen Vorkämpfer konsequent weitergeführt. Ebenso geht die Emanzipation des Judentums von seiner geistigen Erneuerung aus; in Lessing und Moses Mendelssohn haben jüdische und deutsche Geistigkeit eine glückliche Ehe geschlossen. Zur Zeit des Kampfes um die Sklavenbefreiung haben bezeichnenderweise die Sklavenhalter in verschiedenen Staaten Amerikas ein Gesetz durchgedrückt, demzufolge jedem, der den Sklaven Lesen oder Schreiben beibrachte, bestraft werden sollte. In South Carolina stand auf dieses Verbrechen eine Strafe von 100 £ Sterling, in Georgia von 20 £ Sterling (s. weitere Beispiele Holst, „Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten", Berlin 1878,

Band I, S. 100 und Band II, Berlin 1881, S. 469 ff.). Entsprechend wurden im zaristischen Rußland die breiten Bevölkerungsmassen jeglicher Bildungsmöglichkeit beraubt. Andererseits hatte der deutsche Liberalismus in enger Verbindung mit der Bildung gestanden. Der Staatsmann Süvern hatte in Preußen schon 1819 den Gedanken der Einheitsschule gefaßt. Die Zeit nach 1815 gehörte in Preußen dem Pestalozzianismus, der gleichzeitig mit einer freisinnigen Einstellung der betreffenden Schullehrer parallel ging. In den süddeutschen kleinstaatlichen Landtagen wurde Kulturfragen von den Führern der liberalen Strömungen der Epoche nach 1815 große Aufmerksamkeit geschenkt. Somit ist wirklich fast jeder große Befreiungskampf der Geschichte mit einem tieferen Bildungsstreben Hand in Hand gegangen, und in dieser Beziehung war der Bildungstrieb der aufstrebenden Arbeitermasse ein hoffnungversprechendes Zeichen, wenn er nur in die richtigen Bahnen gelenkt worden wäre. Da es daran fehlte, andererseits der Aufbau des bestehenden Schulwesens den Arbeiter von neuem erbitterte, war der Raum für materialistische Gedankengänge frei, wie wir sie dann in der Tat schon in den siebziger Jahren bei Sack, bei Bebel, bei Liebknecht und später bei Kawerau und Heinrich Schulz finden.

Viele der Forderungen, die damals in bürgerlichen wie auch in sozialistischen Kreisen zur Reform des Unterrichtswesens aufgetaucht sind, haben inzwischen ihre Verwirklichung erfahren. Den Wünschen nach einer besseren Besoldung, einer angeseheneren Stellung des Volksschullehrers im öffentlichen Leben, einer Neuregelung der Volksschullehrerbildung ist inzwischen Rechnung getragen worden. Man kann nur tief beklagen, daß die Forderungen dieser Art, die von der anthropologischen Volksschulpädagogik schon in den siebziger Jahren erhoben worden sind, ungehört verhallten und es erst der Erfahrung zweier weiterer Menschenalter bedurfte, ehe diese Pläne in Erfüllung gingen. So mußte, wie wir es an Bebel studieren konnten, der heiße Bildungsdrang der Arbeiter in den siebziger Jahren in die Irre gehen, zu einer leidenschaftlichen Kampfstellung gegen das überkommene Bildungswesen und zu einer Beurteilung des gesamten Bildungswesens von Maßstäben aus führen, die dem Standorte des Arbeiters angepaßt waren.

III.

Bebels Stellung zur Wissenschaft als Charakteristikum ihrer Beurteilung innerhalb der Arbeiterbewegung.

In seinem Glauben an die Macht der Wissenschaft ist Bebel ebenfalls — wie wir zeigen wollen — eine typische Verkörperung des Proletariats in seinem damaligen Zustande. Bebel selbst hatte sich in seiner schriftstellerischen Produktion ganz als Wissenschaftler gefühlt. Sein Stolz war die in allen Auflagen der

„Frau" gegebene Sozialismus-Definition als die auf allen Gebieten des Lebens angewandte Wissenschaft. Mit diesem Argument hat er alle Einwendungen seiner Gegner zu entkräften geglaubt. In der Tat schien in ihrem innigen Verhältnis zur Wissenschaft die Besonderheit der sozialdemokratischen Partei zu ruhen. Gibt es doch schwerlich sonst eine politische Partei, auf deren Begründung ernste Wissenschaftler einen solchen Einfluß ausgeübt haben, wie gerade auf die Sozialdemokratie. Die Namen Marx, Lassalle und Engels sagen dafür genug. Besonders empfindlich traf deshalb auch Bebel jeder Zweifel an seiner Wissenschaftlichkeit, wie seine Auseinandersetzungen mit Kritikern seiner „Frau" deutlich lehren. Wissenschaft ist für Bebel Naturwissenschaft und gleichzeitig das beste Widerlegungsmittel gegen die Religion. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Naturwissenschaft damals als Volksphilosophie auftrat, wie wir sie in den Vorreden von Büchner in „Kraft und Stoff" begründet finden (s. Büchner „Kraft und Stoff", 10. Aufl., Leipzig 1869. Abdruck des Vorworts zur ersten Auflage, S. XIII). Der Glaube an ihre Macht ist selbst im heutigen Arbeiter kaum weniger gering als zu Bebels Lebzeiten, und deshalb stellt Bebels Buch „Die Frau und der Sozialismus", dessen Erstauflage 1879 erschien und in seinen Grundprinzipien unverändert geblieben ist, ein wertvolles Dokument dar, um die Stellung des Arbeiters und der Sozialdemokratischen Partei zur Wissenschaft kennen zu lernen. In einer umfassenden Untersuchung, die im Juli-August-Heft der „Tat" im Jahre 1925 erschienen ist, hat Marlise Sonneborn zu dieser Frage Interessantes bekundet. Der Arbeiter ist, wie es hier heißt, Rationalist reinsten Wassers. Sein Abgott daher die Wissenschaft. Von ihr verlangt er letzte, absolut gültige Auskunft über die Sorgen und Nöte seines Schicksals. In seiner Furcht vor Lug und Trug des Gefühls ist er kritiklos dem Rausch des Exakten verfallen. Deshalb ziehen die Wissenschaften ihn besonders an, die mittels des Experimentes ihm klar vor Augen stehen. Er ist noch genau wie der Arbeiter vor zwei Menschenaltern von dem großen Wert der Naturwissenschaft, die ihrem Jünger sofort praktisch im Leben verwertbare Kenntnisse vermittelt, überzeugt. Die großen Schwierigkeiten, die es erfordert, die Wissenschaft in ihrer Kompliziertheit, ihrer Verknüpfung von Sprachen, Begriffen, Historizismus und Relativität, kurz in ihren tieferen Zusammenhängen zu erfassen, sind ihm durchaus fremd. So glaubt der Arbeiter, was er begreift, insbesondere dann, wenn es seiner Erfahrungswelt zu entsprechen scheint und seinem praktisch auswertbaren Fortbildungsstreben Raum gibt (s. „Die Tat", Juli-Heft 1925, S. 252/53). Ganz Entsprechendes hat auf Grund einer umfassenden Untersuchung Gertrud Hermes in dem Werk „Das geistige Gesicht des marxistischen Arbeiters" (Leipzig 1924) ermittelt. Auch ihr ist besonders aufgefallen, wie vollständig unbekannt der Arbeiter mit modernen Forschungen auf geisteswissensachftlichem

Felde geblieben ist, wie sehr er seine Weltanschauung, wenn man bei ihm überhaupt davon sprechen darf, formt aus der Lektüre weit verbreiteter naturwissenschaftlicher Schriften aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Darüber hinaus ist er sogar wissenschaftlicher Forschung auf geisteswissenschaftlichem Gebiete bewußt unzugänglich. Andererseits pocht er aber doch mit besonderem Stolz auf seine eigene Wissenschaft, die ihn in der Gegenwart zum gebildeten Menschen macht. Es ist unseres Erachtens auch durchaus kein Zufall, sondern vielmehr tief psychologisch begründet, daß man sich auch gegenwärtig in Sowjetrußland in einem Kultus der Naturwissenschaft gefällt, die als die Wissenschaft schlechthin betrachtet wird. Bei Bebel wie bei dem Arbeiter fällt somit geistiger Hochmut gegenüber der modernen Wissenschaft zusammen mit einer fast unbegreiflichen Unkenntnis ihrer kritischen Methodik.

Auch Hans Staudinger ist zu einem ganz ähnlichen Ergebnis gelangt. In seiner Untersuchung „Das Kulturproblem und die Arbeiterpsyche" („Die Tat", Januar-Heft 1914, S. 696 ff., 1000 ff.) spricht er von dem „Konkretismus des Arbeiterdenkens", das an dem anschaulichen Gegenstande hafte und alles für unmöglich halte, was nicht mit den Sinnen wahrnehmbar sei. Deshalb sei dem Arbeiter die höhere Wissenschaft verschlossen, und es fehle ihm sogar an jedem Verständnis für Schlüsse und Folgerungen, die auf Abstraktionen beruhten. Das Weltbild des Arbeiters sei somit durch ein quantitatives Verhältnis zu den Erfahrungstatsachen gegeben, wobei der wirtschaftliche Bestandteil als der quantitativ größte Komplex seinen Anschauungen das Gepräge ausdrücke. Deshalb sehe er alles von dem Standort seines engsten Ich und bleibe im Ursprünglichen und Undifferenzierten stecken. — Staudinger ist darin beizupflichten, daß das Denken des Arbeiters im allgemeinen einen massenpsychologischen Charakter trägt, da es nur auf den eigenen praktischen Erfahrungen und denen seiner Arbeitsgenossen beruht. Selbst die Sehnsucht des Arbeiters nach Wissen und Wissenschaft ist durch diese Einstellung bestimmt.

Tatsächlich ist das Bündnis zwischen Wissenschaft und Arbeiter durch das ganze letzte Jahrhundert hindurch bis zu unseren Tagen immer von neuem in der sozialistischen Literatur betont worden, so daß wirklich Bebels Stellung hierzu schon in den siebziger Jahren wie auch in der Folgezeit als für das Proletariat typisch anzusprechen ist. Gleich dem Calvinismus, der im Endergebnis den erfolgreichen Menschen als den auserwählten, gottbegnadeten Menschen ansieht, hat der Sozialist den Arbeiter als prädestiniert für die wissenschaftliche Arbeit angesprochen und ihm laute Lobeshymnen gesungen. Einige Stimmen mögen das belegen. Schon Ferdinand Lassalle spricht im Jahre 1863 in seinem Vortrag über die „Wissenschaft und die Arbeiter" davon, daß der Arbeiter unverbildet, nur aus innerer Zuneigung heraus, ohne

nach oben oder nach unten hin gebunden zu sein, den idealen Träger einer Erneuerung der Wissenschaft im Geiste von Fichte darstelle und daß dementsprechend diejenigen eine wertvolle Zukunftskulturaufgabe schon in der Gegenwart verwirklichen, die das wissenschaftliche Denken des Volkes zu schulen wissen (s. Lassalle, Vortrag: Die Wissenschaft und die Arbeiter in Lassalles „Reden und Schriften", herausg. von Bernstein, Berlin 1893, Bd. II, S. 85 und 111). Eduard Sack spricht in seinem Buch „Die Schule im Kampf gegen die Freiheit" 1874 von dem Standesschulwesen, das sich nur aus Furcht vor dem aufstrebenden Proletariat erklären läßt, dessen heißem Erkenntnisdrang nichts unzugänglich bleibt. Lassalles Worte haben in der Zukunft den Grundakkord in der Anbetung des Proletariats abgegeben.

Friedrich Engels will das Fortbestehen des unverkümmerten theoretischen Sinnes nur noch bei dem Arbeiter bemerken, weil für ihn nicht Rücksichten auf Karriere, auf Profitmacherei, auf gnädige Protektion von oben in Frage kommen. Im Gegenteil, je rücksichtsloser und unbefangener die Wissenschaft vorgeht, umsomehr befindet sie sich mit den Interessen und Bestrebungen der Arbeiter im Einklang (angeführt bei Mises, „Gemeinwirtschaft", S. 349, 350, aus Engels, „Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie", Stuttgart 1910, S. 58). In seiner kleinen, aus der großen Schrift „Dührings Umwälzung der Wissenschaft" entstandenen Veröffentlichung „Von der Utopie zur Wissenschaft" bemerkt Friedrich Engels 1880, daß die Erklärungen zum dritten Kapitel nur für die sogenannten Gebildeten bestimmt seien, denen sie zu schwere Kost darstellten. Ihr Verständnis für den Arbeiter ist Engels dagegen nicht im geringsten Zweifeln unterworfen. Genau ebenso optimistisch äußert sich Kautsky im Erfurter Programm vom Jahre 1891 *(s. Dritten Hauptteil).* Mises erklärt diese maßlose Verherrlichung der geistigen Schöpferkraft, die im deutschen Arbeiter liegt, aus der Situation des Arbeiters in der kapitalistischen Wirtschaft, dessen Gesichtskreis über den ihm obliegenden Teilprozeß nicht hinausreicht und der sich daher infolge des ihm mangelnden Ueberblicks für allein produktiv hält, und zwar in dem Sinne der Dichterworte: „Mann der Arbeit, aufgewacht! Und erkenne Deine Macht! Alle Räder stehen still, wenn Dein starker Arm es will" (Herwegh).

Die überschwenglichen Huldigungen Bebels für das Proletariat haben wir bereits früher dargestellt. Sie finden aber durchaus ihre Parallele in den Ausführungen von Heinrich Schulz und Siegfried Kawerau, wie wir in den dortigen Kapiteln gezeigt haben (s. Heinrich Schulz auf dem Mannheimer Parteitag 1906, S. 339 ff., 347, ferner Kawerau, „Soziologische Pädagogik", Leipzig 1921, wo Kawerau in leidenschaftlicher Abkehr von dem überkommenen Schulwesen einen vollständig neuen Schulaufbau fordert, der die geistige Begabung des Proletariats entbindet). In der Zeitschrift

„Der sozialistische Akademiker" 1895 und 96, die der Versöhnung zwischen Akademiker und Proletariat dienen und in objektiver Form die hier vorliegenden Probleme klären sollte, ist diese Linie fortgeführt worden. Im „Sozialistischen Akademiker" 1895 und 1896 erscheint als Kernidee die Auffassung, daß der Akademiker sich seiner Klassenlage bewußt werden, aus eigenem Antrieb sich dem in ähnlicher Lage befindlichen Proletariat anschließen und durch sein Studium sich die Erkenntnis erarbeiten soll, daß dem Proletariat die Zukunft gehört, seiner ein glänzender geistiger Aufstieg wartet, ein Aufstieg, der gleichzeitig noch die bestehenden Verhältnisse in besonders düstere Beleuchtung rücken soll. Dieser Grundgedanke kehrt in so vielen Einzelbetrachtungen in der Zeitschrift wieder, daß eine Einfügung von Seiten nur wenig Zweck hätte. In umfassenden Aufsätzen wird hier aufgezeigt, wie der aus besitzenden Schichten hervorgehende Akademiker innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zum reinen Interessenvertreter bourgeoiser Einseitigkeiten werden muß. Auf der anderen Seite entspricht dem die Bewunderung des Proletariats, das einst zur Herrschaft berufen ist. Ebenso übertrieben hat Kurt Eisner in seiner Liebknecht-Biographie das Proletariat gepriesen, dessen Entwicklung die zweite, und zwar die wahre Weltgeschichte darstellt, das Proletariat hierbei betrachtet in der erhabenen Idee seiner Klasse, deren Werdegang unscheinbar und prunklos, ohne die Uebermacht der äußeren Mittel, auf reinster Erkenntnis beruhend, vor sich geht (s. Eisner, „Liebknecht", Berlin 1906, S. 1 u. S. 6). Denn das Proletariat verarbeitet nach Liebknecht in sich die Errungenschaften des Denkens und Forschens und löst auf diese Weise die noch krassen Widersprüche des Humanitätsgedankens.

Nicht minder blind hat Liebknecht dem Bildungsdrang des Proletariats vertraut. Schon 1847 als Lehrer an einer Fröbelschen Schule hat er auf dem Boden dieser Pädagogik das Ziel der bisherigen Erziehung, den verkrüppelnden Drill zu reaktionären Staatszwecken und die Gewöhnung an muckerisch-byzantinische Leibeigenschaft scharf bekämpft. In dem Leipziger Hochverratsprozeß in den siebziger Jahren huldigt er ehrfurchtsvoll der Majestät des Geistes, wenn er den geistigen Kampf als menschlich, jeden anderen Kampf als tierisch und bestialisch bezeichnet und selbst einen Sieg auf den Barrikaden als äußerstes Notmittel nur dann als sinnvoll ansieht, wenn ihm der Sieg auf geistigem Gebiet vorausgegangen wäre. So hat er zu Anfang und gegen Ende des Lebens praktisch sich kulturpolitisch fruchtbar betätigt. 1891 begründet er die Berliner Arbeiter-Bildungsschule, bezeichnenderweise als eine Pflanzstätte proletarischer Bildung, die — wie es dort mit Worten, die deutlich an seine eigene Jugendzeit anklingen und äußerst revolutionär wirken, heißt — „die Wirkung und Früchte der herrschenden Dressier- und Fanatisierungs-Erziehungsmethode mit Stumpf und Stiel beseitigen sollte". Ganz entspre-

chend Bebels in seiner „Frau“ enthaltener berühmten Definition: der Sozialismus ist die auf alle Gebiete des Lebens angewandte Wissenschaft, hat auch Liebknecht an die Vermählung von Wissenschaft und Arbeiterbewegung unbedingt geglaubt, die Lehre des Mephistopheles, Vernunft und Wissenschaft zu verachten, als die Herrschaft des Teufels zwecks Unterdrückung und Ausbeutung der Massen scharf abgelehnt (s. Eisner, „Wilhelm Liebknecht“, Berlin 1906, S. 16, 24, 93 f.).

Es war das große Verdienst von Bölsche, schon im Jahre 1896 die Enge der Liebknechtschen Arbeiterbildungs-Bestrebungen gekennzeichnet zu haben; eine Bildung, die nur auf den praktischen Horizont des Arbeiters zugeschnitten ist, in nichts darüber hinaus geht, führt nach Bölsche zur Abschließung, zur Verbreitung von Nützlichkeitsmaßstäben, zur Verkennung höherer Bildungsaufgaben, so berechtigt sie auch als Bildungspflege neben anderen Arbeiterfortbildungsinstituten sein mag (s. Bölsche. „Freie Universitäten und Volks-Universitäten in Deutschland“ in „Sozialistischer Akademiker“ 1896, S. 690, 691). In der Gegenwart hat sich Adolf Grimme in ähnlichem Sinne wie Liebknecht ausgesprochen, wenn er bei der Erfüllung der Kulturaufgabe, immer mehr ungeformte Massen zu geformtem Menschentum gelangen zu lassen, die deutsche Arbeiterschaft als am ehesten reif für die Inangriffnahme dieser Aufgabe betrachtet, da der Arbeiter infolge des unmittelbaren beruflichen Hineingestelltseins in den täglichen wirtschaftlichen und politischen Kampf Politik nicht nur denkt, sondern lebt. Grimmes verächtliche Auffassung des heutigen Studenten als Staatsstipendiaten, von dem in Not befindlichen Arbeiter, der infolge der Leiden seines Emanzipationskampfes am ehesten über sich hinaus wächst, weisen in die gleiche Richtung (s. Grimme, „Das neue Volk, der neue Staat“, 1920, S. 20, und „Auf freiem Grunde mit freiem Volke“, 1932, S. 47). Professor Bela-Földes weist noch auf viele verwandte Aeußerungen innerhalb der sozialistischen Literatur hin. Wir wollen davon nur diejenige von Karl Marx auswählen, der dazu einmal folgendes äußert: „Wie die Philosophie im Proletariat ihre materiellen, so findet das Proletariat in der Philosophie seine geistigen Waffen, und sobald der Blitz des Gedankens gründlich in diesen neuen Volksboden eingeschlagen hat, wird sich die Emanzipation der Deutschen zu Menschen vollziehen. . . Die Philosophie kann nicht verwirklicht werden ohne die Aufhebung des Proletariats, das Proletariat kann sich nicht aufheben ohne die Verwirklichung der Philosophie“ (aus Földes, „Sozialistische Gedankenwelt“, Berlin, 1923, S. 381, Zitat in Mehring, „Nachlaß“, Bd. 1, S. 398). In seinem „Nachwort zur zweiten Auflage“ spricht Karl Marx im „Kapital“ 1873 voll Hochachtung von dem Verständnis, das sein Werk rasch in weiten Kreisen der Arbeiterklasse fand als dem besten Lohn für seine Arbeit. Er äußert sich zustimmend zu einer Feststellung eines Fabrikanten

Mayer, daß der große theoretische Sinn, der als deutsches Erbgut galt, den sogenannten gebildeten Klassen Deutschlands durchaus abhanden gekommen ist, dagegen in seiner Arbeiterklasse neu auflebt (S. XLI).

Die Ansichten von der besonderen Mission des Proletariats auf wissenschaftlichem Gebiet haben neuerdings sogar auch in Sowjetrußland Eingang gefunden. Vladimir Astrow weist uns in seinem Werke „Seelenwende" darauf hin, daß die Schriften von Bebel, insbesondere die Abschnitte in seiner „Frau", die das geistige Leben schildern, in Rußland eifrig gelesen und mit großer Begeisterung aufgenommen würden. Es sei interessant, die starke Uebereinstimmung zwischen den Ideengängen des russischen Volksbildungskommissars Lunatscharski mit denjenigen von Bebel zu konstatieren. Ebenso beschäftigt man sich dort eingehend mit der neuen „Staatslehre" von Anton Menger, der die Auswüchse einer aristokratischen Bildungspolitik ebenso wie diejenigen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung geistvoll herausgearbeitet habe (s. Astrow, „Seelenwende", Heidelberg, 1931, besonders S. 176—79).

So erkennen wir, daß sich durch die sozialistische Literatur der beiden letzten Menschenalter wie ein roter Faden der Gedanke von der besonderen Geeignetheit des Proletariats zur Erfassung wissenschaftlicher Probleme hindurchzieht. Dabei muß das Lichtbild des bildungsdurstigen, vom reinsten Erkenntnistrieb beseelten, kühn und entschlossen aufwärtsstrebenden Proletariats das Relief liefern zu dem düsteren Bilde des heutigen Wissenschaftsbetriebes, der an der unseligen Verknüpfung von Besitz und Bildung krankt. Wir finden, daß die hier von Bebel zu Beginn der siebziger Jahre angestellten Betrachtungen auch heute wieder ganz lebendig sind. Der Akademiker als Schildknappe der bestehenden Gesellschaft soll, wie wir es schon bei Bebel lesen, in tiefe Abhängigkeiten verstrickt sein, von denen sich frei zu machen er keine Veranlassung nehmen kann. In unseren Tagen bildet die gleiche Argumentation gleichsam das Paradepferd der sozialistischen Agitation. Die Hochschule gilt als von Grund auf reaktionär, da dort nur zu etwa 2,7% die Söhne von Arbeitern vertreten sind. Dem liegt offenbar die Auffassung zugrunde, daß der Arbeitersprößling das Gesicht der bestehenden Hochschule strukturell eben auf Grund der Gegebenheiten seiner wirtschaftlichen Lage entscheidend beeinflussen könnte. Der Arbeiterstudent ist gleichsam der Soldat der sozialistischen Zukunftswissenschaft auf der Universität..

Diese Gedankengänge sind heute sogar tief in das bürgerliche Lager eingedrungen, so wenn Regierungspräsident Friedensburg im Ernst den Vorschlag machen kann, durch Bereitstellung von 10 bis 12 Millionen Mark aus staatlichen Mitteln 10 bis 12 000 Arbeiterstudenten auszubilden, eben in der Erwartung, daß sie die Hochschule entscheidend beeinflussen könnten („Tagebuch", Jahrgang 10, Heft 38, S. 1551). Diese Auffassung ist der deutliche

Ausdruck der materialistischen Geschichtsauffassung, die auch den Studenten nur als Produkt seines Milieus ansieht. Eine Einstellung, die einmal als geistfeindlich, ferner als traditionsfeindlich und drittens, und zwar nicht zum wenigsten, als wirklichkeitsfremd anzusehen ist. Geistfeindlich insofern, als sie nicht auf die Daseinsbedingungen der Studierenden Rücksicht nimmt, traditionsfeindlich insofern, als sie nicht den Werdegang und die Entwicklungsmöglichkeit der Hochschule ruhig und sachlich beleuchtet, wirklichkeitsfremd insofern, als sie die besondere Studiengeeignetheit des Arbeiter-Studenten als Dogma ungeprüft hinnimmt. So marschiert auch Bebel in seinem Glauben an die Wissenschaft, der in den siebziger Jahren geboren ist, auf den Pfaden der üblichen, zum Dogma gewordenen sozialistischen Einstellung — eine Tatsache von gewaltigem Gewicht! *(s. den nächsten Anhang).*

Die Naturwissenschaft als Erlösungsphilosophie der Zeit war aber, was wir nicht übersehen sollten, nicht nur bei dem Arbeiter, sondern auch bei dem Gebildeten zu Hause. Die Ursachen dieser Erscheinung hat der feinsinnige Philosoph Lazarus schon damals zutreffend erfaßt. Die Gründe hierfür liegen nach ihm u. a. in dem stetigen und fast gleichartigen Wachstum der Naturwissenschaft, in der Exaktheit ihrer Erfahrung, in ihrer seit Generationen befestigten und durchgebildeten Methode und schließlich in ihrem praktischen Charakter. Es ist gesund, daß sie auf die Verbesserung des Gesamtlebens im Volke hinarbeitet etwa im Gegensatz zu der Wissenschaft im Altertum, bei der man häufig mit Recht feststellen konnte, daß mit ihrem Aufstieg gleichzeitig eine Schwächung der elementaren Volkskräfte verbunden war. Bei gerechter Hervorhebung dieser Aktiva darf man jedoch nicht die Schattenseiten, die die allgemeine naturwissenschaftliche Trunkenheit mit sich führt, übersehen. So verlangt man schon gemäß dem Beispiele der Naturwissenschaft, daß überall und in all' ihren Teilen die Wissenschaft praktisch sein solle, überlegt nicht die Unmöglichkeit der Erfüllung einer derartigen Forderung, indem man unkritisch den Wert und den Reiz der Tätigkeit in dem einen Gebiete zum Maßstab des anderen macht. Dementsprechend findet, wie es Lazarus ausdrückt, das was die Dichter denken, was die Philosophen sinnen, in diesen Tagen kaum Beachtung. Besonders die Religion leidet unter der modernen naturwissenschaftlichen Geisteshaltung, indem man häufig Naturwissenschaft und Religion künstlich in einen Gegensatz zueinander bringt, dadurch sie beide isoliert und vergißt, wie viele Geistliche in früheren Jahrhunderten an dem Fortschritt der Naturwissenschaft mit ausgezeichnetem Erfolge und freudigem Herzen mitgearbeitet haben. Ebenso verkennt man leicht die Eigenart aller menschlichen Ideen, die nur in der Gemeinschaft mit den übrigen lebensvoll Gestalt gewinnen. Der praktische Zug der Zeit, die für tiefere geistige Ange-

legenheiten kein Auge hat, spiegelt sich insbesondere auch in der Betrachtungsweise der Statistiker und der Nationalökonomen wider, die den Menschen bloß als ein materielles Wesen ansehen, ohne auf seine psychischen und moralischen Kräfte Rücksicht zu nehmen. Der Säugling an der Mutterbrust ist für den Nationalökonomen nur ein reiner Konsument. Er veranschlagt nicht die physische Kraft, die der Mutter aus einem Wohlbehagen erwächst, das ihr aus der Liebe von ihrem Kinde und zu ihrem Kinde zufließt. Ebenso ist das Vorhandensein vieler alter Leute wohl im Sinne der Statistik eine Belastung der Volkswirtschaft, nicht aber im Sinne einer tieferen Kulturauffassung, die sich vergegenwärtigt, was etwa ein Großvater oder eine Großmutter für den moralischen Bestand der ganzen Familie zu bedeuten vermag. Das hohe Alter, welches Kant, Goethe, Humboldt und Grimm erreichten, war ihnen und ihrem ganzen Volke zum Segen, ein frischer Quell der moralischen Kraft, welche über ökonomische Werte weit erhaben ist. Das Vertrauen zur Naturwissenschaft, deren segensreiche Wirkung gerade Lazarus feinsinnig herausgearbeitet hat, ist nach ihm aber nur erträglich, wenn es nicht zu einer sachgüterhaften Beurteilung des Lebens und zu dem allein selig machenden Glauben verführt, daß die materiellen Bedingungen die Voraussetzung für den menschlichen Fortschritt darstellen. Nur dann kann — wie Lazarus treffend bemerkt — das Gesamtleben gedeihen, wenn es bedeutende Persönlichkeiten gibt, die nicht nur die Entwicklung ihres eigenen Volkes, sondern auch diejenige der Menschheit in ihren Idealen im Herzen tragen. Durch eine interessante Ergänzung stützt noch Lazarus das Gewicht seiner Argumentation. Er macht auf einige gewichtige Feststellungen aufmerksam, die der bedeutende Naturforscher Du Bois Reymond schon 1871 in einem Aufsatze in der „Deutschen Rundschau" entwickelt habe. Demzufolge verengt, gleich jeder anderen so geübten Tätigkeit, eine einseitig betriebene Naturwissenschaft den Gesichtskreis, beschränkt den Blick auf das Nächstliegende und Handgreifliche, lenkt den Geist von allgemeineren Betrachtungen ab und gewöhnt ihn im Reiche des quantitativ Unbestimmbaren sich zu bewegen. Gleichzeitig kann darunter die Phantasie wie der Empfindungsreichtum des Einzelnen Schaden leiden. Schließlich kann die Naturwissenschaft eine handwerksmäßige Denkweise im Berufsleben, die nur ihr Augenmerk auf den Erwerb richtet, zur Folge haben, und zwar umsomehr, je länger die Ueberschätzung des politischen Lebens andauert und diese Neigung noch nährt. So beklagt sich Du Bois Reymond ganz in Uebereinstimmung mit Lazarus mit erschütterndem Wort über die immer mehr um sich greifende Halbbildung, die sich auf dürren Tatsachen und grobsinnlichen Anschauungen aufbaut. Mit warnendem Seherwort weist er darauf hin, wie nur weltvergessene Hingebung und geduldige Treue Unvergängliches leistet, wie nahe schon die Gefahr gerückt

ist, daß der Idealismus dem Realismus erliegt (s. Lazarus „Ideale Fragen", Berlin 1878, Seite 23 ff., 28 ff., 34 bis 37).

Aus diesen aus inniger Verbundenheit mit den Geistesströmungen der Zeit erwachsenen Besorgnissen über die Zukunft des Kulturlebens erhellt, welche bedeutenden Kräfte sich schon damals mutig und entschieden der naturwissenschaftlichen Zeitströmung entgegenstemmten. Ebenso ergibt sich, wie wenig der Optimismus eines Bebel über die unbedingt wohltuenden Auswirkungen der naturwissenschaftlichen Welle auf das Geistesleben der siebziger Jahre wie der kommenden Jahrzehnte am Platze war. Schließlich aber ist es ein starker Beweis für die Macht der naturwissenschaftlichen Einstellung, daß selbst so überzeugungskräftige Argumente wie diejenigen des Philosophen Lazarus und des Naturforschers Reymond sie nicht zu erschüttern vermochten. Bebel befindet sich also in dieser Auffassung in der Tat durchaus im Einklang mit dem Zeitgeist, wobei aber eben seine Ansicht des revolutionären Zuges durchaus entbehrt, der Selbständigkeit ermangelt und eine große Bewegung — den Aufstieg der Sozialdemokratie — bereits in ihren Anfangszeiten auf eine offenbar unfruchtbare Bahn drängt. So geht interessanterweise dem politischen Radikalismus Bebels — wenn man so sagen darf — ein wissenschaftlicher Konservatismus zur Seite, der sich in unbedingter Bejahung des Bestehenden vollständig erschöpft und nicht über das „Heute" in das „Morgen" hinausschaut.

Anhang.

Bebels Stellung zur Wissenschaft.

Wie stark Bebel naturwissenschaftlichen Einflüssen unterlegen ist und in ihr die Wissenschaft der Zeit erblickt, wollen wir noch durch einige Stellen aus der Erstauflage seiner „Frau" 1879 erläutern. Dort heißt es S. 17: „Die geistige Tätigkeit des Menschen ist der Ausdruck der physischen Beschaffenheit seiner Organe. Die vollere Gesundheit der ersteren hängt mit der Gesundheit der letzteren auf das Innigste zusammen. . . . Die sogenannten tierischen Leidenschaften nehmen keine tiefere Stufe ein als die sogenannten geistigen. Die einen wie die anderen sind Ausdruck desselben Gesamtorganismus, und die einen sind von den anderen ständig beeinflußt."

S. 46/47 des Werkes heißt es, daß die moderne Naturwissenschaft in den innigsten Beziehungen zu unserem sozialen Leben steht, und die Naturgesetze, auf die menschliche Gesellschaft angewandt, uns über unser eigenes Tun und Treiben Aufschluß geben. S. 47 zieht Bebel die Schlußfolgerung, daß die konsequente Anwendung der unter dem Namen des Darwinismus bekannt gewordenen Naturgesetze auf das Menschengeschlecht und die menschlichen Zustände naturgemäß und unausweislich zum Sozialismus führt.

S. 141 heißt es, daß der Geist erst aus der materiellen Substanz erwächst, in ungesunden materiellen Verhältnissen auch keine gesunde Geistesentwicklung stattfinden kann.

S. 161 äußert sich Bebel zustimmend zu einem Ausspruch des Naturforschers Ratzel, dem Häckel in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" beistimmt. Dort heißt es u. a.: „Der Mensch darf sich nicht länger als eine Ausnahme von den Naturgesetzen betrachten, sondern fange endlich an, das Gesetzmäßige in seinen eigenen Handlungen und Gedanken aufzusuchen und strebe, sein Leben den Naturgesetzen gemäß zu führen." Dort wird auch der Erwartung Ausdruck verliehen, daß der Mensch, der nach den vernünftigen Prinzipien einer naturgemäßen Erkenntnis sein Leben einrichtet, die auch auf Politik, Moral und Rechtsgrundsätze Anwendung finden sollen, sich ein menschenwürdiges Dasein erkämpfen kann.

S. 178 heißt es: „Der Sozialismus und die Naturwissenschaft im Bunde werden die Faktoren sein, welche alle Fragen der Menschheitsentwicklung lösen. Strenger gesprochen: Der Sozialis-

mus selbst ist nichts als die auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit verkörperte Wissenschaft."

S. 179 wird ebenfalls die Natur als unsere Lehrmeisterin hingestellt. In Ergänzung zu S. 178 fährt Bebel nach seiner Definition mit folgendem Satze fort: „Alle Wissenschaft kann nur Wert haben, insofern, als sie die menschliche Erkenntnis und das menschliche Wohlsein ohne Rücksicht auf Stände, Klassen oder einzelne Individuen zu fördern bezweckt, wenn sie dies nicht tut, ist sie eine Dienerin der Gewalt und der Unterdrückung, und verdient ihren Namen nicht. Das Ziel der Menschheitsentwicklung muß sein (die jetzt folgende Definition ist sehr wichtig!), die höchste Freiheit und Ausbildung des Individuums, in dem höchsten Wohlsein und der Gleichberechtigung und Gleichverpflichtung aller zu begründen, und dieses Ziel verwirklicht, wird — vollendeter Sozialismus. Mit ihm beginnt eine neue Zeit."

IV.

Die Möglichkeit einer proletarischen Kultur im Urteil der Kulturkritik.

Der Schwarzmalerei der bestehenden Bildungsverhältnisse, die wir eingehend an Bebel früher belegt haben, entspricht auf der anderen Seite ein hemmungsloser Kult mit den geistigen Fähigkeiten des Proletariats. Diese Tatsache ist auch dann vollständig begreiflich, wenn in der klassenlosen sozialistischen Zukunftsgesellschaft das Proletariat die geistige Kultur allein bestimmt, die in schärfstem Gegensatz zu allen bisher hier heute vorliegenden Verhältnissen steht. Diese Gedanken, für die wir auf die Einzelheiten unserer Gesamtdarstellung verweisen müssen, finden wir ebenso bei Bebel wie bei Engels, bei Schulz wie bei Kawerau. Schon in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war der Gedanke einer vollständigen Kulturerneuerung in den Arbeiterkreisen lebendig. Wir begegnen diesen Ideen 1863 in dem Vortrag von Lassalle über „Arbeiter und Wissenschaft", in den Darlegungen von Schulze-Delitzsch über „Arbeit und Bildung" 1861 und schließlich insbesondere in der Erstauflage der „Arbeiterfrage" von Friedrich Albert Lange aus dem Jahre 1865. Die Frage nach der Möglichkeit einer besonderen proletarischen Kultur haben führende Kulturpolitiker prinzipiell einer feinsinnigen Untersuchung unterzogen. Einzelnes aus ihren Feststellungen sei im folgenden festgehalten (s. den eingehenden Nachweis im nächsten Anhang — nach V 2).

Die Kultur stellt nach Theodor Bäuerle den bleibenden Ertrag der Gesamtarbeit eines Volkes dar, etwas stets Werdendes, sich-Aenderndes, nie-Fertiges und doch wieder in ganz bestimmter Art innerhalb bestimmter Völker und Zeiten Vorzufindendes. Die zwangsläufige Gebundenheit an die Vergangenheit und ihr Hineinreichen in die Zukunft ist aller Kultur eigentümlich. Selbst eine proletarische Kultur müßte sich in diesen Zusammenhang einord-

nen. Die wertvollsten Kulturgüter lassen sich nicht nach dem Schlagwort „Hie bürgerlich, hie proletarisch!“ abstempeln, insbesondere schon deshalb nicht, da ja diese Unterscheidung selbst erst ein Erzeugnis der allerjüngsten Entwicklung darstellt, also praktisch eine Ignorierung der früheren Verhältnisse in sich schließen würde. In der Kultur handelt es sich aber um die Ueberlieferung von unter Umständen Jahrhunderte alten Menschheitsgütern, eine Tatsache, über die nicht hinwegzusehen ist. Gegenwärtig werden die Kulturgüter von allen Schichten des Volkes erarbeitet, nur ein kleiner Teil von ihnen nimmt aber daran bewußten Anteil. So sind die besitzenden Klassen zu den sogenannten Gebildeten geworden. Dieser unselige Zustand hängt aber nach Bäuerle keineswegs mit dem Gegensatz bürgerlich-proletarisch zusammen, sondern vielmehr mit einer den sittlichen Grundgesetzen nicht entsprechenden Ordnung unseres heutigen Volkswesens in Staat und Wirtschaft. Schließlich weist noch Bäuerle darauf hin, daß die Arbeiterbildung sich nicht außerhalb des Kulturzusammenhanges vollziehen darf, daß unsere Kultur auch nur insoweit bürgerlich ist, als bisher die Arbeiterklasse an der Ausprägung und Formgebung dieser Kultur nur ungenügend beteiligt gewesen ist. Die Rede von den gebildeten und ungebildeten Volksklassen macht, das sollte allgemein eingesehen werden, die Bildung zu einem Klassenbegriff und einem gesellschaftlichen Unterscheidungsmerkmal, an dem man schon äußerlich durch die Zugehörigkeit zu bestimmten Berufen, durch den Nachweis eines bestimmten, in bestimmten Schulen erworbenen Wissens die Bildung des Einzelnen ablesen konnte. Diesen veräußerlichten Bildungsbegriff macht Bäuerle in erster Linie für die Zerklüftung unseres Volkes verantwortlich; setzte man doch Bildung mit bestimmtem Wissen, mit der Zugehörigkeit zu bestimmten Berufen, mit dem Besitz von Geld- und Sachwerten gleich, diese Ansicht war aus einer materialistischen Auffassung geboren. In Wirklichkeit ist nur derjenige gebildet, der sein Leben seiner Bestimmung gemäß zu führen vermag. Bildung ist dabei nach Bäuerles Definition „das Sichselbstfinden des Menschen und dessen Auswirken im eigenen Lebenskreis“. Die Erkenntnis dieser Sachverhalte darf aber keineswegs zu einer positiven Bewertung der proletarischen Bildungsphantasien Anlaß geben (s. Bäuerle, „Arbeiterbildung“, Berlin 1924, insbesondere S. 6, 8, 10).

Siegmund-Schulze, der warmherzige Befürworter der sozialen Studentenarbeit in der Gegenwart, der kluge und weitsichtige Vorkämpfer des Settlementsgedankens in Deutschland, der Freund des unvergeßlichen Sozialpädagogen Dr. Karl Sonnenschein, hat sich in Vorlesung und praktischer Arbeit auf den gleichen Standpunkt wie Bäuerle gestellt (s. Siegmund-Schulze, „Die soziale Botschaft des Christentums“, Halle 1921, Vortrag „Was ist Weltanschauung?“, S. 58—68). Nicht anders lautet auch das Votum, das der Astronom und Selfmademan im besten Sinne des Wortes,

Bruno Bürgel, in seinem populären Büchlein über „Menschen untereinander“ darüber abgegeben hat.

Ganz entsprechend weit verbreiteten Vorstellungen in den siebziger Jahren wurde auch nach 1918 *(s. nächsten Anhang)* in sozialistischen Kreisen eine neue Entwicklung zur proletarischen Kultur hin erwartet; ihre Möglichkeit hat damals streng sachlich der Pädagoge Honigsheim einer Prüfung unterzogen. Das Proletariat ist nach Honigsheim eine Klasse, eine Vergesellschaftungsform, die durch die Gemeinsamkeit der Interessen zusammengehalten wird. Bestimmen aber Zwecke das Verhalten der Mitglieder, so ist ihr Verhalten ausschließlich zweck-rational bestimmt; eine Höher-Bewertung der geistigen Entwicklung durch eine proletarische Kultur ist aber schon deshalb ausgeschlossen, weil zum Wesen einer ausgestalteten Kultur gerade das Zweckirrationale gehört. Wohl stellt das Proletariat als Wirtschaftsklasse, als Gesamtheit derjenigen, die nicht Produktionsmittelbesitzer sind, eine Ganzheit dar, schließt aber gerade kulturell die grellsten Gegensätze in sich. Die Verbindungslinie zwischen dem ungelernten Handarbeiter und dem organisierten, mit Primareife versehenen Bankangestellten, die, ökonomisch gesehen, als Proletarier zusammengehören, ist einfach nicht vorhanden. Zudem ist nicht außer Acht zu lassen, daß ein gut Teil des geistigen Gutes der Handarbeiter nichts anderes als verschimmelte Brosamen von des Bürgertums Tische sind, was insbesondere für die ältere, aufgeklärt naturalistisch-darwinistische Popularwissenschaft gilt. Tatsächlich hat Honigsheim hier den springenden Punkt geistvoll herausgefühlt, und die umfassenden Untersuchungen von Gertrud Hermes haben bestätigt, daß selbst heute der Arbeiter weltanschaulich durchaus auf dem Boden der darwinistischen Popularphilosophie der siebziger Jahre steht, also Ansichten huldigt, die schon seit Jahrzehnten durch die Wissenschaft als falsch nachgewiesen sind.

Es ergab sich ferner, daß die Lektüre von Karl Marx und ernster sozialistischer Literatur für den Arbeiter durchaus in den Hintergrund getreten ist. Ferner hebt Honigsheim hervor, daß durch Mietskaserne und Arbeitsteilung der Arbeiter seelisch nicht minder als das Bürgertum verkümmert ist. Der Siegeszug des Kinos ist dafür ein sprechender Beleg. Es entspricht in seiner schnell wechselnden Bildfolge dem Bedürfnis von Menschen, die in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Begebenheiten auf sich wirken lassen wollen, die nicht mehr das Wesen der Erscheinung, sondern nur die Außenseite ihrer Bewegung zu erfassen in der Lage sind. Angesichts dieser Tatsachen ist es nur zu erklärlich, daß die überwältigende Mehrheit der Führer des Proletariats nicht aus ihm selbst stammen, sondern aus anderen Sphären, bewußt oder wider Willen zu ihm gestoßen sind. Erfahrungen, die auch bei der Negeremanzipation nachzuweisen sind, für die gerade die weißen Vorkämpfer sich besonders entschieden eingesetzt haben. Da das

Bildungswesen den geistigen Gehalt und die Denkmethode von Generation zu Generation zu vererben hat, ist eine proletarische Kultur eine Unmöglichkeit. Die gegenwärtig vielfach vorhandene Abneigung des Proletariers gegen die Wissenschaft und die auf ihr aufbauende Technik ist aus seiner primitiven Psychologie erklärlich. Sind wir an der Wissenschaft gleichsam verkümmert, so werfen wir sie eben kurzerhand entschlossen zum alten Eisen (s. Honigsheim, „Hochschule und Volksbildung", Vortrag in „Die Produktionsschule als Nothaus und Neubau", S. 152—161, insbesondere S. 154 ff.).

Schließlich wollen wir noch einem der feinsinnigsten Kritiker der Gegenwart, E. Kurt Fischer, über die Möglichkeit und über die Entstehung des Begriffes „proletarische Kultur" das Wort geben. Das Kesseltreiben gegen den Bürger hält — wie er feststellt — weiter an. Auf dem Theater (Sternheim, Kaiser) wird das Bürgertum nur noch in grotesken Zerrgestalten gezeichnet. George Grosz hält das „Gesicht der herrschenden Klasse" mit unerhörtem Können, aber erschreckender Einseitigkeit und Lieblosigkeit graphisch fest. Dieses verzerrte Bild des Bürgertums erwächst aus dem Wunschgebilde einer neuen Ordnung, in der die Führung in den Händen einer anderen, unverbrauchten Volksschicht liegt, weil das unzweifelhafte Chaos in der Gegenwart in geistigen Dingen, in der Kunst, im religiösen Leben angeblich allein auf das Schuldkonto des Bürgertums zu setzen ist. Diese übereinstimmende Ansicht proletarischer Kulturlehrer, als Wirklichkeit genommen, läßt das Wort Bürgertum vollständig unerklärt. Wer ist denn, muß man dieser Konstruktion gegenüber fragen, der Bürger, der in einem knappen Jahrhundert das Gesicht der Welt so grauenhaft entstellt hat? Die Antwort, die der Massenmensch, der Agitator, der Literat, der Karikaturist darauf gibt, deckt sich, wie Fischer mit Recht feststellt, immer nur mit einem winzigen Ausschnitt der Wirklichkeit. Entweder ist der Bürger der hoffnungslose Spießer oder der Beamte oder Militär, wie er nicht sein soll, oder schließlich — der beliebteste Typus in der politischen Agitation — der widerliche Parvenu, der Unternehmer in der Acht-Zylinder-Limousine, dessen Tätigkeit nach dem Diktum seiner Porträtisten im Erteilen von Unterschriften sich erschöpft. Wer in diesem Sinne die herrschende Klasse sieht, kommt zu keiner Erkenntnis, und es ist nur konsequent, daß in Abwehr dieser Verleumdungen die geistigen Anwälte des Bürgertums ihrerseits das Proletariat in seinen übelsten Vertretern verkörpert sehen.

Kurt Breysig hat in seinem Werke „Die Macht des Gedankens in der Geschichte" darauf aufmerksam gemacht, daß schon im „Kommunistischen Manifest" 1847 die Behauptung aufgestellt ist, daß die Bourgeoisie den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt habe. Mit scharfem Wort stellt Breysig die Unwahrhaftigkeit dieser Vorwürfe fest, für die

auch nicht einmal der Schatten eines Beweises zu führen ist. Die Größe der Starken um 1800 ragt nach Breysig weit über die Sphäre der eigenen Klasse hinaus, die Romantik von 1815 bis 1840 war ebenso unbürgerlich ihrer Gesinnung wie bürgerlich ihrer Herkunft nach. Die Philosophie Hegels oder Schellings hat nichts mit dem Bürgertum als Klasse zu tun, und die bürgerlich-liberal gefärbte Schule Rottecks hat in unserer Geschichtsschreibung nur eine geringe Rolle gespielt. Jakob Grimm oder Ranke, Eichendorff oder Schwindt waren aber gewiß keine Soldknechte des Kapitals. Ebenso geistvoll und überzeugend stellt Breysig fest, wie weit schon im „Kommunistischen Manifest" die einseitige Schwarzmalerei der seelisch-geistigen Situation des Bürgertums geht. Es soll dem Familienverhältnis seinen rührend-sentimentalen Schleier abgerissen und es auf ein reines Geldverhältnis zurückgeführt haben. Dagegen bleibt einzuwenden, daß in jedem Entwicklungsalter der Menschheit die Rücksicht auf Vermögen und Stand als ausschlaggebender Beweggrund für den Abschluß der Ehe jeden anderen überwogen hat. Selbst in der Gegenwart spielt diese Erwägung in denjenigen Schichten, die von der Gefühlsumwandlung des Bürgertums seit Rousseau noch nicht erreicht sind, die maßgebliche Rolle. So im Bauerntum, so auch im vierten Stand der städtischen und ländlichen Arbeiterschaft. Aus diesen Bemerkungen von Breysig ergibt sich, daß das „Kommunistische Manifest" im Keime schon gegen die geistige Situation des Bürgertums Vorwürfe vorweggenommen hat, die man später ihm gemacht hat (s. Breysig, „Vom geschichtlichen Werden", Bd. 2, Berlin und Stuttgart, 1926, S. 89 ff.).

Die Tatsache aber, daß selbst Menschen von höherem Bildungsgrad, deren gesamtes Wissen aus „bürgerlichen" Schulen, Hochschulen, Büchern und sonstigen kulturellen Einrichtungen stammt, sich an der lügenhaften Verallgemeinerung des untermenschlichen bürgerlichen Typus beteiligen, muß nach Fischer einen tieferen Grund haben. Und dieser Grund liegt in dem mangelnden Willen zur Erneuerung von innen her. In einer Zeit, die, wie es Fischer ausdrückt, von dem Lärm und Getöse eines irrsinnigen Betriebs um seiner selbst willen erfüllt ist, der den Einzelmenschen aus der Welt des Lebensgesetzes in die der toten Zahl versetzt, ist es schwierig genug, sich den Sinn für diese Aufgaben zu bewahren. Auf zwei Wegen ist es möglich, Bürgertum und Proletariat in ihren inneren Wesensbedingungen zu erkennen und einander näher zu bringen. Einmal durch direkte Widerlegung und Lügenstrafung der Fiktion von einem in sich geschlossenen Bürgertum, das dem Proletariat feindlich gegenübersteht, und zweitens durch Aktivierung des wahren Bürgertums, das im Gedanken bisher mehr als in der Tat sich bewährt hat. Die Lügenstrafung hätte damit zu beginnen, daß man einmal feststellt, was das bürgerliche Zeitalter an Arbeitsleistung, erfinderischem Geist, an wissenschaftlichem

Fortschritt, an philosophischer Vertiefung, an künstlerischen Taten hervorgebracht hat und daß die gesamte zivilisierte Menschheit (civis ist der Bürger), auch ihr bürgerfeindlicher Teil, sogar der Bolschewist (trotz der Farce des Prolet-Kults), von bürgerlichem Geistgut lebt. Die Lehre von dem Bestehen einer in ihrer gesamten Ethik verlogenen parasitären Volksklasse müßte als die böswillige Verleumdung aufgezeigt werden, die sie darstellt. Schließlich müßte auf die Summe der Verantwortung und der Arbeit, die das moderne Großbürgertum in seinen geistigen und in seinen Wirtschafts-Führern leistet, hingewiesen werden. Gerade angesichts der Spaltung, die seit der theoretischen Grundlegung des Sozialismus durch Marx, durch die Revolutionierung des Wirtschaftslebens mittels der Maschine, durch Agitation von unten und durch völlig verkehrte Arbeiter-Politik und schuldvolle Entfremdung von oben, eingerissen ist, handelt es sich hier um eine großartige Aufgabe, wert des Einsatzes der besten Kräfte. Diese Spaltung zu beseitigen, ist die dringlichste Aufgabe eines Edelbürgertums, das streng von der gefährlichen Masse des schrankenlos egoistischen Auch-Bürgertums zu trennen ist.

Frühere Aufklärungsarbeit hat dadurch ihr Ziel verfehlt, daß sie sehr von oben herab getan wurde, den Spalt zwischen unten und oben als gegeben hinnahm, auch im Ausgleichsstreben den Unterschied nicht vergaß und schließlich nicht die Vereinigungsarbeit von den inneren Bedingungen des einfachen Mannes her betrieb. Das hat sich auch heute noch kaum geändert. Der Edelbürger ist sich aber mit dem Proleten eins in der Verachtung äußerer Klassenunterschiede. Mit dem denkenden Arbeiter gemeinsam will er eine Stufenleiter innerer Werte herstellen, nach der sich eine werdende Volksgemeinschaft gliedern könnte. Der Geist dieser Erneuerungsarbeit wirkt sich aus in einer Verzichtbereitschaft auf Vorteile, die eine Benachteiligung anderer in sich schließen, in einer völligen Umorientierung im Geistigen, das nicht mehr einen in sich abgeschlossenen Bezirk darstellt, sondern organisch aus einer werdenden neuen sozialen Gemeinschaft auf der Grundlage einer wirtschaftlichen Neuordnung, die keineswegs eine Privatangelegenheit der Sozialdemokratie bedeutet, emporwächst. Diese Aufgabe des Bürgertums ist deshalb mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft, weil sie aus seinen eigenen Reihen bekämpft und vom Proletariat aus taktischen Gründen verdächtigt wird. Diese Hindernisse dürfen aber nicht den Willen zur Erneuerung lähmen, weil dieser Wille das einzig Gemeinsame ist, was den Edelbürger mit dem Edelproletarier zu neuer lebendiger Volksgemeinschaft im wahrhaft demokratischen Staat zusammenführt und zu einer neuen Oberschicht der edelsten, produktivsten, für die Gemeinschaftsidee reifsten Geister vereinigen kann (s. E. Kurt Fischer, „Aufsätze zur Kulturpolitik" im „Kunstwart" 1919 bis 1921, Deutsche Kunst und deutsche Art, Dresden 1924; schließ-

lich „Das Bürgertum am Scheidewege", „Königsberger Hartungsche Zeitung" 26. 8. 1928, ein Aufsatz, der die Ergebnisse der kulturpolitischen Aufbauarbeit von Fischer gut zusammenfaßt; er hat uns in der Hauptsache als Unterlage zu unserer Darlegung gedient).

Aus den von uns wiedergegebenen Darlegungen feinsinniger Kulturdeuter geht deutlich hervor, wie sehr man sich im Bürgertum, zum mindesten in seinen besten Vertretern, seiner Pflichten gegenüber dem Proletariat bewußt gewesen ist. Wir erkennen aus diesen Darlegungen die ganze Utopie sozialistischer Bildungsvorstellungen, die wesentlich dem Tagesbedürfnis als Mittel der politischen Agitationsarbeit ihr Entstehen verdanken. Wir sehen aber auch, wie diese Vorstellungen, die zuerst in den sechziger Jahren — wie die Urteile von Friedrich Albert Lange, Lassalle und Schulze-Delitzsch belegen — aus einer tiefen seelischen Not des Proletariats erwachsen sind, das sich in seinem Erneuerungstrieb ganz auf sich selbst angewiesen sah. Der symptomatische Wert der sozialistischen Bildungskritik, die bestehende Mängel in riesenhafter Vergrößerung aufzeigt, wird auch hier erneut lebendig. Was ursprünglich einmal aus der Besonderheit der Zeitverhältnisse eine gewisse Daseinsberechtigung beanspruchen könnte, wirkt sich aber höchst schädlich aus, wenn es in dogmatischer Verbrämung auch für ganz neue Sachverhalte aufrechterhalten wird. Bedauerlicherweise sind die von uns angeführten sozialistischen Kulturdeuter der Gegenwart, wie Heinrich Schulz und Siegfried Kawerau, mit keinem Worte auf die Bedenken eingegangen, die gegen ihre lebensfremden Annahmen sprechen. Damit haben sie sich selbst der Möglichkeit beraubt, sich von dem Irrtum ihrer Darlegungen zu überzeugen, und so ist auch heute noch — genau wie vor zwei Menschenaltern — die Ueberzeugung von der Möglichkeit eines vollständigen Neu-Aufbaus der Kultur durch die Mitwirkung des Proletariats in diesen Kreisen durchaus erhalten geblieben. Auch die Vorstellung Bebels, Wissenschaft nur als Naturwissenschaft zu nehmen, hat sich noch bis in die Gegenwart hinein beim Arbeiter erhalten *(s. im nächsten Anhang die Urteile von Tröltsch und Bürgel).*

V.

Bebels Eudämonismus als Zeitspiegelung.

Schon im ersten Kapitel unserer Arbeit hatten wir die Macht der Materialismus-Philosophie der siebziger Jahre an der Situation der Gebildeten aufgezeigt. Die Tatsache allein, daß ein Werk wie „Der neue und alte Glaube" von David Friedrich Strauss binnen kurzem in 12 000 Exemplaren verbreitet sein konnte, belegt es, mit welch blindem Vertrauen man selbst, ja sogar besonders in den höheren Schichten der Gesellschaft den naturwissenschaftlichen Offenbarungen gegenüberstand (s. Haraeus, „Das Leben von David Friedrich Strauss", Leipzig 1901, S. 362 ff.).

Da der Mensch der niederen Schicht sich häufig genug durch das Vorbild von oben bestimmen läßt, ist es nicht verwunderlich, daß die gleichen Züge, die wir hier finden, auch beim Proletariat, dort sogar besonders stark, wiederkehren. Durch die Erfahrung einer erst kurz zurückliegenden Vergangenheit wurden damals diese Tendenzen noch genährt. Das Bündnis von „Thron und Altar" in der Reaktionszeit, die warnenden Worte von Bunsen im Jahre 1855 gegen den Orthodoxismus innerhalb des Protestantismus, die bei allem Aufsehen doch nichts an den vorhandenen Mißständen zu ändern vermochten, das fanatische Auftreten des erst 1869 gestorbenen Hengstenberg, das Versagen der kirchlichen Kreise in der sozialen Not der Gegenwart, die Verkirchlichung der Volksschule waren Tatsachen, die die Abkehr von der Religion in den breiten Volksmassen, wobei eben gemäß den eigenen Erfahrungen Kirche mit Religion identifiziert wird, erklärlich machen (s. Karl Biedermann 1840—1870, Bd. II, Breslau 1896, insbesondere S. 99 bis 108, sowie Carl Schwarz, „Zur Geschichte der neuesten Theologie", Leipzig 1869, S. 83—87, 219 ff., 450—55). (Siehe auch das folgende Kapitel.) Zudem konnten höhere geistige Bedürfnisse nicht befriedigt werden. Das Theater wurde zum Geschäftstheater für Zahlungskräftige, das französische Gesellschaftsstück (Sardou) befand sich in unaufhaltsamem Siegeszug über die deutschen Bühnen; Hebbel, Keller, Wilhelm Raabe blieben unbeachtet (s. den Ersten Hauptteil unserer Schrift unter A).

In einer Zeit, in der die Wirtschaft das große Wort führt, konnte sich — man kann es nicht anders nennen — der Arbeiter nur an Vogt, Büchner und Moleschott erbauen, die ihm den Bruch mit allem Zünftigen am deutlichsten dokumentieren, die Philosophie des handgreiflichen Nutzens mit herzerfrischender Offenheit verkündeten, in der Leichtverständlichkeit ihrer Darstellung, der Kühnheit ihrer Schlüsse, der Schnelligkeit der Patentlösung selbst der schwierigsten Geistesprobleme direkt auf das Niveau des damaligen Arbeiters zugeschnitten waren, und zwar lag die Sympathie des Arbeiters mit diesem Schrifttum umso näher, als es damals sonst vollständig an einer tragenden, die Interessen aller Schichten erfassenden, die Sachverhalte des modernen Lebens spiegelnden, ernsthaften Philosophie fehlte. Ebenso war der Drang des aufstrebenden Arbeitertums nach einer Weltanschauung — mochte sie auch noch so primitiv gestaltet sein und diesem Sinne gar nicht entsprechen — durchaus begreiflich, da es sich hier um ein Bestreben handelt, das in jedes Menschen Brust wohnt und zur Entfaltung drängt. Der revolutionäre Charakter der Naturwissenschaft, die uraltes, überkommenes Geistesgut im jugendlichen Tatensturm beiseite schiebt (Kampf gegen die Geisteswissenschaft und gegen die Religion), sich an alle innerhalb aller Völker mit ihren Heilslehren richtet, mußte zudem den revolutionären politischen Neigungen der Arbeiter entgegenkommen,

Neigungen, die gleichsam auf dem Gebiete der Politik eine Parallele zur Kampfstellung der Naturwissenschaften gegen die Geisteswissenschaft darstellten. Es ist somit kein Wunder, daß damals umfassende, populär geschriebene Werke erschienen, die alle Probleme der Weltanschauung vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus lösten und in den Arbeiterkreisen fast verschlungen wurden. Ich erinnere hier nur u. a. an die „Gesellschaftswissenschaft" von einem modernen Arzte, die „Isis" von Radenhausen, Bücher, die für diesen Typus von Literatur charakteristisch sind. Die Krisenhaftigkeit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die mit brennenden Farben in der sozialistischen Anklageliteratur gezeichnet wurde, die eigene Schutzlosigkeit, das Wohlleben der oberen Zehntausend, die Tatsache, daß der Arbeiter im Augenblick des Hineinströmens des Milliardensegens in die Wirtschaft von der süßen Frucht der anfangs vorgenommenen Lohnerhöhung gekostet hatte — all das mußte ihn sein gegenwärtiges Schicksal als besonders bitter empfinden lassen und ihn psychologisch geneigt machen, Predigern zu glauben, die ihm günstige Verhältnisse zur bequemen Lebensausstattung schon in Bälde weissagten. Der glänzende Aufschwung der modernen Technik mußte diese Möglichkeit noch besonders wahrscheinlich erscheinen lassen. In dieser Lehre war Bebel der typische Repräsentant der in dem aufstrebenden Arbeiterstande vorhandenen Wunschbilder. Es ist sehr interessant, daß gerade zu der Zeit, wo in ihrem naturwissenschaftlichen Weltbilde sog. „Gebildete" und „Ungebildete" einander begegneten, sie äußerlich sich umso schärfer voreinander schieden. In seiner eudämonistischen Tendenz gibt ja in der Tat Bebel nur ein Spiegelbild des Lebens der sogenannten herrschenden Klassen, gesehen mit den Augen des damaligen Arbeiters und der politischen Agitation. Bebels Eudämonismus tritt am stärksten in seiner Beurteilung geistiger Werte hervor, die eben niemals ihrer Natur nach von diesen Gesichtspunkten her zu begreifen sind (s. „Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft", deutsch: 1871, sowie „Isis", Untertitel „Der Mensch und die Welt", Bd. 1—4, 2. Auflage, Hamburg 1870—72).

So wird der Religion von Bebel jede Bedeutung im Leben radikal abgesprochen. Sie diente, wie wir schon 1879 bei ihm lesen können, bisher nur immer als ein Mittel zum Zweck der herrschenden Klassen. Im Zukunftsstaat erfolgt eine völlige Trennung zwischen Staat und Kirche, ebenso wird ihr jede materielle und geistige Unterstützung aus Mitteln und Hilfsquellen des Gemeinwesens entzogen. Alle religiösen Unterrichtsstoffe werden beseitigt, theologische Fakultäten an den Hochschulen geschlossen. In dem Maße, wie die Wissenschaft die Köpfe erleuchtet, werden die religiösen Anschauungen — wie Bebel meint — schon von selbst ohne Sang und Klang verschwinden. Die Uebereinstimmung dieser Ansicht von Bebel mit dem Dreistadiengesetz des

Positivismus — die Wissenschaft löst Religion, Metaphysik in ihrem Einfluß auf den Menschen ab — liegt auf der Hand. Der Verachtung der Religion entspricht bei Bebel die Hochachtung der Naturwissenschaft, genau so wie der Heroisierung des Proletariats die Entheroisierung des Bürgertums. Die Naturwissenschaft ist die Wissenschaft der Zukunft, mit großem Lob wird ihre Auswertung für den unmittelbaren Nutzen hervorgehoben. Der Fortschritt der Chemie hat eine Verbesserung der Heilmittel, der Lebensmittel, Düngemittel zur Folge, derjenige der Medizin fördert die Hygiene und den gesamten Gesundheitszustand der Bevölkerung, die moderne Technik erweitert ungeahnt das Blickfeld des Menschen. In gleich demokratischer Weise macht sie Luxusbedürfnisse allgemein zugänglich. In guten Wohnungseinrichtungen, in besserer Kleidung der ärmeren Schichten kann sich der technische Fortschritt verheißungsvoll weiter entwickeln. In Konsequenz der hieraus abgeleiteten Pläne berichtet uns Bebel von den Vorteilen einer gemeinsamen modernen Kindererziehung außerhalb des familienhaften Rahmens, von mechanischen Kochvorrichtungen für ganze Familien, von umfassenden Sportplätzen für die Gymnastik u. a. m. Sehr gut macht Peter Dehen darauf aufmerksam, wie die Industrie jedem Arbeiter das entsetzliche Wort entgegenschleudert, er sei ja jederzeit ersetzbar, und zeigt uns deutlich, wie sich das seelisch auf den Arbeiter auswirkt. Wer sein ganzes Leben lang an der Maschine gearbeitet und seine tiefsten Bedürfnisse ihr aufgeopfert hat, um dann in ein paar Tagen oder sogar in ein paar Minuten für immer vergessen zu sein, kann diesen seelischen Schmerz nicht überwinden und gewöhnt sich vielleicht sogar angesichts der Unabänderlichkeit dieses Zustandes an die Vorstellung von der Vernunft dieses modernen Betriebsaufbaus. Bei der Uebertragung dieses Gedankens auf das Leben glaubt er dann daran, daß man, wie es Dehen glücklich formuliert „dem Manne eine auswechselbare Frau, der Frau einen auswechselbaren Mann (Kameradschaftsehe, Erleichterung der Ehescheidung) und dem Kinde auswechselbare Eltern (Erziehungsheime) geben müsse, um sie glücklicher zu machen". Es erscheint uns durchaus nicht unmöglich, daß auch Bebel von der charakteristischen Verwertung dieser in Arbeiterkreisen zweifellos vorhandenen Anschauung zu seiner Geringbewertung der Kindererziehung innerhalb der Familiengemeinschaft gelangt ist. Wie stark Bebel in seinen Kulturplänen von greifbaren Nützlichkeitserwägungen geleitet ist, dafür ist es bezeichnend, daß es in der zukünftigen Gesellschaft selbst in der Kunst keinen anderen Maßstab geben darf, als daß sie der Gesellschaft nützt (s. Peter Dehen, „Leben und Gegenwart", Freiburg 1931, S. 32 f.).

Eine Fülle anderer Bemerkungen Bebels weist in die gleiche Richtung: die Ablehnung und Verspottung der Askese, die Bejahung des Geschlechtstriebes, die Bewertung der Arbeit nach der

Annehmlichkeit, die Außerachtlassung aller qualitativen Erwägungen bei der Würdigung von Wirtschaftsproblemen, insbesondere aber von Kulturfragen, so sollen wohl Museen, Theater, Bibliotheken den Bildungsbedürfnissen der breiten Massen dienen, ohne aber daß Bebel die Möglichkeit einer geistigen Schulung der Bevölkerung zwecks sinnvoller Benützung dieser Einrichtungen prüft, noch etwa uns etwas von dem Geheimnis ihrer vernunftgemäßen Organisation berichtet. Nur der Hintergrund der Zeit macht uns das erklärlich: Die Schule, eingerichtet nach dem Nutzbedürfnis des Staates (s. unsere früheren Ausführungen über die Volksschule, den materialistischen Geist im höheren Schulwesen, *insbesondere S. 90—94)*, die Theater im Dienste des Vergnügens, die Literatur (Lyrik, Epos, Roman), ohne tieferen Gehalt, die Sozialfrage als Zankapfel widerstrebender Parteien, der Arbeiter geistig und wirtschaftlich schutzlos. So gibt uns Bebel in der Tat in diesen Ausführungen unfreiwillig ein Abbild der bestehenden Gesellschaft und gleichzeitig eine Arbeiterphilosophie, die unmittelbar auf seine damaligen Verhältnisse zugeschnitten ist. Typisch bleibt der Triumph der Quantität, die Ausschaltung der Qualität auf allen Gebieten der Wirtschaft, Kunst, Wissenschaft und Literatur. Man kann sich diese Tatsache durch ein einfaches Bild verdeutlichen. Bebel sieht, der Arbeiter befindet sich in Not, der Unternehmer in luxuriösem Glanz (alles gesehen mit den Augen des Agitators). In der zeitgenössischen Dichtung, Kunst und Wissenschaft, in dem Aufbau des Bildungswesens, in dem Fehlen besonderer Fortbildungseinrichtungen für den Arbeiter kommt ihm die Tatsache seines vollständigen Ausschlusses von den Bildungsgütern der bestehenden Gesellschaft klar zum Bewußtsein. Er tröstet ihn nunmehr dadurch, daß er es noch besser haben soll im Zukunftsstaate als der verdorbene Bourgeois der Gegenwart.

So sind auch diese Darlegungen Bebels nur aus der damaligen Zeitsituation heraus verständlich. Der entscheidende Widerspruch seiner Ausführungen bleibt Bebel verschlossen. Auf der einen Seite zeichnet er mit den Farben der Verbitterung und des Hasses ein verzerrtes Bild der in Nützlichkeitserwägungen aufgehenden Bürger, auf der anderen Seite ist sein Zukunftsstaat nur eine ungetreue Kopie der in der Gegenwart bestehenden Verhältnisse, gesehen in der Sicht des sozialen Agitators. Gerade er, der am meisten die Veräußerlichung der Lebensanschauung in dem Denken der Gebildeten — häufig sogar durchaus zutreffend — darstellt, baut doch allein auf diesem Prinzip seinen Zukunftsstaat auf. Der ausgezeichnete englische Kulturhistoriker Hartpole Lecky, der Darsteller der Geschichte der Aufklärung, der englischen Entwicklung im 18. Jahrhundert, hat in seiner „Sittengeschichte Europas" an einer Fülle treffender Belege überzeugend dargetan, wie tief der Eudämonismus als Weltanschauung im französischen und englischen Denken des 18. Jahrhunderts verwurzelt gewesen ist. Er hat vom

philosophischen Standort her gleichzeitig eine scharfsinnige, wohlgelungene Auseinandersetzung mit diesen Auffassungen gewagt — ein Vorhaben, das schon zeigt, wie einseitig es ist, den vermeintlichen Gegensatz zwischen deutscher und englischer Denkweise auf die glatt vereinfachende Formel „Händler und Helden" zu bringen. Diese Ansicht ist schon von Schleiermachers „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" im Jahre 1799 an über Schopenhauer, Heine, Treitschke bis zu Sombart hin in der Literatur vertreten, aber von der heutigen Forschung abgelehnt worden. Aus Leckys Beweisführung erhellt eine auffallende Aehnlichkeit zwischen der Begründung des Eudämonismus des 18. und demjenigen der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Auch hieraus geht hervor, wie sich die politisch, wirtschaftlich, sozial und pädagogisch so revolutionär anmutende Geisteshaltung eines Bebel vom überkommenen Gedankengut längst vergangener Epochen nährt (s. Lecky, „Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen", Leipzig 1904, S. 1—144, für England die ausgezeichnete Schrift von Werner Picht, „England nach dem Kriege", Kempten 1923, S. 91 ff.). Die hier vorliegenden Tendenzen des Eudämonismus reichen tief bis in die Gegenwart hinein und sind sogar schon im Prinzip, wie ein moderner Forscher, nämlich Breysig, zeigt, tief im Marxismus verwurzelt.

1.

Die eudämonistische Wurzel bei Karl Marx.

Kurt Breysig hat das große Verdienst, die eudämonistische Wurzel, die in der Lehre von Karl Marx steckt, in ihren tieferen Zusammenhängen aufgedeckt zu haben: Wenn man nach der Wertung des Geistigen durch Marx fragt, muß man, wie uns Breysig zeigt, über die äußerste Einseitigkeit einer Lehre in Erstaunen geraten, die der einen Halbkugel alles Dichtens und Trachtens der Menschen, dem Reich des Geistes mit der einen Ausnahme der Technologie jede eigene Wirksamkeit abspricht. Die Frage erhebt sich, wie ein so starker Geist wie Marx so enge Schranken seinem Schauen setzen konnte. Marx wächst, wenn man die nützlichkeitsfrohe Gesinnung der Gegenwart sich vor Augen hält, nach Breysig zu einem Dämonen heran, der seine und die heutige Zeit in diese Gesinnung hineingelockt, geradezu hineingepeitscht hat. Auf Marx' Herkunft, auf seine jüdische Abstammung, läßt sich diese Tatsache nicht zurückführen, weil Marx sowohl väterlicher-, wie erst recht mütterlicherseits von im Geist wirkenden Vorfahren abstammt. Sein Leben ist zudem ein Zeugnis dafür, wie fern ihm Erwerbsgier lag, ja, wie er nicht einmal Erwerbssinn besessen hat. Die Zurückführung allen Völkergeschehens auf die Wirtschaft und nichts als die Wirtschaft konnte Marx nur von der Volkswirtschaftslehre kommen, die er Zeit seines Lebens bekämpft hat: Von der klassisch-kapitalistischen, von Adam Smith begründeten Schule.

Um sich diese eigenartige Tatsache zu erklären, muß man sich, wie Breysig entwickelt, die gemeinsame Wurzel ihrer Wirtschaftsanschauung vor Augen halten. Beide Lehren sind von der Grundüberzeugung ausgegangen, daß nichts auf Erden so wichtig ist wie die Beschaffung und Verteilung der grobstofflichen, materiell ausnutzbaren Sachgüter der Menschheit. Beider Verhalten zu geistigen und seelischen Werten ist demgegenüber so auffallend kühl und gleichgültig, daß man nicht bezweifeln kann, wie wenig beiden an ihnen gelegen ist. Nach Smith ist die jährliche Arbeit eines Volkes der Schatz, aus dem es ursprünglich mit allen Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des Lebens gespeist wird. In seinem Werk nehmen die nichtstofflichen Güter nur eine ganz nebensächliche Stellung ein. Erst in den Kapiteln des 5. Buches, die den Staatsausgaben gewidmet sind, geschieht ihrer Erwähnung. Der Einwand, ein volkswirtschaftliches Werk sei nicht der Ort für die Behandlung geistig-seelischer Werte, ist nicht durchschlagend. Eine grundsätzliche Stellungnahme zum Geist ist bei dem gewaltigen Gewicht, welches Adam Smith selbst dem Stoff, seiner Gewinnung und seiner Verteilung beimißt, allerdings unerläßlich. Karl Marx' Einseitigkeit in der Bewertung von Stoff und Nutzen geht aber noch weit über Smith hinaus. Niemals ist die Kraft des Geistes, aus sich selbst heraus neu zu schaffen, entschiedener geleugnet worden als von Marx 1859 in dem nüchternen Satz der „Kritik der politischen Oekonomie": „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt."

Die Wahlverwandtschaft zwischen Adam Smith und Karl Marx ergibt sich nach Breysig aus der ihnen beiden gleichmäßig eigentümlichen leidenschaftlichen Aufsuchung und Bevorzugung von Stoff und Nutzen und der Erhebung des Strebens nach ihnen zur Triebfeder alles menschlichen Handelns. Die Richtung ihrer Forschungsweise ist dabei wesensverschieden. Der kapitalistische Individualismus faßt in erster Linie die Hervorbringung der Sachgüter, der Sozialismus aber ihre Verteilung ins Auge. Macht der Kapitalismus die höchste Steigerung der Erzeugung von Wirtschaftsgütern zur letzten Forderung, wird also die Summe des Hervorgebrachten zum Maßstab, die Größe des Werkes selbst zum Ziel gemacht, so ist der Kapitalismus nach Breysig seinem Zielgedanken nach mehr auf Leisten und Wirken gerichtet als der Sozialismus, der nur die Beteiligung aller an dem erwirtschafteten Stoffgewinn ins Auge faßt, also mehr ausgeht auf Genießen und Empfangen. Darin liegt der große Vorzug der kapitalistischen Anschauung, der aber leider durch schlechthin genießerische Beweggründe der Erwerbssucht des Einzelunternehmers häufig wieder aufgehoben wird. Im Marxismus würde diese Verwandtschaft der Lehren als unmittelbare oder mittelbare Hervorbringungen des Wirtschaftszustandes der neuesten Zeit erklärt werden — eine um-

fassendere Geschichtsbetrachtung würde auch die Bedeutung dieses Wurzelvorganges für beide Lehren verantwortlich machen, gleichzeitig aber auch die unsprüngliche und selbständige Hinwendung des Geistes dieser Zeit zur rohen Nützlichkeitsverehrung erwähnen, die auch auf vielen anderen Gebieten des modernen Lebens nachweisbar ist. Die Wirtschaftswissenschaft im allgemeinen gerät nach Breysig, da sie Stoff und Nutzen zum Gegenstand ihrer Forschung macht, leicht in Gefahr, den Einfluß dieser Faktoren zu überschätzen. Dabei wird häufig übersehen, daß ihre Forschung und ihre Kenntnisnahme sich nur auf einen kleinen Ausschnitt des Lebens bezieht, aus dem und in dem — wie es Breysig ausdrückt — tausend Säftebahnen aus ganz anderen Gliedern am Leib eines Volkes führen.

An einem Einzelfall illustriert Breysig seine Lehre. Die Wirtschaft wird das Ringen mit dem Acker um den Ertrag als das wesentliche Wirken und Trachten des Bauern in Betracht ziehen. Das macht aber nicht sein ganzes Leben aus; es wird viel zu eng gefaßt, wenn man es etwa nur unter dem Gesichtswinkel der Wirtschaft, d. h. des Erzeugens und Verwertens von Sachgütern, ansieht. Eine anschauliche Vorstellung von dem besonderen Bauerntum einer Landschaft erwächst nur, wenn der Beobachter sich seinen Brauch und die Sitte, seinen Glauben und seine Weltanschauung, seine Staats- und Gesellschaftsmeinung und viele andere unwägbare Dinge vergegenwärtigt, die am besten in den Werken von Prosadichtern, aber nicht in denjenigen von Gelehrten stehen. Die Unentbehrlichkeit und Vortrefflichkeit der statistischen Erfassung von Lebensvorgängen zugestanden. wo es sich um meß- und zählbare Eigenschaften handelt, so ist doch ihre Methode und ihre Wirkung dort irreführend und schädlich, wo die Region des Unmeßbaren beginnt. Ist in einem Bauernschlag beispielsweise noch starkes, festes Menschentum lebendig, so umfaßt der Eigentümer seinen Acker mit einer persönlichen Liebe, sein Werk mit einer Hingabe, die nichts mit Erwerbstrieb zu tun hat.

Die Summe aller Darlegungen ergibt, daß der Sozialismus mit seiner Bevorzugung von Stoff und Nutzen nicht allein steht, daß auch der kapitalistische Individualismus, ja sogar die unparteiische Wissenschaft von der Wirtschaft in vielen Stücken mit ihm übereinstimmen. Das ist aber nur ein Zeugnis dafür, daß im Geist und in der Seele das Zeitalter dieser Richtung zuneigt. Die Lehre von Marx ist aus der damaligen Situation des Proletariats zu erklären, das nur von seinem Leibes- und Nahrungsbedürfnis zu berichten wußte, und bei dieser Grundrichtung seines Denkens in die Seele der von ihm Beschützten hinein hat sich Marx selbst zum Proletarier gemacht. Die Verständlichkeit dieses Vorganges zugegeben, so ist er doch nach Breysig weder begrifflich noch lebensmäßig zu rechtfertigen, weil er Marx oder den Sozialismus überhaupt veranlaßte, allen geistigen Gütern einen nur ganz unter-

geordneten Wert zuzuweisen, und ferner dazu führte, alle Persönlichkeitsgüter über jenen gröberen Sachgütern zu vernachlässigen. Der Gegenstand aller Geschichte ist aber, wie es Breysig glücklich formuliert, der Mensch und niemals die Sache. Inhalt, Ziel, Aufgabe der Kultur ist nur der Mensch, nicht aber irgendein Ding, das er schafft oder gar nur eines, das er genießt. Von dem Weg zu dieser obersten Grunderkenntnis haben aber Marx und der Sozialismus die Menschheit fortgelenkt. In der Tat finden diese ausgezeichneten Beobachtungen von Breysig in der eudämonistischen Nützlichkeitsphilosophie eines Bebel ihren besten Beleg. So führt wirklich ein Weg von Marx zu Bebel bis in die jüngste Gegenwart hinein (s. Breysig, „Vom geschichtlichen Werden", Bd. 2, Berlin 1926, S. 72—83).

Die großen Gefahren, die eine nur sachgüterhafte Auffassung der Wirtschaft — wie wir sie etwa bei Smith antreffen — in sich schließt, sind von führenden Köpfen der Nationalökonomie gesehen und scharf ins Bewußtsein der Menschen gerückt. In unserem *nächsten Anhang (zu 3)* geben wir einige Aeußerungen bedeutender Volkswirtschaftler wieder, die diesen Gedanken in besonders glücklicher Form herausarbeiten.

2.

Die Bedrohung des Geistigen durch quantitative Beurteilung.

Die Gesichtspunkte, die Bebel zur Beurteilung geistiger Werte aufstellt, schließen eine ernste Bedrohung alles Geistigen in sich. In einem ausgezeichneten Aufsatze über die „Sünde der Quantität" hat Theodor Lessing diesen Gedanken feinsinnig weiter ausgesponnen. Schon gegenwärtig erscheinen, wie er treffend hervorhebt, jährlich an 20 000 neue Bücher, etwa 10 000 Bilder werden gemalt und 10 000 Musikwerke erzeugt. Das Material eines einzigen Tages ist dadurch quantitativ bereits größer als z. B. die gesamte Ueberlieferung des klassischen Altertums. Jede bedeutsame Leistung, besonders das Schönste und Heiligste, wird aber im selben Maße entwertet und entfrommt, als es vermehrbar wird. Das Einzigartige ertrinkt dann leicht in der wachsenden Anzahl scheinbar gleichartiger Erzeugnisse. So zählt Joseph Nadler, wie Theodor Lessing erwähnt, einige 10 000 Bücher- und Dichternamen auf, Soergels Literaturgeschichte der Gegenwart gar charakterisiert zehntausend „Dichter und Denker" beinahe so, wie man die zu einer landwirtschaftlichen Ausstellung gesandten Schafe zählt und prämiiert.

Angesichts dieser gewaltigen Ueberproduktion bedarf es bereits eines fein entwickelten Geschmackssinnes, um das Echte vom Unechten zu trennen und wertvolles Gedankengut der Vergangenheit sinnvoll in die eigene Bildungsarbeit einzufügen. Wer ehrlich ist, müßte aber zugeben, daß schon heute kein einziger mehr lebt, welcher, um nur einiges herauszugreifen, jemals den ganzen

Goethe, den ganzen Jean Paul, den ganzen Wieland oder gar Kant und Hegel vollständig gelesen hätte. D. h. wir beurteilen ständig solche Dinge, von denen wir nur ein Zipfelchen wissen. Die Gefahr des Dilettantismus rückt damit in greifbare Nähe. Umfangreiche Romane der Gegenwart wie Thomas Manns „Zauberberg" oder Döblins „Alexanderplatz" schildern häufig nur einen kleinen Ausschnitt unseres Schicksals, ein Zeichen dafür, wie umfassend wohl ein Roman sein müßte, der das Leben eines Menschen von der Wiege bis zum Grabe umspannt. Zu diesen Momenten treten noch die verhängnisvollen Wirkungen des heutigen Rekordwahns, demzufolge derjenige als ein großer Mann erscheint, der gleichsam mit seinem Hirn das zustandebringt, was man ohne ihn sich auf zehn Hirne in zehn aufeinanderfolgenden Generationen verteilt denken müßte.

Die Folgen dieser Verhältnisse sind schon jetzt bedenklich genug. Ein Sinken des Niveaus ist auf allen Gebieten des Geisteslebens bereits deutlich zu verspüren. Der Gesichtspunkt der Quantität wird für den Wert eines Werkes entscheidend. Die ernsten Warnungen von Nietzsche, „Noch ein Jahrhundert lesen und schreiben, und auch der Geist selber wird stinken" und von Ibsen, „Wer auf die Nachwelt will, muß wenig Gepäck tragen", werden überhört. Schon jetzt entspricht der Literatur der Breite die Jagd auf Surrogaten- und Pointenweisheit. Der Schrei nach Kürze, die Scheu vor der geistigen Mühe tritt besonders bedenklich in der Tagespresse hervor. Die traurigen Folgen sind schon klar erkennbar: die „allgemeine Bildung" und eine Wüstheit des Schreibens und Lesens verdorrt die Wurzeln des Lebens. Der Geist der Menschen wird zum Feind ihrer Seele. Das Leben ist aber nach Lessing weder quantitativ noch dynamisch noch abstrakt, sondern vielmehr Innigkeit und Symbol. Wer zu ihm durchwill, wird entsagen und einsam sein, ein Wenig-Leser und ein Wenig-Schreiber.

Diese Ausführungen von Theodor Lessing sprechen für sich selbst. Sie bedürfen keines Kommentars. Jedes Wort darüber wäre verloren, wozu es wohl geführt hätte, wenn man nach Bebelschen Zukunftsplänen wahllos nur der Bequemlichkeit halber ins Blaue hinein Museen, Volkstheater, Büchereien errichtet hätte, ohne nach ihrem Sinn und nach der Vorbereitung ihrer Besucher zu fragen. Durch Lessing wird uns offenbar, wie es infolge der Ueberfülle von Eindrücken, die auch auf das Leben der kleinsten menschlichen Existenz einstürmen, der stärksten geistigen Schulung und Aufmerksamkeit bedarf, um aus diesem Wirrwarr der Produktion einen Ausweg ins Freie zu finden. Nichts ist also gegenwärtig nötiger als die Ueberwindung der Bebelschen Bildungsanschauung, die eben nur mangels der Erfahrung auf diesem Gebiet und des Vorbildes einer aufwärtsstrebenden Arbeiterklasse überhaupt erklärlich erscheint.

Anhang.

1 (Zu IV des Vierten Hauptteils).

Der Glaube an die Möglichkeit der proletarischen Kultur in den sechziger Jahren und nach 1918.

Der Vortrag von Schultze-Delitzsch über „Arbeit und Bildung" aus dem Jahre 1861 ist auf die freudige Erwartung vollständig neuer Kulturverhältnisse gestimmt. Nur so ist es auch erklärlich, daß die Forderung des ganzen und vollen Menschentums für den Arbeiter durch eine Bejahung seines Bildungsstrebens nach Schultze-Delitzsch am schnellsten erreicht werden kann. Dabei war die Kraft und der Trieb zur höheren Entfaltung, der gleichmäßig von Natur in alle Menschen gelegt sei, durchaus optimistisch bewertet und an einem Entwicklungsgang der Bildung von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart dargetan, wie es als ein Bedürfnis unserer Tage anzusehen ist, daß allmählich alle zur Teilnahme an den Kulturgütern herangezogen werden. Diese Gedanken von Schultze-Delitzsch treten in vielen seiner Vorträge immer wieder hervor (s. Schultze-Delitzsch, Schriften und Reden, Berlin 1910, Bd. II, „Arbeit und Bildung", 1861, Seite 4 bis 11).

Friedrich Albert Lange berichtet von dem unbedingten Vertrauen des Volkes auf die Leistungsfähigkeit der Wissenschaft, die gewaltig überschätzt werde. Er zeigt uns auch, wie gerade die hart um ihr Dasein ringenden Massen von der ernsten Arbeit der Wissenschaft ihr Heil erwarten und die bestehende Staatsform demgemäß sehr ungünstig beurteilen. Demgegenüber warnt Lange vor einer voreiligen Ueberschätzung der Wissenschaft, die, wie es bezeichnenderweise bei ihm heißt, entschieden die Zumutung ablehnen muß, für irgendeine neue Ordnung der Gesellschaft Gewähr zu leisten. Lange erscheint es auch nicht ratsam, Institutionen voll Lebenskraft gegen andere anscheinend bessere leichthin zu vertauschen. Lange, der die Uebertreibungen der an die Wissenschaft gestellten Erwartungen feststellt, beurteilt sie doch durchaus unbefangen, wenn er z. B. „von dem Unglück einer vom Staate bezahlten und gewerbsmäßig betriebenen Philosophie spricht, welche stets bereit sei, das Bestehende für das Vernünftige zu erklären." Ebenso entschieden erklärt sich Lange gegen eine Auffassung der Masse, analog derjenigen der Sklaven des Altertums, gleichsam als ob „die Masse nur dazu da wäre, die Folie zu bilden für die Entfaltung der Blüten des höheren Lebensgenusses". Dabei ist Lange ein scharfsinniger Kritiker der

gegenwärtigen Kultur, in welcher nach seinen Worten „geschmackloser Luxus, gespreizte Scheinbildung und egoistische Blasiertheit eine hervorragende Rolle spielen". Lange weist weiter darauf hin, wie in den Zeitgenossen das Gefühl einer großen Weltwende lebendig ist, eine Vorstellung, die Lassalle in den Massen noch genährt hat. Lange fühlt sich, wie er ferner ausführt, dazu berufen, die törichte Sicherheit und Stumpfheit in der Gegenwart aus ihrem Schlafe zu rütteln und darauf aufmerksam zu machen, wie starke Faktoren schon auf eine vollständige Veränderung der Verhältnisse hindrängen. Gegenüber den „Kleinmeistern der Geschichte", die „die Masse als zum Beten und Arbeiten, zum Dulden und Gehorchen bestimmt" ansehen, ist geltend zu machen, daß „alles Große in der Geschichte bisher stets von Trägern einer Idee" ausgegangen ist die weit über die bisherige Erfahrung hinausgesehen haben. Mit Worten, die ganz an die Schlußausführungen von Bebels „Frau" anklingen, schließt Lange seine Darlegungen in der Erwartung, daß „über den Trümmern der vergangenen Weltordnung eine neue Blüte der Kunst und Wissenschaft, der Humanität und Sittlichkeit sich schnell und herrlich entfalten wird, Bildung und Brüderlichkeit dann die guten Genien sein werden, welche die Menschheit von Stufe zu Stufe aufwärts leiten". Der Wendepunkt der Zeiten, der Sieg des guten Willens zur Besserung unserer Zustände kann dabei nach Lange nicht mehr in allzu großer Ferne liegen (s. Friedrich Albert Lange „Arbeiterfrage", unveränderter Abdruck der ersten Auflage aus dem Jahre 1865, herausgegeben von Mehring, Berlin 1910, Seite 48 ff., 66, 69 ff., 78 und 150).

Die chiliastischen Erwartungen von Lassalle über die geistigen Kräfte des Proletariats in seinem Vortrag „Wissenschaft und Arbeiter" hatten wir bereits hervorgehoben. Aber auch in seinem Arbeiterprogramm hatte Lassalle darauf hingewiesen, wie ein Staat unter der Herrschaft der Idee des Arbeiterstandes mit freier Lust und vollkommenster Konsequenz vollbringen würde, was bisher nur stückweise und in den dürftigsten Umrissen dem widerstrebendsten Unwillen abgerungen worden sei, und wie sich hieraus ein Aufschwung des Geistes, die Entwicklung einer Summe von Glück, Bildung, Wohlsein und Freiheit ergeben würde, wie sie in der bisherigen Weltgeschichte ohne Beispiel seien. (Angeführt bei Todt, „Der radikale deutsche Sozialismus", Wittenberg 1877, Seite 302). Todt zitiert noch an der angegebenen Stelle ganz ähnliche Bemerkungen in der sozialdemokratischen Literatur der siebziger Jahre, wo in überschwänglichster Weise von dem Fortschritt der Wissenschaft durch Allen zugängliche Lehranstalten und von der Errichtung von Einrichtungen gesprochen wird, in denen das ganze Volk sich in freigebigster Weise an den Schätzen von Kunst und Wissenschaft zu erbauen vermag. Welche große Rolle die chiliastischen Zukunftserwartungen schon 1879 in der ersten

Auflage von Bebels „Frau“ , ebenso wie in der letzten Ausgabe dieser Schrift von Bebels Hand aus dem Jahre 1909 spielen, bedarf hier keines Nachweises mehr. In der Tat gehen also die Gedanken über den sozialistischen Zukunftsstaat schon auf die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zurück.

Genau wie in den sechziger und siebziger Jahren der Drang nach der Schaffung vollständig neuer Kulturverhältnisse durch den Einfluß des Proletariats lebendig war, ihre Möglichkeit kaum in Zweifel gezogen wurde, genau so tauchen ähnliche Gedankengänge nach 1918 auf, wo die Beseitigung des Bildungsmonopols, die Schaffung der Einheitsschule die Hoffnung stärkte, daß dank der geistigen Begabung des Proletariers dem Kulturleben ein neues Gepräge aufgedrückt würde. In einer vielfach scharfen Verurteilung bisheriger Kulturverhältnisse, in einer besonderen Hochwertung der Handarbeit und des Handarbeiters als neuen Kulturträgers fanden diese Verhältnisse nach außen ihren Ausdruck. So kam es, wie Professor Georg Schreiber ausführt, damals zu dem sozial wie volkswirtschaftlich und insbesondere kulturell schmerzlichen Irrtum, daß Arbeit schlechthin Arbeit sei und es nur auf die abgeleistete Arbeitszeit ankommt, eine Auffassung, die sogar, wie Schreiber ausführt, den Qualitätshandarbeiter degradiert, geschweige an ein Verständnis der Geistesarbeit auch nur heranreicht. Ebenso wurde, wie Schreiber darlegt, damals wieder häufig in schroffer Auswertung der Klassenkampflehre Hand- und Kopfarbeit scharf gegenübergestellt (s. Georg Schreiber, „Die Not der deutschen Wissenschaft und der geistigen Arbeiter“, Leipzig 1923, Seite 110 ff.).

In der pädagogischen Literatur der Zeit kommen ähnliche Gedanken zum Durchbruch. Paul Oestreich spricht davon, wie nur dort, wo die Massen erdnah und die Länder weit sind, grundstürzend Neues wachsen kann, und wie die moderne Schulreform der Hoffnung lebt, zu neuen Lebensformen durch die reichen Anregungen der Kulturreform zu gelangen (s. Paul Oestreich in Otto Corbach, “Moskau als Erzieher“ Vorwort, Seite 3, Leipzig 1923).

In dem von der Vereinigung sozialistischer Lehrer und Lehrerinnen herausgegebenen Werk „Bergan“ „Aufrufe zur geistigen Erneuerung“ kommen diese Tendenzen zum deutlichen Durchbruch. Dr. Ausländer behauptet, daß die vierjährige Grundschule dem Aufstiegswillen des Proletariats keinen Raum läßt, ja sogar die alte höhere Schule konserviert, weil sie nur darauf bedacht ist, den in den ersten vier Jahren bemerkbaren Vorsprung der Bürgerkinder hervortreten zu lassen und bewußt davon schweigt, welch ein Unfug in so jungen Jahren schon eine Auswahl der Schüler nach ihrer geistigen Begabung darstellt. Ausländer fordert eine sozialistische Einheitsschule, die radikal die bisherigen höheren und mittleren Schulen abbaut und den Auf- und Ausbau der Volksschule zur Arbeits- und Produktionsschule ermöglicht. Die Arbeit,

der Grundstoff und das Grundprinzip der sozialistischen Schule, und zwar die gesellschaftlich nutzbare Arbeit in innigem Zusammenhang mit dem Produktionsprozeß der Gesellschaft schafft erst, wie Dr. Ausländer meint, die innere Einheit gemeinsamer Gesinnung. Wally Zepler erhofft eine geistige Emanzipation des Proletariats von gewaltigem Ausmaß durch eine sozialistische Erziehung, die aus einer Welt bloßer Technik und materiellen Strebens wieder eine seelische Gemeinschaft miteinander schaffender Menschen gestaltet. Viele Stimmen noch ließen sich aus dem Buche anführen, die eine Erneuerung der Kultur durch eine Entbindung der im Proletariat vorhandenen Geisteskraft mit gläubiger Zuversicht erwarten (s. „Bergan", Duisburg 1920, S. 39 ff., 227).

2 (Zu IV. des Vierten Hauptteils).

Die Ablehnung proletarischer Kunstideen durch Tröltsch und Bürgel.

Zu dieser Frage nimmt Ernst Tröltsch in einem bedeutungsvollen Referat über Kulturpolitik grundsätzlich Stellung. Bei prinzipieller Bejahung der Partei als Mittel der Ordnung innerhalb der Demokratie erblickt er doch, ähnlich wie Max Weber, ihre Aufgabe im wesentlichen nur in der Erfüllung organisatorischer Funktionen und spricht in dieser Verbindung von ihrer gleichsam naturgegebenen Einseitigkeit, die schon durch ihren Zusammenhang mit gewissen Gruppen und Interessen der Bevölkerung gegeben sei. Tröltsch hebt dann geistvoll hervor, wie der Nationalcharakter in Deutschland im Gegensatz zum Ideal des englischen „Gentleman" oder des Franzosen als eines rein national erzogenen Bürgers noch nicht einen bestimmten, in sich geschlossenen Menschentypus erzeugt habe. Seine Feststellung entspricht dabei durchaus den Beobachtungen von Hillebrand und Homberger, deren Auffassung hierüber wir bereits im ersten Kapitel unserer Arbeit angaben. Tröltsch geht weiter den Ursachen dieser auffallenden Erscheinung auf den Grund. Sie erklärt sich nach ihm einmal daraus, daß die in die Opposition gedrängten demokratischen und fortschrittlichen Parteien nur mit rein moralischen, ethischen Mitteln gegen die seit 1813 vorhandenen Machtverhältnisse protestieren konnten. Dadurch erhielt der deutsche Liberalismus — diese Verhältnisse wurden noch durch seine Spaltung im Zeitalter Bismarcks gefördert — einen vielfach durchaus weltfremden Zug. Ferner hat die große Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert nach Tröltsch erheblich dazu beigetragen, die Herausarbeitung eines charakteristischen national-deutschen Menschen zu verhüten. Schließlich fiel der von sozialdemokratischer Seite betonte, angeblich unaufhebbare Gegensatz zwischen Bürgertum und Arbeiter verhängnisvoll ins Gewicht — eine Ansicht, die auf schweren psychologischen Irrtümern beruhte und sich deshalb außerordentlich ungünstig auswirken mußte. Die agitatorische Schwungkraft der Sozialdemokratie lag in der überwiegenden Mitgliedschaft von Handarbeitern,

deren Bildungsstand möglichst hoch gehoben werden sollte — ein Fortschritt, der aber nur mit einer erheblichen Niveau-Senkung aller anderen auf den schließlich erreichten Stand des Handarbeiters erkauft werden konnte. Diese Metaphysik des Handarbeitertums fand nach Tröltsch deshalb so freudigen Glauben, weil sie sich stolz als das Ergebnis der wissenschaftlichen Entwicklungstheorie hinstellte. Durchaus irreführend ist ferner der Name „Bourgeoisie" für das Bürgertum, eine Bezeichnung, die die allerverschiedensten Begriffe zusammenfaßt und nur dazu geeignet erscheint, den Gegensatz zwischen hüben und drüben noch zu vergrößern. Ebenso haltlos ist die Behauptung von einer spezifisch bürgerlichen und spezifisch proletarischen Geisteshaltung, die sich auf allen Wissensgebieten deutlich voneinander scheiden sollen. Schließlich widerspricht es jedem wirklichkeitsnahen Denken, den Klassenkampf bewußt auf den höchsten Gipfel zu treiben, dadurch die Menschen in zwei haßerfüllte Gruppen zu teilen und von dieser Entwicklung her den verheißungsvollen Umschlag zu Liebe und Brüderlichkeit im Zukunftsstaat zu erwarten. Die gegenwärtigen Hoffnungen auf eine Kulturerneuerung auf dieser Basis durch die Fernwirkung der Umwälzung von 1918 entbehren somit jeder Grundlage. Die deutsche Kultur reicht tief ins Mittelalter zurück, dessen alte Kirchen und Paläste stolze Dokumente großzügiger Kulturarbeit darstellen. An den geistigen Inhalten unserer Kultur hat diese Revolution nichts geändert. Die geistigen Eigenschaften des deutschen Volkes sind Schöpfungen der ganzen Nation und kein Werk von Parteien und Parteiprogrammen. Auch in Zukunft wird die Differenzierung der menschlichen Kultur die Voraussetzung und Quelle aller persönlichen Leistungen bilden. Die Auffassungen von der Einheitsschule, die nach der Vorstellung von Heinrich Schulz alle auf das Niveau des Proletariers herabdrücke, sind scharf abzulehnen. Ebensowenig ist, und zwar schon wegen ihrer psychologischen Unwahrscheinlichkeit, die sozialdemokratische Lehre aufrecht zu erhalten, daß der Geist aus dem Wirtschaftlichen von selbst fließe. Auch die deutsche Sozialdemokratie ist tief von deutschem Geistesgute gespeist. Die großen Führer der Sozialdemokratie waren Sprößlinge des Gymnasiums, so Karl Marx ebenso wie Ferdinand Lassalle. Der Mangel an originellen, bedeutenden mitreißenden Köpfen innerhalb der Sozialdemokratie erklärt sich mit aus ihrer ablehnenden Haltung zur höheren Schule, die ihnen allein wirksam zu einer geistigen Erneuerung verhelfen könnte. Aus diesen feinsinnigen Betrachtungen von Ernst Tröltsch geht hervor, mit welchen schweren Sorgen er schon damals der geistigen Entwicklung der Sozialdemokratie in der Zukunft entgegensah, und wie scharfsinnig er in den hoffnungsvollen Erwartungen sozialdemokratischer Parteiführer von dem Werden einer neuen proletarischen Kultur eine schwächliche Kritiklosigkeit erblickte, die den Willen zur ernsten Reform erstickte, die bisherigen

Mißstände aufrecht erhielt und schließlich dem gesamten Geistesleben des deutschen Volkes durch die einseitige Hervorhebung nur parteipolitischer Gesichtspunkte im Kulturleben schwere und unheilbare Wunden schlug (s. Protokoll über den Zweiten Parteitag der deutsch-demokratischen Partei, abgehalten in Leipzig vom 13. bis 15. Dezember 1919, insbesondere S. 165 ff., 170 ff., 173 f. und 177.)

Bruno Bürgel, der in einem kleinen Schriftchen „Vom Arbeiter zum Astronomen" uns seinen Entwicklungsgang anschaulich schildert und sich selbst zum Sozialismus bekennt, hat die Darlegung von Ernst Tröltsch durchaus bestätigt. Er berichtet uns, wie groß die Schwierigkeit des Aufstiegs aus dem Arbeitertum ist, wie sehr der Arbeiter dazu neigt, die eigenen Verhältnisse auf die Verhältnisse anderer Bevölkerungsschichten zu übertragen, wie tief der Mangel an Bildung innerhalb des Proletariats, der blinde Glaube an die weltumgestaltende Kraft der Naturwissenschaft sich hier bemerkbar macht. Besonders schmerzt Bürgel der Mangel an geistigem Interesse innerhalb der Partei, die einseitige und ungerechte Beurteilung des Bürgertums, die verhängnisvolle Einschätzung des Menschen nach seiner Wirtschaftslage, die gerade in der Beurteilung des Akademikertums sich vor den wirklichen Tatsachen in einer ganz bedenklichen Weise verschließt und sich in einer durchaus persönlichkeitsfremden Haltung kundgibt. Er hebt hervor, wie auch bei größter Armut der Student sich häufig von unbedingtem Erkenntnisdrang vorwärts treiben läßt, und erwähnt als leuchtendes Beispiel dafür die russischen Studentinnen, die durch nichts sich von der Durchführung der einmal für richtig erkannten Aufgabe abhalten lassen. Besonders interessant ist Bürgels Zugeständnis, mit welchen Schwierigkeiten des Verständnisses er anfangs bei philosophischen und logischen Vorlesungen meist zu kämpfen hatte. Die Beurteilung des Menschen nach seiner äußeren Kleidung wirkt sich nach Bürgel häufig in einem höhnischen Spott auf das „Stehkragenproletariat" aus, eine Auffassung, die Bürgel gerade beim aufwärts strebenden Arbeitertum besonders betrübt. Sehr beachtenswert sind schließlich Bürgels Feststellungen von der blinden Feindseligkeit gegen den Akademiker nach dem vierjährigen Weltringen und seine ernsten Befürchtungen für die Zukunft der Sozialdemokratie. Wertvoll ist schließlich auch Bürgels offenes Bekenntnis von dem Sozialismus als einem Glauben, dem man ebenso gut anhängen wie auch fernstehen kann und seine aus tiefem Mitgefühl für das ringende Proletariat quellende Verurteilung der Intoleranz, die sich sogar bereits in die sozialistischen Kämpferreihen eingeschlichen habe (s. Bürgel „Vom Arbeiter zum Astronomen", 2. Auflage, Berlin 1920, insbesondere Seite 17 ff., 32, 54, 60, 69, 81, 90, 108 ff., 112, 116 und 133). Diese Beobachtungen von Bruno Bürgel erscheinen uns deshalb besonders beachtlich, weil sie von einem

reich begabten, von heißem Bildungsdrang beseelten, von zäher Ausdauer erfüllten Menschen gemacht worden sind, der aus der harten Erfahrung des Lebens sich seine Weltanschauung mühsam erarbeiten mußte. Die Großzügigkeit seiner Einstellung, die Ehrlichkeit seiner Geständnisse machen unseres Erachtens die Schrift zu einer instruktiven Quelle der geistigen Zustände innerhalb der Sozialdemokratie am Ende des Weltkrieges.

3 (Zu V, 1 des Vierten Hauptteils).
Die Produktivität der geistigen Arbeit im Urteil von Wilhelm Neurath, Paul Leroy-Beaulieu Friedrich Kleinwächter, v. Gottl und Diehl.

Wilhelm Neurath hat in seiner Schrift „Elemente der Volkswirtschaftslehre" geistvoll diese Frage behandelt. Neurath unterscheidet den sachlichen Reichtum von dem persönlichen Reichtum, wobei der sachliche Reichtum die Summe der nützlichen Sachen darstellt, der persönliche Reichtum auf Gesundheit, Stärke, Schönheit des Leibes und der Seele, Erkenntnis, edlem Fühlen, hohem Streben, Menschen- und Gottesliebe beruht. Gemäß dieser Auffassung findet überall dort ein Produzieren statt, wo durch absichtsvolles menschliches Streben der menschlichen Lebensvollkommenheit gedient wird. In diesem Sinne ist nicht nur das Erzeugen der Nützlichkeit von Sachen, sondern insbesondere auch das Schaffen von Erkenntnissen, das Erwecken und Hervortreten von schönen Phantasieschöpfungen usw. ein volkswirtschaftliches Produzieren. Wer in Wissenschaft, Kunst, Poesie, auf dem Gebiete der Politik, der edlen Sitte, der Humanität anregend, weckend, leitend oder schaffend wirkt, ist somit auch bei Nichterzeugung von Tausch- oder Geldwerten Produzent im volkswirtschaftlichen Sinne. Die sachgüterhafte Auffassung der Volkswirtschaft stellt einen gefährlichen Irrtum dar, auch unser wirtschaftlicher Reichtum ist zu einem großen Teile nicht materieller Art. An einem durchschlagenden Beispiele erläutert uns noch Neurath seine Auffassung. Der Hausverwalter eines griechischen oder römischen Sklavenbesitzers erkannte die Wertsteigerung des Vermögens seines Herrn, wenn unter dem Sklavennachwuchs sich Kinder fanden, die Erziehungsaufgaben oder sonstige geistige Leistungen höherer Art zu vollbringen in der Lage waren. Es ist aber eine absurde Auffassung, den immateriellen Gütern und Diensten abzusprechen, Objekte der Wirtschaft und Volkswirtschaft sowie Bestandteile des Wertreichtums darzustellen, wenn die Lehrer, Vorleser, Erzieher usw. nicht mehr, wie im Altertum, Sklaven, sondern freie Menschen sind, denn nunmehr hat sich nur eine Verschiebung der Besitzform vollzogen, aber das Objekt ist sich gleichgeblieben. Das schöne Gemälde, die großartige Dichtung, der kunstvolle Teppich, den der Genius des Dichters, Künstlers und Kunsthandwerkers hervorgebracht hat, ist in seinem hohen Tauschwert begründet durch

das seelische Glück, das in den Beschauern, Hörern und Lesern dieser Geistesprodukte erwächst. Zu welchen Fehlschlüssen eine sachgüterhafte Beurteilung der Wirtschaft führt, dafür ist nach Neurath Macculloch ein gutes Beispiel, der den Tragesel, den Ackergaul und den Pflugochsen, aber nicht einen Kepler, Galilei, Newton, Watt zu den wirtschaftlich produktiven Mitgliedern der Gesellschaft zählt. Nicht minder widersinnig ist es, einen Koch in einem Gasthause, einen Aufwärter in einer Unternehmung, einen Angestellten im Geschäftshause als produktiv anzusehen, wenn er beim Gelderwerbe, bei der Profiterzeugung mitwirkt, hingegen als unproduktiv, wenn er im Familienhaushalte, d. h. in der sogenannten Konsumtionswirtschaft sich betätigt. Die Folgen dieser Verkennung auch der wirtschaftlichen Produktivität der geistigen Arbeit sind höchst bedenklich. Ihr ist es zu danken, wenn die edelsten Talente, Forscher und Denker, Dichter und Künstler froh sein müssen, wenn ihnen gleichsam, wie es Neurath glücklich ausdrückt, einige spärliche Reste von der Tafel der Reichen geopfert werden. Erst eine radikale Abkehr einer nur materiellen Wirtschaftssicht kann die hier vorliegenden Mißstände beseitigen (s. Wilhelm Neurath, „Elemente der Volkswirtschaftslehre", Wien 1896, insbesondere Seite 64, 85 ff., 110 ff., 416—421).

Leroy-Beaulieu hat in seinem „Grundriß der Nationalökonomie" ebenfalls auf die große Gefahr einer nur sachgüterhaften Beleuchtung der Wirtschaft aufmerksam gemacht. Nach seiner Auffassung steigt mit dem Fortschritt der Zivilisation die geistige Arbeit an Bedeutung. Wirtschaftlich die Produktivität der geistigen Arbeit zu leugnen, sei grundverfehlt. Der Architekt, der das Verhältnis für einen Bau feststellt, das Material wählt, den Plan aufstellt, ist ebenso Produzent wie der Maurer und Dachdecker. Nur ein neumodischer Fanatismus oder Aberglauben, der die Verachtung der Handarbeit mit einer Verachtung der Geistesarbeit vergilt, vertauscht diese einleuchtende Wahrheit. Ein tieferes Verständnis der Zusammenhänge einer Wirtschaft ist ohne diese Erkenntnis gar nicht möglich. Es widerspricht allen Regeln der Logik, beispielsweise den Arbeiter, der eine Violine fertigstellt, als Produzent zu betrachten, nicht aber den Künstler, der auf dem Instrumente spielt, den Drucker eines Buches als Produzenten zu würdigen, nicht aber seinen Verfasser usw. Vor allem ist die Arbeit der Entdeckung oder Erfindung und diejenige der Verwaltung oder Leitung produktiv. Sie nimmt an den Eigenschaften des Geistes teil, kann sich über den ganzen Erdkreis verbreiten, durch Generationen hindurch ins Unendliche wiederholen, während die rein materielle Arbeit die Gebrechen der Materie teilt, die, wie es Leroy-Beaulieu ausdrückt, keinen anderen Effekt haben kann, als die Veränderung der Teile, aus welchen die Materie besteht, und ferner nicht zu gleicher Zeit an zwei verschiedenen Punkten ausgeführt zu werden vermag, d. h. sich sowohl

nach Zeit und Ort als beschränkt erweist (s. Paul Leroy-Beaulieu, „Grundriß der Nationalökonomie", deutsche Bearbeitung von Erwin Ramsperger, Frankfurt 1896, Seite 17 ff).

Schließlich hat noch Friedrich Kleinwächter in seinem „Lehrbuch der Nationalökonomie" diese Zusammenhänge lichtvoll beleuchtet. Smith, der schon die Arbeit des Gewerbetreibenden ebenso gut wie diejenige des Landwirtes als produktiv bezeichnet, hat sich doch im Prinzip noch nicht von der grobsinnlichen Auffassung der Physiokraten von der Arbeit freigemacht, wenn er nur die materielle Arbeit — „diejenige Arbeit, die den Wert des Stoffes, an den sie gewendet wird, erhöht" — als produktiv bezeichnet, wohl die geistige Arbeit als nützlich, wertvoll und unentbehrlich ansieht, ihr aber das Prädikat produktiv versagt, weil sie nach Smith, wie Kleinwächter ausführt, kein mit Händen greifbares Resultat ergibt. Smiths Lehre entspricht dabei einem Grundirrtum der Denker der damaligen Zeit, nämlich der individualistischen Auffassung des Menschen. An dem Beispiel des Schuhmachers erklärt uns Kleinwächter, wie Smith die Dinge gesehen hat. Smith sah, wie es Kleinwächter ausdrückt, gleichsam den Schuhmacher, der da sitzt und die Schuhe anfertigt, und dabei erschien es ihm als selbstverständlich, daß eben der Schuhmacher die Schuhe angefertigt oder produziert habe. Dabei verkennt Smith ganz die großen Zusammenhänge der Wirtschaft. Ohne Personen, die ihm die Werkstätte gebaut, die Werkzeuge und Hilfsstoffe geliefert, die Kleider, Nahrungsmittel zur Verfügung gestellt hätten, wäre der Schuhmacher gar nicht in der Lage, sein Gewerbe auszuführen. Ebenso kommt ihm dabei ein gewisses Maß allgemeiner und technischer Bildung zugute, die durch die kontinuierliche Arbeit der wissenschaftlichen Forschung sich ergeben hat. Auch bedarf der Schuhmacher im Falle der Erkrankung der Aerzte und Apotheker, zur Lektüre von Zeit zu Zeit anregender Schriften und schließlich zur Auffrischung auch des anregenden Verkehrs mit Freunden. Erst durch das Zusammenwirken aller dieser Volksangehörigen kann also der Schuhmacher seine Arbeit ausführen. Alle diese Personen sind deshalb produktiv in ihrer Tätigkeit, und es ist eine naive, den tieferen Zusammenhang alles Wirtschaftslebens außer Acht lassende Auffassung, wie auch schließlich eine Verkennung der menschlichen Persönlichkeit, diese Tatsachen zu übersehen. Einzelne Personen aus diesem notwendigen Zusammenhange herauszureißen, ihnen eine besondere Produktivität zuzusprechen, anderen — etwa dem Priester, dem Lehrer und dem Richter — diese abzusprechen, ist grundverfehlt. Wenn wir ehrlich sind, müßten wir sogar zugeben, daß wir nicht nur auf der Arbeit unserer Volksgenossen in der Gegenwart fußen, sondern auch auf dem reichen Schatz von Erfahrungen, die wir unseren Vorfahren verdanken (s. Friedrich Kleinwächter, „Lehrbuch der Nationalökonomie", Leipzig 1902, S. 72 bis 75).

In seinem großzügigen System der Wirtschaftswissenschaft hat Friedrich v. Gottl die tieferen seelischen und geistigen Zusammenhänge alles Wirtschaftsgeschehens tiefgründig gewürdigt. Seine Definition „Wirtschaft als Leben ist die Gestaltung menschlichen Zusammenlebens im Geiste dauernden Einklanges zwischen Bedarf und Deckung" deutet schon auf diese neue Sicht der Wirtschaftswissenschaft durch Gottl hin (s. Friedrich v. Gottl, „Wirtschaft und Wissenschaft", Jena 1931).

Auch Karl Diehl hat im zweiten Bande seiner „Theoretischen Nationalökonomie", der die Lehre von der Produktion behandelt, sich dieser Anschauung angeschlossen. Die Physiokraten haben nach ihm scharf zwischen sterilen und produktiven Volksklassen unterschieden, wobei die sterilen Volksklassen auf Kosten der anderen lebten und die Zugehörigkeit zu dieser Klasse leicht einen unehrenhaften Beigeschmack gewann. Bei Smith, für dessen Wertung entscheidend ist, ob die Arbeit sich in einem Gegenstand verkörpert, ist die Arbeit der Dienstboten, Offiziere, Soldaten, Geistlichen, Rechtsgelehrten, Schriftsteller und Schauspieler unproduktiv. Die Wichtigkeit der Frage nach der Produktivität der geistigen Arbeit beruht darauf, daß nach Diehl in der Tat eine Ansicht, die ihre Produktivität bestreitet, damit auch zu einer gefährlichen Unterschätzung ihres Einflusses gerade in der Wirtschaft führen kann, zu einer Teilung des Menschen nach seinen wirtschaftlichen und sonstigen Interessen und schließlich sogar dahin, daß die Angehörigen geistiger Berufe gleichsam als Kostgänger der in der produktiven Arbeit Tätigen erscheinen könnten. Diehl betont dabei auch ganz im Sinne von Breysig, wie man auch die geistigen Einflüsse auf die in praktischen Berufen Tätigen berücksichtigen muß, wenn man von ihren wirtschaftlichen Verhältnissen ein richtiges Bild geben will. Im Ergebnis kommt er zu den gleichen Schlüssen wie die vorgenannten Nationalökonomen. Eine sachgüterhafte Auffassung der Nationalökonomie erweist sich gegenüber den wirklichen Wirtschaftszuständen als zu eng, eine begriffliche Abgrenzung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit ist unmöglich, eben wegen der inneren Beziehungen, dem engen Wechselverhältnis, das zwischen ihnen besteht (s. Karl Diehl, „Theoretische Nationalökonomie", Band II, „Lehre von der Produktion", Jena 1923, S. 16 bis 24).

Fünfter Hauptteil.

Bebels Stellung zur Religion im Rahmen seiner Zeit.

Für die Beurteilung der Religion gilt das gleiche wie für die Beurteilung von Wissenschaft und Hochschule; ihr ist ebenfalls nur dann gerecht zu werden, wenn man sie von ihren natürlichen Voraussetzungen aus beurteilt. Hier waren für Bebel drei Möglichkeiten gegeben. Er konnte zuerst deduktiv das Wesen der Religion und das Wesen des Sozialismus bestimmen, um von hier aus für ihr beiderseitiges Verhältnis wesentliche Folgerungen abzuleiten. Zweitens konnte er historisch induktiv verfahren, die Haltung der Religion in der Geschichte verfolgen, in der Gegenwart ihr Verhältnis zum Sozialismus beleuchten und von den danach vorliegenden Tatbeständen aus Streiflichter auf die Beziehungen von Religion und Sozialismus werfen. Am sinnvollsten war aber schließlich eine Kombination beider Untersuchungsmethoden, die am besten der Aufhellung dieser schwierigen Frage hätte dienen können. Bebel hat, wie wir schon hier vorwegnehmen, keinen dieser Pfade eingeschlagen, sondern von künstlich von außen her genommenen Maßstäben sie zu beleuchten gesucht. Seine Beurteilung geistiger Werte, nur vom Gesichtspunkt des greifbaren Nutzens her, tritt sogar in seiner Stellungnahme zur Religion besonders entschieden hervor. Bevor wir nunmehr hierzu Stellung nehmen, fragen wir, welche Beurteilung religiöse Fragen in den Programmen der sozialdemokratischen Partei zu Eisenach, zu Gotha und zu Erfurt gefunden haben, weil wir hier wesentliche Uebereinstimmungen mit Bebels Haltung feststellen können.

Von Anbeginn ihrer Entwicklung an, ist der sozialdemokratischen Partei eine scharfe Kampfstellung gegenüber der Kirche eigentümlich. Schon im Eisenacher Programm von 1869 im Abschnitt 3, Punkt 5, steht die Forderung von der Trennung von Staat und Kirche und der Trennung der Schule von der Kirche. In dem Gothaer Einigungsprogramm vom Jahre 1875 wird die Religion zur Privatsache erklärt. 1891, im Erfurter Programm, das bis 1922 in Gültigkeit blieb, wird im zweiten Teil des Programms, der sich mit den praktischen Gegenwartsforderungen auseinandersetzt, ebenfalls die Religion zur Privatsache erklärt und gleichzeitig die Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken verlangt (der Wortlaut der Programme zu Eisenach 1869, Gotha 1875 und Erfurt 1891

findet sich bei Diehl, Ausgewählte Lesestücke zum Studium der politischen Oekonomie, Bd. XII, S. 126—135, Karlsruhe 1920). Die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften sollen nur als private Vereinigungen zu betrachten sein, welche ihre Angelegenheiten vollständig selbständig ordnen. Wir sehen nunmehr deutlich: die Programmgrundsätze zur Beurteilung der religiösen Frage haben von 1869 bis 1891 fortgesetzt eine erhebliche Verschärfung erfahren. Zuerst richtet sich die Kritik nur gegen die Kirche, bis sie schließlich in die Erklärung der Religion zur Privatsache ausmündet, wobei die Beurteilung der kirchlichen Frage offensichtlich auch für die Beurteilung der religiösen Frage überhaupt das Vorbild abgegeben hat. Deshalb ist auch im Erfurter Programm konsequent aus dem Grundsatz „Religion ist Privatsache" die Entziehung aller staatlichen Mittel für irgendwelche kirchlichen Zwecke mit Entschiedenheit gefordert. In der Tat haben auch, wie insbesondere die Aufsätze von Wilhelm Liebknecht im „Volksstaat" *(s. nächsten Anh. Nr. 1)* belegen, die Auffassungen der Führer — das Gleiche gilt auch für Bebel — in dieser Zeit eine ganz erhebliche Radikalisierung erfahren. Im folgenden wollen wir aufzeigen, wie aus der Kritik an der Kirche schließlich die glühende Feindschaft gegen die Religion überhaupt erwächst, die unter dem Deckmantel der Erklärung der Religion zur Privatsache vollzogen wird.

In dem Buche des Pfarrers Rudolf Todt, der gleichzeitig auch auf dem Gebiet der Oekonomie wissenschaftlich hervorragend geschult und u. a. in gleicher Weise mit den Werken von Ferdinand Lassalle wie mit den neuesten Veröffentlichungen von Karl Marx genau vertraut war: „Der radikale deutsche Sozialismus und die christliche Gesellschaft", Wittenberg 1877, finden wir auf Grund hervorragender Quellenkenntnis des Autors ausgezeichnete Hinweise auf die Beurteilung der religiösen Frage durch die Sozialdemokratie. Das Buch darf in dieser Richtung stark symptomatische Bedeutung beanspruchen, denn Todt gehörte zu den ersten protestantischen Theologen, die das Problem Christentum und Sozialismus nach seinen tieferen prinzipiellen Gesichtspunkten gründlich untersuchten. Wir haben es im Folgenden freilich nur insoweit mit der Schrift von Todt zu tun, als sie über die Haltung der damaligen Sozialdemokratie in Deutschland zum religiösen Problem Aufklärung gibt. Von allgemeinen Feststellungen Todts, auf die wir hier aber nicht eingehen können, findet sich schon bei ihm die These von dem proletarischen Charakter des Urchristentums, von der Pflicht, das soziale Problem politisch zu erfassen, von der Vereinbarkeit vom Christentum und Sozialismus, wobei als Sozialismus jede Bestrebung zu einer vollständigen Reform auf sozialem Gebiet und unter Christentum die prinzipiellen Gedanken des Neuen Testamentes zum Sozialproblem verstanden werden. Für uns kommt dreierlei in Frage. Erstens: Wie stand nach Todt die

Sozialdemokratie zur Religion? Zweitens: Wie ist diese Haltung aus den Zeitumständen zu erklären? Drittens: Inwieweit stellt die sozialdemokratische Haltung nur ein Spiegelbild der religiösen Haltung der herrschenden Schichten dar? Wir behandeln diese Fragen im Folgenden im engen Anschluß an Todt, genau in der hier vorliegenden Fragestellung.

Die areligiöse Haltung der Sozialdemokratie ist nach Todt ein von allen Parteien so unbedingt anerkanntes Faktum, daß ein Zweifel daran geradezu lächerlich anmutet. Die Lektüre des Blattes „Volksstaat" könnte davon schnell überzeugen: Im Briefkasten heißt es, daß die Sozialdemokraten schon im Prinzip Feinde aller Pfaffen und Kirchen seien. Schon deshalb, weil sie Atheisten sind. Auf die Frage einer Abonnentin über das Fehlen einer Berichterstattung über die Tagung des Protestantenvereins wird hervorgehoben, daß den Volksstaat diese Dinge nichts angingen und auch in Zukunft die sozialdemokratische Partei recht gottlos zu sein bestrebt sein wolle. An anderen Stellen wird geltend gemacht, daß nur derjenige, der an der Ausrottung des bestehenden Glaubens arbeitet und sich zum Atheismus bekennt, mit Recht den Ehrennamen eines Sozialisten trage. Ebenso wird die Behauptung aufgestellt, daß die Sozialdemokratie an die Stelle der Religion, die mit der Schwäche des Einzelnen rechnet, den hoffnungsstarken Menschen braucht, der der sozialdemokratischen Gestaltung der Zukunft sein Vertrauen schenkt. Nur in der sozialen brüderlichen Arbeit, in der ökonomischen Gemeinschaft soll nach sozialdemokratischer Version der Erlöser leben, der den Menschen von den Schäden des Bösen befreit. Gegenüber dieser Tatsache, die sich nach Todt noch durch unzählige andere Zeugnisse aus der sozialdemokratischen Buch-, Zeitschriften- und Zeitungsliteratur belegen ließe, mutet es höchst eigenartig an, wenn in dem Gothaer Programm die Religion zur Privatsache erklärt wird. Dieser Satz ist nach Todt nur als ein Aushängeschild für die Partei zu betrachten, durch den sich noch Tausende ködern lassen, die sonst den Uebertritt zur Sozialdemokratie wegen der Gottlosigkeit der Partei nicht vollzogen hätten.

Die Irreligiosität der Sozialdemokratie geht aber noch aus anderen Tatsachen nach Todt ganz einwandfrei hervor, und zwar insbesondere aus ihrem blinden Kultus der Naturwissenschaft. Der Materialismus erscheint als ein willkommener Bundesgenosse der kommunistischen Ideengänge. Ein Theologe, Philosoph oder Naturforscher mit materialistischen Ansichten wird als ein Geistesheros gepriesen und sozialistisch umgedeutet, Feuerbach beispielsweise als der größte „Denker und mißverstandene Erlöser des deutschen Volkes" bezeichnet. Darwins Lehre über die Entstehung der Arten gilt als letztes unumstößliches Resultat der Wissenschaft. Buckles Geschichtswerk „Die Geschichte der Zivilisation in England" soll das Muster einer vernünftigen Geschichtsschreibung

darstellen, der zufolge alle Geschichte nur das Resultat materieller Voraussetzungen ist. Alle diese Feststellungen von Todt werden in der Tat durch Bebels Haltung zum Geistesleben vollauf bestätigt. Mit Hilfe der materialistischen Wissenschaft glauben die Sozialdemokraten am leichtesten über alle religiösen und moralischen Bedenken der Masse hinwegkommen zu können. Der Sozialist, der die Religion als Privatsache erklärt, stellt damit Glauben und Nichtglauben, Kirchenzugehörigkeit und Kirchenausgeschlossenheit ganz in das persönliche Belieben des Einzelnen. Gleichzeitig aber versündigt er sich aufs schwerste gegen das Gewissen seiner Anhänger, wenn er alles, was Glauben heißt, lästert und den Sinn für das Religiöse und den Wert des Religiösen zu ersticken sucht.

Die schweren Vorwürfe der Sozialdemokratie gegenüber Religion und Kirche muten in ihrer Einseitigkeit merkwürdig an. Denn selbst Entartungserscheinungen der Gegenwart könnten doch durchaus heilbar sein, wenn in dem echten Geist der Religion Bestandteile enthalten sind, die zur Ueberwindung bestehender Mißstände geeignet sind. Nur das Gute kann mißbraucht werden. Ein Verwerfungsurteil über das Christentum ist deshalb nur dann möglich, wenn man aus der ihm zugrunde liegenden Idee die Erkenntnis seiner Unfähigkeit zur Heilung von Gegenwartsschäden gewinnen könnte. Ein Versuch, dies nachzuweisen, unterbleibt aber ganz inerhalb der sozialdemokratischen Reihen. Der Kult der Naturwissenschaft, die die Religion widerlegt, steht innerhalb der Sozialdemokratie in Einklang mit dem Glauben an den alleinigen Wert des Diesseits. Gegenwärtiger Sozialismus und Geist des Christentums schließen hier einander aus. Der Sozialismus will die Menschen durch tiefere Erkenntnis und Förderung der äußeren Ordnung bessern, das Neue Testament durch die göttliche Liebe, die die inneren Kräfte des Menschen erweckt und zur Entfaltung bringt. Die Sozialdemokratie, die ganz areligiös das höchste Gut nur im irdischen Besitz und Genuß sucht, den Himmel „alten Weibern und Spatzen", die Erde mit ihren Gütern dagegen den Menschen anweist, erniedrigt den Menschen zum Tier. Der Mensch, der nicht mehr an Höheres glaubt, hat sich damit selbst sein Urteil gesprochen (s. Todt, Der radikale deutsche Sozialismus, S. 76 f., 92, 121, 379 und 406). Wir erkennen somit, daß dem Worte „Religion ist Privatsache" praktisch keine tiefere Bedeutung zusteht, daß die Schilderhebung der Naturwissenschaft zu der Wissenschaft schlechthin und als bestes Widerlegungsmittel religiöser Neigungen, ebenso wie die Schätzung rein äußerlicher Güter und der Glaube an eine areligiöse Humanität, die sich durch die Anwendung naturwissenschaftlicher Grundsätze auf das gesamte soziale und wirtschaftliche Leben erzielen lassen soll, mit dem Geiste jeder echten Religion, die Seelenwerte über irdische Güter stellt, im unauflösbaren Widerspruch steht. Die Widersprüche der so-

zialdemokratischen Religionsbeurteilung sind damals, 1877/78, schon von einzelnen sozialistischen Denkern beleuchtet worden; besonders wurde dabei die Tatsache hervorgehoben, wie schroff die sozialistische Praxis der Theorie gegenübersteht; die hier gemachten Feststellungen stimmen dabei genau mit dem überein, was uns Calwer noch 1914 über diese Fragen bekundet *(s. Anhang Nr. 5 zum Fünften Hauptteil).*

Todt hat sich aber nicht mit der Konstatierung dieser Tatsache begnügt, sondern ist ihren tieferen Ursachen gründlich nachgegangen. Die scharfe Kampfstellung der Sozialdemokratie gegenüber Religion und Kirche ist nach Todt nicht zum wenigsten durch das einstige vollständige Versagen der protestantischen Kirche auf sozialem Felde zu erklären. Trotz des Warnrufes von Adolf Wagner und Wichern im Jahre 1871, sich dieser Probleme anzunehmen, hat sie die Kirche weiter ignoriert. Ebenso wie die kirchliche Presse, haben auch die kirchlichen Konferenzen keine dauernde Anregung zum Studium des Sozialismus gegeben. Der moderne Geistliche kann aber nur dann die ihm zukommende soziale Aufgabe erfüllen, wenn er gründlich nationalökonomisch geschult ist und gerade in der Auseinandersetzung mit ihm widerstrebenden Gedankenstoffen die Unabhängigkeit seines Geistes bewährt. Diese Forderungen von Todt ragen weit über ihre Zeit hinaus und finden gegenwärtig auch in der Ausbildung des protestantischen Theologen eingehende Berücksichtigung. Der feinsinnige katholische Großstadtapostel Karl Sonnenschein hat schon vor Jahren dem jungen Geistlichen ein eingehendes Studium der Großstadtprobleme in den ärmsten Bezirken einer Hauptstadt dringend ans Herz gelegt. Welchen Erfolg eine ernsthafte Behandlung der sozialen Frage durch kirchliche Kreise zu verzeichnen hat, lehrt nach Todt die Sozialpflege der katholischen Kirche, die dem sozialistischen Vormarsch erfolgreich Halt zu bieten vermochte.

Todt hat sich aber auch noch nicht bei dieser Erklärung für den zunehmenden religiösen Radikalismus der Sozialdemokratie in den 70er Jahren beruhigt, sondern festgestellt, daß die sozialdemokratische Haltung zum Religionsproblem ein Spiegelbild der religiösen Einstellung der höheren Schichten darstellt. Das Vorbild von oben hat nach ihm die Vorstellung der unteren Bevölkerungskreise entscheidend bestimmt. Der Eigentümer der „Volkszeitung" zu Berlin, der Reichstagsabgeordnete Duncker, hat nach Todt 1875 betont, daß die richtige Demokratie das Verhältnis von Religion und Sittlichkeit auf eine ganz neue Basis stellt. Trotz seiner zweitausendjährigen Wirksamkeit habe das Christentum praktisch nichts bedeutet, weil im Leben seine Grundsätze nicht wirksam gewesen seien. In Zukunft solle man endlich auf staatlichem Gebiet mit der wahren Gotteskindschaft jedes einzelnen Menschen ernst machen. Gegenüber derartigen Ansichten hat nach

Todt Eugen Dietzgen ganz recht, wenn er die Religionsansicht der Gebildeten verspottet, die die Abschaffung der Religion als eine Sünde ansehen, aber selbst mit ihrem Namen ganz heterogene, ihr nicht zukommende Vorstellungen verbinden. Todt wendet sich scharf gegen die Auffassung, wahre Gotteskindschaft nur auf politischem, aber nicht auf sozialem Gebiete zu fordern. Nach Duncker würde es beispielsweise nicht gegen das Bewußtsein der Gotteskindschaft verstoßen, wenn auf sozialem Gebiete die Gegensätze immer schroffer würden und die Reichen ihre privilegierte Stellung schonungslos auf Kosten der Armen ausnutzten.

Rudolf Virchow, eine der Säulen des politischen und kirchlichen Liberalismus, huldigt, wie Todt ferner feststellt, in einer Weise der Naturwissenschaft, die genau der sozialdemokratischen Auffassung darüber entspricht. Auch er verwirft radikal die religiöse Erziehung und preist als Universalerziehungsmittel die naturwissenschaftliche Methode, die dem Einzelnen die Erkenntnis der fortschreitenden Entwicklung des ganzen Alls ermöglicht und ihm den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen aufzeigt. Nicht minder bedenklich ist die Auffassung Heinrich von Treitschkes. der die Sozialdemokraten anklagt, weil sie dem Volke den Glauben rauben, aber dabei übersieht, wie die Liberalen mit nicht minderem Eifer das gleiche Geschäft erledigen. Denn nach Treitschke ist nur den auf der Höhe der Menschheit Wandelnden das Licht der Erkenntnis aufgegangen; das Volk dagegen ist auf ewig dazu verurteilt, die Wahrheit nur im gebrochenen Strahl zu erkennen. Das heißt, wie Todt treffend ausführt, den Glauben dem Volke vorzubehalten, die ungläubige Erkenntnis aber den Gebildeten. Angesichts dieser Verhältnisse erscheint Todt die Abneigung der Sozialdemokratie gegen die Religion als durchaus begreiflich (s. Todt, S. 3, 4, 94—96). Die hier vorliegenden Mängel wurden damals ganz allgemein — also weit über die Arbeiterkreise hinaus — sehr bitter empfunden *(s. nächsten Anhang unter 2 und 3).*

Wenn wir die Ergebnisse unserer Ausführungen kurz zusammenfassen, so steht nach Todt die areligiöse Haltung der Sozialdemokratie fest, die aber ebenso durch die laue Haltung der Gebildeten gegenüber der Religion, wie durch das vollständige Versagen der kirchlichen Kreise auf dem Gebiete der Sozialreform durch die naturwissenschaftliche Denkweise der Zeit und durch ihren Diesseitskult *(s. Anhang unter 3)* zu erklären ist. Im Folgenden haben wir nunmehr die Frage zu prüfen, ob die Beobachtungen von Todt mit der Beurteilung der religiösen Frage durch August Bebel übereinstimmen, der schon innerhalb der sozialdemokratischen Partei der 70er Jahre die führende Stellung einnimmt.

Wir hatten bereits früher festgestellt, von welchen starken eudämonistischen Tendenzen die Schrift Bebels aus dem Jahre 1879 „Die Frau und der Sozialismus“ durchzogen ist. Wir hatten

ebenso seinen blinden Glauben an die Naturwissenschaft eingehend nachgewiesen. Die geistige Tätigkeit des Menschen ist nach Bebel der Ausdruck der physischen Beschaffenheit seiner Organe. Die sogenannten tierischen Leidenschaften nehmen demzufolge keine tiefere Stufe ein, als die sogenannten geistigen. Nur die moderne Naturwissenschaft, die in den innigsten Beziehungen zu unserem sozialen Leben steht, kann Aufschluß über die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft geben. Die konsequente Anwendung der unter dem Namen des Darwinismus bekannt gewordenen Naturgesetze wird nach Bebel das Menschengeschlecht naturgemäß und unausweichlich zum Sozialismus führen. *(Siehe dafür unseren Quellenbeleg auf Seite* 228 *)* Wir erkennen also, daß die Feststellungen von Todt über den Eudämonismus innerhalb der Sozialdemokratie, über den blinden Glauben an die Naturwissenschaft durchaus zu Recht bestehen. In der Stellungnahme, die Bebel in der Erstauflage seiner „Frau" zur Religion nimmt, werden wir diese Beobachtungen noch bestätigt finden. So oft Bebel dort auf den Geist des Christentums zu sprechen kommt, werden ihm schroff die Bedürfnisse unserer Zeit gegenübergestellt. So wird, wie wir früher bereits hervorgehoben haben, der Geist der Askese im Christentum, der die Frau an ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung gehemmt hat, scharf angeklagt, ferner wird mit unverhohlener Freude bemerkt, daß das Christentum nicht daran schuld ist, wenn die Frau im Leben gegenwärtig eine selbständigere Stellung einnimmt, als zur Zeit der Entstehung des Urchristentums. Sodann wird die Abhängigkeit des Geistes vom Körper aufs stärkste betont und schließlich auf die Wertlosigkeit einer kirchlichen Weihe der Ehe hingewiesen, da Staat und Kirche selbst an der unnatürlichsten und widersinnigsten Eheschließung zweier Partner keinen Anstoß nehmen, wenn sie nur nicht der religiösen Formalität ermangelt. Durch die Schuld der Kirche genügt — wie Bebel meint — für die Trennung nicht der moralische Abscheu zweier Ehepartner, sondern bedarf es zur Scheidung erst noch physisch brutaler und handgreiflicher Beweise (s. z. B.: Bebel, Frau und Sozialismus, 1879, S. 6, 11, 17, 33).

Die Frage nach der Stellung der neuen Gesellschaft zur Religion ist nach Bebel aus dem Gesamtgeist seiner Schrift klar zu beantworten. Die Religion dient heute wie von jeher — das kann nach Bebel auch der Frömmste nicht bestreiten — allein den herrschenden Klassen als Mittel zum Zweck, d. h. gegen die Religion allgemein wird der gleiche Vorwurf wie gegen die Kirche erhoben. Die sozialistische Gesellschaft wird sich angesichts dieser Verhältnisse rein negierend zu ihr verhalten, auf die absolute Trennung des Staates und der Kommune von der Kirche, auf die Trennung der Kirche von der Schule, auf die Entziehung jeder materiellen und geistigen Unterstützung aus Mitteln und Hilfsquellen des Gemeinwesens ihr Augenmerk richtend, wird sie für die Be-

seitigung allen religiösen Unterrichtsstoffes Sorge tragen und das Grundeigentum der Kirche in Gemeingut verwandeln. Im übrigen dürften die Kirchen den Gläubigen, wie jeder anderen Vereinigung von Staatsbürgern zu ihren Versammlungen zur Verfügung stehen (s. Bebel S. 162: Diese Ausführungen aus dem Jahre 1879 stimmen fast wörtlich mit der Definition im Erfurter Programm vom Jahre 1891 überein, ebenso — wie unser Anhang lehrt — mit der Auffassung von Wilhelm Liebknecht im „Volksstaat"; s. *Anhang unter 1).* Bebel setzt aber seine Hoffnung darauf, daß überall dort, wo Wissenschaft und Bildung die Köpfe erleuchten, die religiösen Anschauungen und Bedürfnisse von selbst ohne Sang, Klang und Zwang verschwinden; die Diener der Kirche würden die Unwürdigkeit ihrer Rolle in einer auf Arbeit und Wissenschaft begründeten Gesellschaft erkennen und als freie Männer den Fortschritt der Menschheit fördern, statt als tote Last ihm entgegenzustehen. Mit schärferen Worten kann unseres Erachtens die Abkehr von aller Religion nicht mehr ausgesprochen werden, als wie es hier geschehen ist. Besonders augenscheinlich ist es, wie die Forderung, Religion als Privatsache anzusehen, offensichtlich nur politischen Beweggründen ihre Entstehung verdankt, da die politischen Forderungen der Sozialdemokratie jede religiöse Einstellung ihrer Bekenner bereits ausschließen.

Von einer Kritik an der Kirche, auf deren verderbliche Wirksamkeit Bebel an den verschiedensten Stellen seiner Schrift immer wieder neue Streiflichter wirft, gelangt er schließlich, ohne nach der Idee der Religion und der Möglichkeit, sie in ihrer Reinheit in der Gegenwart wieder herzustellen, zu fragen, zu einer durchaus absprechenden Deutung der Religion in der ganzen bisherigen Vergangenheit, in der Gegenwart und auch in der Zukunft. Bebel aber, der gerade selbst deutlich genug hervorhebt, wie sehr das in seinem Sinne ausgelegte Christentum der modernen Entwicklung zuwider ist, scheut sich doch nicht, der Vermutung Ausdruck zu verleihen, daß die Kirche der Neuordnung des Gesellschaftslebens sich zur Verfügung stellen wird, weil diese Neuordnung im kommunistischen Geiste durchaus den Auffassungen bedeutender Kirchenväter über die Lösung sozialer Fragen entspricht (s. Bebel, „Frau und Sozialismus", S. 162 Anmerkung). U. a. beruft sich Bebel auf ein Wort von Gregor dem Großen über die Gemeinsamkeit aller Güter nach dem Willen Gottes, auf eine Ausführung von Augustin, daß der Ueberfluß der Reichen das Notwendige der Armen darstelle und man das Eigentum anderer besitze, wenn man Ueberflüssiges besitzt. Hierbei fällt es also Bebel ein, einzelne Aeußerungen von Kirchenvätern, die zudem noch aus dem Zusammenhang herausgerissen sind, für die sozialistische Agitation in der Gegenwart zu verwerten. Die Verhältnisse der damaligen Zeit und die wirtschaftlichen Grundlagen der Gegenwart werden dabei — so stark spielen agitatorische Er-

wägungen hier eine Rolle — vollständig außer Acht gelassen. Das Wort „Religion als Privatsache" anzusehen, gibt somit in der Tat den Weg zu einer nur politischen Beurteilung religiöser Zusammenhänge vollständig frei, Das ist damals schon von einzelnen scharfsinnigen Köpfen im eigenen Lager geltend gemacht worden; natürlich ohne Wirkung *(s. den vorletzten Absatz dieses Hauptteils und den nächsten Anhang unter 6).*

Die gleichen Ansichten, die Bebel in der Erstauflage der Schrift „Die Frau und der Sozialismus" vertreten hat, finden wir aber in noch schärferer Fassung in der Neuauflage der Schrift aus dem Jahre 1909. Dort wird von Bebel sogar die Religion unter Bezugnahme auf eine Abhandlung von Karl Marx „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie" als die transzendente Widerspiegelung des jeweiligen Gesellschaftszustandes bezeichnet (s. *Anhang 4 und 7 für die Verwandtschaft der Ansichten Bebels mit der Auffassung von Marx und Engels).* Leidenschaftlich wendet sich Bebel gegen die Theologenkaste, die die Funktion, dem Volke die Religion zu erhalten, übernimmt und mit allen Mitteln sie zu erhalten sucht, um ihre eigene Macht zu steigern. Sittlichkeit und Moral bestehen auch ohne Religion. In der neuen Gesellschaft muß auch der Priester, um zu leben, arbeiten und lernen, daß es das Höchste ist, ein Mensch zu sein. Die Ansichten Bebels über das religiöse Problem haben somit auch in den folgenden Jahrzehnten nicht die geringste Abschwächung erfahren, auch hier wird Kirche gleichzeitig mit Religion gleichgesetzt, woraus wir die Ursachen für den Religionshaß der Sozialdemokratie in den 70er Jahren, der sich an dem damaligen Zustand der Kirche orientiert, begreifen können. Wir finden also die Beobachtungen von Rudolf Todt nach jeder Richtung hin bestätigt (s. Bebel, Frau und Sozialismus, Auflage 1909, S. 444—447).

Die Auffassungen Bebels über die Religion passen sich durchaus dem Gesamtgefüge seiner Beurteilung geistiger Werte an. Auch hier ist der Nützlichkeitsmaßstab für ihn allein bestimmend. Seine Ansichten über religiöse Fragen sind, wie wir den ausgezeichneten Darlegungen von Rudolf Todt entnehmen können, unmittelbar aus den Verhältnissen der siebziger Jahre erwachsen, in denen die Kirche dem Sozialproblem fern steht, die Gebildeten einer Scheinreligiosität huldigen, die sich in ihrem ganzen Tun und Lassen verhängnisvoll auswirkt und schließlich die Utilitarität der Lebensauffassung und Lebensführung in den oberen und unteren Schichten der Gesellschaft deutlich bemerkbar wird. Aus diesen Beobachtungen wird uns die religionsfeindliche Haltung der Sozialdemokratie nunmehr in ihren Ursprüngen klar. In die Kirchenfeindlichkeit, die schon im Gothaer und Eisenacher Programm klar hervortritt, wird die Religion überhaupt hineinbezogen, die gleichzeitig zur Privatsache erklärt wird, um diesen Sachverhalt möglichst zu verdecken und nach außen gegen den Vorwurf des Ge-

wissenszwanges geschützt zu sein. Dabei wird, um jeden Verdacht einer etwaigen Religionsfeindschaft zu beseitigen, ganz nach Belieben gern darauf verwiesen, wie sehr die sozialistischen Bestrebungen dem echten Geiste des Christentums gemäß sind. Auf diese Weise wird es möglich, daß Bebel, einer der schärfsten Gegner jeder religiösen Geisteshaltung, für den ideellen Gehalt der sozialistischen Bestrebungen einzelne Aussprüche fortschrittlicher Kirchenväter für sich in Anspruch nimmt und agitatorisch verwertet. Im einzelnen unterscheidet sich die Behandlung der religiösen Frage durch Bebel in nichts von der Beurteilung, die er prinzipiell den Hochschulfragen angedeihen ließ. Genau wie dort wird auch bei der Religion nicht von der ihr zugrunde liegenden Idee ausgegangen, sondern werden von außen her fremde Maßstäbe willkürlich auf sie angewandt. So wie dort alle Bebels Ansichten entgegenstehenden Tatsachen übergangen und die eigenen Ansichten von ihm ganz ohne Belege gelassen werden, die eine Nachprüfung der von Bebel apodiktisch aufgestellten Behauptungen gestatteten, ebenso werden auch in der Beurteilung der Religion alle religiösen Reformbestrebungen — man denke etwa nur an den Evangelisch-sozialen Kongreß — mit keinem Worte von Bebel erwähnt. Wäre dem Grundsatz „Religion ist Privatsache" reale Bedeutung zugekommen, so müßte auch jedem sozialdemokratischen Parteigenossen die Beurteilung der religiösen und kirchlichen Fragen nach allen Richtungen hin freigestanden haben. Tatsächlich war durch die Programmforderung des Erfurter Programms diese Möglichkeit ausgeschlossen worden. Hätte jedem Einzelnen aber wiederum eine ganz persönliche Stellungnahme zu den kirchlichen und religiösen Fragen freigestanden, so durften diese im Programm überhaupt nicht berührt werden. Man konnte aber nicht auf der einen Seite religiöse Freiheit propagieren, die auf der anderen Seite durch die Grundlage des Programms (materialistische Geschichtsauffassung) schon vollständig ausgeschlossen war. Der rein politische Charakter dieser Forderung entstand aus den Verhältnissen der 70er Jahre, wie wir sie bei Rudolf Todt dargestellt finden, ist somit unbestreitbar.

Andere Tatsachen weisen in die gleiche Richtung. Der Glaube an die Naturwissenschaft innerhalb der Sozialdemokratie der 70er Jahre, wobei die Naturwissenschaft in weltanschaulicher Umbiegung als bestes Widerlegungsmittel der Religion erscheint, die Sinnrichtung auf das Diesseits, der Kampf gegen die überkommenen Autoritäten, insbesondere gegen die Macht der Kirche, schloß jede echte Religiosität aus. Die Identifizierung von Kirche und Religion, wobei gegen die Religion allgemein genau die entsprechenden Vorwürfe wie gegen die Kirche erhoben werden, daß sie den Menschen in Ohnmacht und in Abhängigkeit von der göttlichen Führung erhalte, mußten diese Tendenzen noch steigern, ebenso wie das Versagen der Kirche auf sozialem Gebiet eine Haupt-

waffe der sozialistischen Agitation darstellte. Bei Berücksichtigung aller dieser Umstände, ist also die Formel „Religion ist Privatsache“ unverständlich, da ja durch den Gesamtcharakter des Erfurter Programms die religiösen Auffassungen des Genossen genau umschrieben waren. Zudem vertrug die prinzipielle Ablehnung der Religion seitens der Führer als eines Mittels, um das Volk in Untertänigkeit zu erhalten, nicht jene oben genannte Formulierung. So konnte trotz dieser allgemein ablehnenden Haltung gegenüber religiösen Problemen das Wort „Religion ist Privatsache“ dazu führen, daß man den Geist des Urchristentums für die Berechtigung der sozialistischen Forderung in der Gegenwart ins Feld führen, d. h. ernste religiöse Probleme rein politisch auswerten konnte. Natürlich nur dort, wo man mit der grundsätzlichen Einstellung des Sozialismus nicht vertraut war und der Formel „Religion ist Privatsache“ große praktische Bedeutung zusprach. An der Haltung von Bebel, die ganz mit der Stellung des Erfurter Programms übereinstimmt, wird uns die Starrheit der sozialistischen Religionsbeurteilung deutlich, die ihren schon in den 70er Jahren eingenommenen Standpunkt sich bis in die Gegenwart (erst 1922 Ersetzung des Erfurter Programms!) bewahrt hat.

In seiner Schrift über das sozialdemokratische Programm aus dem Jahre 1914 hat uns Richard Calwer die Tatsache der religionsfeindlichen Haltung der Sozialdemokratie bestätigt. Calwer, der in der Erklärung der Religion zur Privatsache und der Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken eine durchaus gesunde Anschauung erblickt, muß doch der Klage Ausdruck geben, wie in der Praxis ganz anders gehandelt wird, als wie man nach diesen Worten vermuten dürfte. Man müßte danach — wie Calwer offen bekennt — annehmen, daß die Sozialdemokratie den Atheismus und seine Propaganda in ihr Programm aufgenommen hätte. Diese Verirrung erscheint Calwer um so merkwürdiger, als die antireligiöse Propaganda seitens der Sozialdemokratie gar nichts mit wirtschaftlichen und politischen Fragen zu tun hat. Besonders schmerzlich dünkt es Calwer, in welchen rohen Formen, die gläubige Menschen verletzen müssen, Geistlichkeit und Kirche bekämpft werden. Ebenso betrübt es Calwer, wie man skrupellos den Anhänger religiöser Anschauungen als einen minderwertigen Menschen hinstellt. Hat der Programmsatz „Religion ist Privatsache“ praktische Bedeutung, so muß — wie Calwer scharf betont — der fanatische Gottesleugner seine Privatmeinung hinter die von parteiwegen geforderte Toleranz zurückzustellen, und kann er das nicht, so hat er aufzuhören, sozialdemokratischer Vertreter zu sein. Duldet man aber solche Vertreter, weist die Partei sie nicht in die durch das Programm gezogenen Schranken zurück, so ist es begreiflich, daß

die Sozialdemokratie in den Geruch einer religionsfeindlichen Partei gerät (s. Calwer, „Das sozialdemokratische Programm", Jena 1914, S. 102).

Der Arbeiter in den 70er Jahren, der sich in den immer schwieriger werdenden wirtschaftlichen Verhältnissen schutzlos der wirtschaftlichen Krisenhaftigkeit der Zeit ausgesetzt sah, mußte Bebelschen Gedankengängen in der Beurteilung der religiösen Frage durchaus zustimmen. Seine eudämonistische Lebenseinstellung, sein Glaube an die Macht der Naturwissenschaft, sein heißer Bildungsdrang, um sich eine eigene Weltanschauung zu bilden. mußten ganz den neuen, von Bebel über das Religionsproblem verbreiteten Ansichten entgegenkommen. Alle diese Züge hatten wir bereits früher bei dem Arbeiter der 70er Jahre nachgewiesen und auch festgestellt, wie sehr noch in der Weltanschauung des Arbeiters in der Gegenwart diese charakteristischen Züge deutlich hervortreten. *(s. Anhang: Gertrud Hermes über Arbeiter und Religion).* So ist, wie sich aus der Gesamtdarstellung unserer Untersuchung ergeben dürfte, auch die Stellungnahme Bebels zum religiösen Problem ein genaues Spiegelbild der in dem Arbeiter jener Jahre lebenden Wunschbilder, einer paradiesischen Diesseitsreligion, wie sie sich ja auch verführerisch in der märchenhaften Schilderung des sozialistischen Zukunftsstaates darbot.

Anhang.

1.

Liebknechts Religions-Interpretation.

Liebknechts Interpretation des Programmpunktes über Religion im Erfurter Programm von 1891 lautet: Eine Aufnahme der im Eisenacher Programm geforderten Trennung der Kirche von der Schule und Trennung der Kirche vom Staate kam 1891 für die Sozialdemokratie nicht mehr in Frage, weil mit jener Formulierung die Kirche noch als ein neben dem Staat bestehendes Institut anerkannt wird, aber in dem angestrebten freien Gemeinwesen die Kirche nur noch eine private Gemeinschaft und Vereinigung darstellt. Deshalb werden religiöse und kirchliche Gemeinschaften als private Vereinigungen betrachtet. Um gegen die von der Geistlichkeit gegen die Sozialdemokratie erhobenen Vorwürfe — sie sei atheistisch — geschützt zu sein, ist die Religion im Erfurter Programm zur Privatsache erklärt worden. Liebknecht war gegen die Aufnahme dieses Punktes ins Programm, weil es ihm, wie er gesteht, selbstverständlich erschien, daß jeder Mensch das Recht hat, zu denken und zu glauben, was er will. Die Weltlichkeit der Schule schließe nicht aus, daß religiöse Eltern ihren Kindern in Religion Privatunterricht geben lassen könnten. Die Verschärfung der Forderung der Sozialdemokratie in der Beurteilung der religiösen Frage erhellt nach Liebknecht daraus, daß alle Zuwendungen aus öffentlichen Mitteln nicht nur zu kirchlichen, sondern auch zu religiösen Zwecken zu streichen sind. Das Wort „religiöse Zwecke" wurde dabei noch ergänzt und hinzugefügt, weil es religiöse Gemeinschaften gibt, die nicht kirchlich zu sein brauchen. Sie sollen ebenfalls aus öffentlichen Mitteln keine Zuwendungen erhalten, eben weil die Religion Privatsache ist. Wie inhaltslos diese Behauptung von Liebknecht hinsichtlich der Freiheit der relgiösen Anschauung ist, bedarf keiner Erläuterung. Ein Programm, das genau festlegt, was der Sozialdemokrat auf religiösem Gebiet glauben darf, das zudem noch auf der Grundlage der materialistischen Geschichtsauffassung ruht, entbehrt jeden freiheitlichen Gehaltes in der Beurteilung der Religion. Die Verschärfung und Radikalisierung in der Beurteilung des sozialdemokratischen Standpunktes seit dem Kongreß von Eisenach geht klar aus Liebknechts Darlegungen hervor (s. Liebknecht, „Was die Sozialdemokraten sind und was sie wollen", Chemnitz 1894, S. 40 f.).

2.

Stimmen von Nationalökonomen zur Stellung der Religion in den siebziger Jahren.

Der Sozialpolitiker Lujo Brentano hat sich scharf gegen die Stellung erklärt, die Treitschke in der Beurteilung der religiösen Frage des Arbeiters einnimmt. Brentano erscheint es als ungeheuerlich, den Arbeitern einen überwundenen Kirchenglauben zuzumuten, dessen Erneuerungskraft man selbst nicht mehr traut und zudem noch den religiösen Glauben des Arbeiters als ein gutes Mittel zu betrachten, um ihn dauernd in Untertänigkeit zu erhalten (s. Brentano, „Das Arbeitsverhältnis gemäß dem heutigen Recht" 1877, begründet S. 305). Entsprechend scharf hatte Schmoller in seiner ausgezeichneten Streitschrift über „Einige Grundfragen des Rechts" sich gegen Treitschke ausgesprochen, wenn Schmoller betont, daß jemand, der selbst nichts mehr vom Kirchenglauben hält, ihn nicht anderen als Beruhigungsmittel und damit als Ausweg aus allen ihren wirtschaftlichen Bedrängnissen hinstellen dürfe. Besonders erbittert es Schmoller, wie Treitschke Bildung und Wissen den höheren Ständen vorbehalten will, aber für die unteren Klassen Gemüt und Religion als allein wertvolle Bildungsgüter ansieht (s. Schmoller „Grundfragen des Rechts". Jena 1875, S. 123 f.).

3.

Einige Stimmen zum Versagen der Kirche in der sozialen Frage.

Wie sehr das Versagen der protestantischen Kirche in der sozialen Frage damals verstimmt hat, hat besonders Scheel in seiner „Theorie der sozialen Frage" bezeugt (s. Scheel „Theorie der sozialen Frage", 1871, S. 26 ff.). In seiner Veröffentlichung „Unsere sozialpolitischen Parteien", 1878, hat Scheel dieses ungünstige Votum voll aufrecht erhalten. Die protestantische Kirche steht dem Sozialproblem entweder ganz fern, oder sie begreift nicht — gleich den sozialen Reformplänen des Katholizismus — das tiefere Verlangen des Arbeiters nach seiner sozialen, politischen und wirtschaftlichen Befreiung, weil sie zu sehr autoritäre Gesichtspunkte in den Vordergrund ihrer Betrachtungen rückt. Von theologischer Seite hat insbesondere Friedrich Thiersch das Versagen der Kirche gegenüber dem Sozialproblem empfunden, wenn er den Sozialismus aus den wirklichen Leiden der modernen Arbeiter entstanden wähnt und bei scharf ablehnender Kritik des Sozialismus doch hervorhebt, wieviel noch der sozialen Gesetzgebung zu tun übrig bleibt. Hervorsticht dabei seine Behauptung, daß es in Deutschland noch ebenso an einer gediegenen Fabrikgesetzgebung wie auch an dem rechten Ernst zur Durchführung der etwa vorhandenen guten Gesetze fehlt. Dem Geistlichen weist Thiersch die Aufgabe zu, durch kühne Verkündung der christlichen Wahrheit christliche Tatgesinnung zu wecken, das Gewissen der Begüterten aufzurüt-

teln und damit zur Ueberwindung der scharfen Klassengegensätze, deren Vorhandensein also auch Thiersch nicht im geringsten in Zweifel zieht, beizutragen (s. Thiersch, „Ueber den christlichen Staat", Basel 1875, den Abschnitt seines Buches „Die Aufgabe des christlichen Staates in Beziehung auf den vierten Stand" S. 115 bis 147, Thierschs Feststellungen stimmen, wie wir erwähnen wollen, genau mit denjenigen von Todt überein!).

Schäffle hat in seiner Schrift „Kapitalismus und Sozialismus" sehr interessante Bekundungen über das Versagen der Kirche, ja sogar über die Krisis der Religion gemacht. Er hat insbesondere an Hand einer Betrachtung der damals in der Familiengemeinschaft, im kirchlichen und im politischen Leben herrschend gewordenen Grundsätze, und zwar an überzeugenden Beispielen dargetan, wie wenig damals der Geist des Christentums im Leben der Menschen lebendig gewesen ist (s. Schäffle, „Kapitalismus und Sozialismus", S. 467 und S. 512).

Ganz ähnliche Gedanken finden wir auch in der Schrift von Professor Adolf Held über „Sozialismus, Sozialdemokratie und Sozialpolitik", der aber doch trotz scharfer Einzelkritik schließlich von der vereinten Aufbauarbeit von Kirche und Staat eine Lösung der sozialen Frage erwartet (s. Held, „Sozialismus, Sozialdemokratie und Sozialpolitik, 1877, S. 83, 116).

Schließlich hat Jürgen Bona Meyer gezeigt, wie das Versäumnis der Kirche, die rechten Kanäle für den freien Glaubensfortschritt zu graben, das Vertrauen zu ihr in den breiten Bevölkerungsschichten erschüttert hat und wie es deshalb angesichts des überhand nehmenden Materialismus die Aufgabe der Bildungsvereine darstellen muß, in kritischer, streng sachlicher Weise den Sinn für den Wert des Religiösen zu stärken. Die freie Verständigung über religiöse Zeitfragen wird nach Meyer sogar zu den höchsten Aufgaben der Bildungsvereine gehören (s. Meyer „Zum Bildungskampf unserer Zeit", Bonn 1875, S. 367 ff. und S. 372).

Wertvoll erscheinen die von Jürgen Bona-Meyer aus Hubers Schrift „Die religiöse Frage" 1875 entnommenen Hinweise über die Irreligiosität in sozialistischen Kreisen. So heißt es u. a. in einem 1875 zu Leipzig erschienenen „ABC des Wissens für die Denkenden", daß „der ein Lump sei, der eines Gottes Walten in Wort und Schrift demütig anerkennt". So erscheint Dietzgen 1872 die kultivierte menschliche Gesellschaft als das höchste Wesen, an das wir glauben; sie erst wird die Liebe zur Wahrheit machen, die bisher religiöse Phantasten schwärmerisch verkündet haben. Schließlich beruft sich noch Meyer zur Bekräftigung dieser schon von Huber gemachten Beobachtungen auf Adolf Held, der feststellt, wie innerhalb der Sozialdemokraten ebensowenig wie eine nationale Gesinnung irgendeine Spur von warmem religiösen Gefühl zu entdecken sei (s. Jürgen Bona-Meyer S. 365 f.). Wie tief

wiederum das Versagen der Kirche in der sozialen Frage auch in der Folgezeit die Haltung des Arbeiters bestimmt hat, ist vielfach von Theologen scharfsinnig betont worden. Wir erinnern hier nur an den von Günther Dehn gegen Ende 1916 oder zu Beginn 1917 gehaltenen Vortrag über „Kirche und Arbeiterschaft", in dem Dehn u. a. betrübt feststellt, wie die soziale Welle der neunziger Jahre längst abgeebbt sei, wie lebende Männer wie Naumann bereits zu begeisterten Anhängern des deutschen Unternehmertums geworden seien und schließlich die Nachfolger Stöckers entweder Kirchenpolitik trieben oder in der inneren Mission sich betätigten. Die Kirche hat nach Dehn bisher den Arbeiter nur patronisiert und, weil er das Patronat nicht anerkannte, gescholten, Die Kirche hat nicht das Verdienst, den Arbeiter aus der drohenden wirtschaftlichen Verknechtung herausgerissen zu haben. Unter anderem kommt Dehn darauf zu sprechen, daß nur eine geläuterte Predigt, die mit den konkreten Verhältnissen des Lebens und den Besonderheiten der Arbeiterlage vertraut ist, ein gesundes Verhältnis zwischen Kirche und Arbeitertum wiederherstellen und haltbar gestalten kann. Ebenso gilt es nach Dehn, dem Arbeiter innerhalb der Kirchenkörper eine seiner Bedeutung entsprechende Vertretung zu sichern, um ihm einen tieferen Einfluß auf die Vorgänge innerhalb des Kirchenlebens zu ermöglichen (s. „Kirche und Arbeiterschaft" von Günther Dehn, S. 1, 5 ff., 9, 16 und 20) (nur als Manuskript vorhanden!).

In einem im Jahre 1924 im „Bunde für Gegenwartchristentum" gehaltenen Vortrage kommt Pfarrer Dr. Paul Luther zu ganz ähnlichen Schlüssen. Sein Votum ist deshalb besonders wertvoll, weil nach eigenem Geständnis er in seinen politischen Anschauungen Anhänger der alten Staatsform und der alten Wirtschaftsordnung ist, die er für das deutsche Volk als die allein möglichen ansieht. Dr. Luther stellt der Kirche, die nach seinen Worten nicht von der Welt, aber doch in der Welt ist, zwei Forderungen: ihr Tun muß in höchster Wahrhaftigkeit und im Geiste tiefsten Erbarmens geschehen. In einer bedeutenden Schicksalsfrage Deutschlands hat nach Luther die Kirche infolge ihrer Weltfremdheit versagt. Sie sah nicht, weil sie die Tore in die Welt hinaus nicht öffnete, das Recht eines neuen auftretenden Standes, die Sehnsucht und den Lebenshunger, der aus der Tiefe der Arbeiterwelt aufwärts klang. Luther kommt zu dem Ergebnis, daß die Kirche weder die Schwere der wirtschaftlichen und sozialen Probleme erkannt, noch es verstanden habe, in die Gedanken- und Gefühlswelt des Arbeiters einzudringen (s. „Marx, Kant, Kirche, Verhandlungen des Bundes für Gegenwartchristentum", 1924, Gotha 1925, „Die Kirche, Ideal und Wirklichkeit", Vortrag von Dr. Paul Luther, S. 104 bis 107).

Damit wollen wir die Auswahl dieser Zeugnisse beschließen, die wir mit Leichtigkeit um das Vielfache hätten vermehren kön-

nen. Sie sollten nur andeuten — damit war für uns ihr Zweck erfüllt — wie stark schon in den siebziger Jahren das Versagen der Kirche empfunden wurde, wie sehr schon damals in den Kreisen der Höhergebildeten sich diese Krisis bemerkbar machte und wie diese Verhältnisse tiefe Schatten auf die Entwicklung der Folgezeit geworfen haben.

4.

Verwandtschaft der religiösen Ansichten von Bebel mit Auffassungen von Marx und Engels.

Die Frage, inwieweit Bebel in seiner Religionsbeurteilung durch tragende Vorstellungen des Marxismus beeinflußt ist, läßt sich nicht mit unbedingter Sicherheit entscheiden. In der Erstauflage seiner „Frau" 1879 geht die Beurteilung der religiösen und kirchlichen Frage bei Bebel hervor aus einer Beobachtung damaliger deutlich nach außen sichtbarer Tatbestände, ohne daß hier eine unmittelbare Abhängigkeit von den Auffassungen von Karl Marx und Friedrich Engels nachweisbar wäre. Deshalb haben wir auch Bebels Einstellung erklärt aus der Situation von Religion und Kirche innerhalb der siebziger Jahre. Ein Blick auf die Ansichten von Karl Marx und Friedrich Engels zu diesen Problemen ist aber auf alle Fälle schon deshalb interessant, weil er die überraschende Aehnlichkeit der Ergebnisse, zu denen sie und ebenso auch Bebel gelangen, deutlich macht. Ganz ausgeschlossen ist auch eine Beeinflussung Bebels im Theoretischen von den Darlegungen von Marx und Engels hier nicht, denn in der Auflage der „Frau" aus dem Jahre 1909 bezieht sich Bebel z. B. ausdrücklich auf die von Karl Marx zur Religion in der Abhandlung „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie" eingenommene Haltung. Nach eigenem Geständnis hat Bebel (s. Bebel, „Lebenserinnerungen", Band I, Stuttgart 1910, S. 131), den ersten Band des „Kapital" von Karl Marx schon 1869 gelesen. Wie Theodor Brauer aber beweist, befinden sich bereits in dieser Schrift zwei Stellen, in denen die Diesseitigkeit des sozialistischen Endziels im Gegensatz zu aller Religion deutlich betont wird (s. Brauer „Der moderne deutsche Sozialismus", Freiburg 1929, S. 300 f.). Diese Stellen lauten nach Brauer: Wie der Mensch in der Religion vom Machwerk seines eigenen Kopfes, so wird er in der kapitalistischen Produktion vom Machwerk seiner eigenen Hand beherrscht, und wie nun, so ist dieser Satz auszulegen, die neue Gesellschaft die Befreiung vom Machwerk der eigenen Hand bringen wird, so muß sie auch die Befreiung vom Machwerk des Kopfes, der Religion, bringen, denn das eine steht der Freiheit genau so im Wege wie das andere. (Die Stelle findet sich nach Brauer im „Kapital", Band I, S. 557 der Volksausgabe von Karl Kautsky.) Dasselbe besagt nach Brauer eine andere Stelle im „Kapital", in der es heißt. daß der religiöse Widerschein der wirklichen Welt überhaupt nur verschwinden könne, sobald die Verhältnisse des prak-

tischen Werkeltagslebens den Menschen tagtäglich durchsichtig vernünftige Beziehungen zueinander und zur Natur darstellen würden (s. Brauer, „Moderner deutscher Sozialismus", S. 301, wo die Stelle noch weiter angeführt ist, und sich klar die Richtigkeit der Brauerschen Behauptung ergibt).

Es wäre also immerhin möglich, daß Bebel bei Kenntnis dieser Stellen zu seiner Religionsdeutung gelangt ist, wenn uns auch in Anbetracht der ganz auf das Praktische gerichteten Natur Bebels eine so gründliche Marx-Kenntnis unwahrscheinlich dünkt. Wahrscheinlich erscheint uns vielmehr, daß Bebel nachträglich von der entsprechenden Auffassung von Marx in seiner „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie" Kenntnis erlangt, und, da diese Ansicht gut in seine Darlegungen hineinpaßte, sie noch als Beleg dafür angeführt hat. Eine Beurteilung der Religion nicht von der ihr eigenen Funktion aus, sondern rein nach Nützlichkeitsmaßstäben vom Boden der materialistischen Geschichtsauffassung her finden wir, wie wir Diehl entnehmen, ebenfalls auch bei Friedrich Engels. Engels hat selbst das Christentum ganz aus ökonomischen Umständen erklärt. Sogar die Spaltung der christlichen Konfession soll, wie Diehl darlegt, nach Engels nur aus wirtschaftlichen Ursachen herrühren. Dabei sei der Katholizismus die mittelalterliche Anpassung des Christentums an die Feudalität gewesen, die Reformation der Empörung des aufkommenden Bürgertums gegen die ökonomische Macht der Kirche entsprungen. Das Bekenntnis von Völkern zur Reformation sei aus diesen Gründen nur aus sozialen Motiven erwachsen, weil die katholische Kirche ihren wirtschaftlichen Interessen hindernd im Wege gestanden hätte. Die herrschende Kirche benutzte jedes Mittel zur Befestigung ökonomischer Ungleichheit, die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung im Jenseits bilden dabei einen guten Vorwand zur Rechtfertigung der bestehenden Ordnung und dazu, die Armen mit ihrem Los zufrieden zu machen. Schon im kommunistischen Manifest heißt es, die Gesetze, die Moral, die Religion sind für ihn (d. h. für den Proletarier) ebensoviele bürgerliche Vorurteile, hinter denen sich ebensoviele bürgerliche Interessen verstecken. Demgemäß verschwindet nach Engels auch die Religion in dem Augenblick, in dem die Herrschaft des Kapitals verschwunden ist (s. Diehl, „Ueber Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus". Jena 1922, S. 120). Die starke Verwandtschaft der Ansichten Bebels mit denjenigen von Marx und Engels geht aus diesen Tatsachen schon klar hervor. Daß im Hintergrunde der Bebelschen Auffassung über Religion und Kirche die materialistische Geschichtsauffassung steht, erscheint kaum zweifelhaft. Wie weit freilich Bebel durch die eigenen Ausführungen von Marx in der „Kritik zur Hegelschen Rechtsphilosophie", durch die angeführten Sätze des kommunistischen Manifestes, durch die Darlegungen im „Kapital" beeinflußt ist, läßt sich unseres Erachtens kaum feststellen, denn Bebel war

— darin liegt gerade das Geheimnis seiner besonderen Anziehungskraft auf den Arbeiter — kein Theoretiker, sondern ein Praktiker, der aus den Verhältnissen der siebziger Jahre, wie wir zu beweisen suchten, seine Beispiele hernimmt. Daß dabei ganz allgemeine Auffassungen des Marxismus wie etwa die materialistische Geschichtsauffassung Bebel bekannt gewesen ist, läßt sich immerhin als sehr wahrscheinlich ansehen. Das schränkt aber nicht im geringsten die Tatsache ein, wie im Kerne die Verhältnisse der siebziger Jahre auf allen Gebieten des Geistes- und Wirtschaftslebens für Bebel die Grundlage seiner Auffassungen abgeben, wenn sich auch im Ergebnis mannigfache Verwandtschaften zwischen dem auf tiefem theoretischen Grunde ruhenden Gedankengebäude von Karl Marx und den nur aus den praktischen Verhältnissen gewonnenen Resultaten Bebelschen Denkens herausstellen mögen.

5.

Die religiöse Auffassung des Arbeiters in der Gegenwart nach Gertrud Hermes.

„Die geistige Gestalt des marxistischen Arbeiters und die Arbeiterbildungsfrage", Tübingen 1926, nach der Darstellung von Theodor Brauer, „Der moderne deutsche Sozialismus", Freiburg 1929).

Die wesentlichen Lehren des Christentums sind nach Hermes dem Arbeiter fremd, weil er der Orthodoxie, dem liberalen Historismus und erst recht dem Pietismus widerstrebt. In fünf Jahren ist Gertrud Hermes kein marxistischer Arbeiter begegnet, der bewuster Christ gewesen wäre. Sein Glaube an den geschichtlichen Materialismus ist nach Hermes unvereinbar mit dem Vertrauen zum Weltenlenker, der von außen her alles regiert. Gertrud Hermes fragt, ob das Solidaritätsbewußtsein des Arbeiters, welches auf metaphysische Dinge unbezogen bleibt, keimhafte Momente aus der Gemeinschaft der Personen mitenthalte, die zu einem religiösen Anknüpfungspunkt die Möglichkeit gäben. Auch die Vorstellung der klassenlosen Gesellschaft hat nach Hermes im Bewußtsein des Arbeiters noch keinen religiösen Unterton. Die mit der klassenlosen Gesellschaft verbundenen besonderen sozial-ethischen Inhalte wie Nutzen, Glück und Wohlfahrt sind alle fest und eindeutig im Endlichen verankert. Ihre Forderungen sind nicht, soweit sie auch über eine Regelung nur der Eigentumsordnung hinausgehen, mit der religiösen Heilserfahrung, jenem starken und bewußten Erlebnis individueller Schuld und Sühne vereinbar. Aus einer scharfsinnigen Gegenüberstellung des religiösen Erlebnisses des gebildeten und ungebildeten Menschen äußert Gertrud Hermes die Vermutung, daß die einseitige Betonung des Sozialethischen für den Primitiven vielleicht die einzige Form darstelle, um ein innerseelisches Erleben zu objektivieren, weil der primitive Mensch

nicht zu einem bewußten rein innerseelischen Erleben von Schuld und Sühne fähig ist. Religiöse Auffassungen könnten bei dem Arbeiter höchstens aus seiner Kollektivverbundenheit erwachsen. Diese Stellungnahme kann nach Theodor Brauer der Christ nicht mitmachen, weil bei Gertrud Hermes die Gemeinschaft vor die Person tritt, für den Christen aber die Gemeinschaft niemals Selbstzweck sein darf. Die von Gertrud Hermes festgestellten tiefen Gemeinsamkeiten zwischen christlichem und sozialistischem Glauben bestehen also in Wirklichkeit nicht (s. Theodor Brauer, „Der moderne deutsche Sozialismus", Freiburg 1929, S. 310 f., wo Brauer genau die Beobachtungen von Gertrud Hermes über das Verhältnis des marxistischen Arbeiters zur Religion in der Gegenwart wiedergibt). Für uns kommen diese Ausführungen nur insoweit in Frage, als sie uns belegen, daß der Sinn des Arbeiters dem religiösen Erlebnis ganz fern steht und allein beschränkt bleibt auf das Diesseits. Die Prüfung der Fragen, inwieweit da die Kollektivverbundenheit des Arbeiters den Ansatzpunkt religiöser Neubildungen darstellt und inwieweit derartige Neubildungen Verwandtschaften mit dem echten Geist des Christentums aufweisen könnten, liegt ganz außer dem Rahmen unserer Untersuchung. Nur des Zusammenhanges halber haben wir noch kurz angegeben, wie Theodor Brauer in seiner Schrift „Der moderne deutsche Sozialismus" die von Hermes gesehenen Zukunftsmöglichkeiten einer religiösen Geisteshaltung des Arbeiters beurteilt.

6.

Religion als Privatsache und die Praxis der Sozialdemokratischen Partei.

In der sozialistischen Revue „Die Zukunft", erster Jahrgang 1877/78, zu Berlin erschienen 1878, findet sich unter dem Titel „Die Kirche im Zukunftsstaat" eine ausgezeichnete Betrachtung darüber, ob die sozialdemokratische Partei ihrem Programm gemäß in der Praxis die Religion als Privatsache betrachtet hat. Da die genannte Zeitschrift es sich zur Aufgabe setzte, in streng wissenschaftlicher, sachlichkeitserfüllter Form Auseinandersetzungen über wesentliche Fragen der sozialistischen Parteitheorie und Praxis Raum zu geben, kommt diesen Betrachtungen ein besonderer Wert zu. Zudem erfahren wir noch aus der Entgegnung, die der Artikel gefunden hat, in wie starkem Maße er die Aufmerksamkeit der Parteigenossen auf sich gelenkt hat. Der Verfasser der Arbeit „Die Kirche im Zukunftsstaat" stellt fest, daß es mit der Auffassung des Gothaer Programms 1875, Religion als Privatsache zu betrachten, nicht vereinbar ist, daß Agitatoren und Führer im Namen der Partei den Atheismus predigen, die christliche Religion und Kirche verhöhnen und mit Schmähungen überhäufen. Ebenso merkwürdig mutet es an, wie beispielsweise die Partei unter ihrem Namen eine Agitation organisiert zur Herbeiführung

des Massenaustritts aus der Kirche. Ist es der Partei mit diesen Absichten ernst, so muß, wie der Autor dieses Artikels feststellt, sie auch das Bekenntnis des Atheismus und das Prinzip der Bekämpfung des Christentums in ihr Programm aufnehmen. Ist das nicht der Fall, hat die Partei die Pflicht, die antikirchliche und antireligiöse Propaganda zu untersagen. Der Verfasser ist der Ansicht, daß taktische Gründe für die Aufnahme des oben erwähnten Programmpunktes bestimmend gewesen sind. Man wollte nach außen den ungünstigen Eindruck verhüten, als wenn die atheistische Majorität der Partei die Minorität vergewaltigen dürfte, und man konnte umso eher diesen Programmpunkt als ein geeignetes Mittel zu diesem Zweck ansehen, als man sich der stillen Hoffnung hingab, daß sowieso der Standpunkt der Majorität allmählich über denjenigen der Minorität den Sieg davontragen werde. Diese Hoffnung wurde noch durch die naturwissenschaftliche Weltanschauung der breiten Massen genährt. wobei, wie der Verfasser mit Recht feststellt, die Weltanschauung der Massen gewöhnlich dem wirklichen Stande der wissenschaftlichen Forschung weit nachhinkt, wie es auch die Gegenwart belege. Jedenfalls sei festzustellen, daß der starre Glaube an die Naturwissenschaft in den breiten Massen in der Gegenwart besonders eigenartig anmute in dem Augenblick, wo die Forschung andere Wege bereits einschlage. Die widerspruchserfüllte Haltung der Partei in der religiösen Frage gibt in der Tat anständigen Menschen berechtigten Anlaß, sich von ihr unter diesen Umständen fernzuhalten. Nur die Unehrlichkeit der sozialdemokratischen Partei in dieser Hinsicht hat die Entstehung des hoftheologischen Staatssozialismus von Stöcker und anderen verschuldet. Die Haltung der Partei berührt den aufrichtigen Sozialdemokraten umso peinlicher, als der einzelne ebensogut vom christlichen Standpunkt aus Sozialdemokrat wie vom antichristlichen aus Sozialistenfresser sein kann. In ihrem Religionshaß spiegelt die sozialdemokratische Partei nur die Haltung des vielfach nicht weniger atheistischen und materialistischen Liberalismus wieder. Die Geisteshaltung von Dubois Reymond ist nach Meinung des Verfassers dafür bezeichnend genug. Es verrät die Gesinnung einer Sekte, eine derartige Frage, die mit den Grundideen der sozialdemokratischen Partei nichts zu tun hat, zu einem Trennungsstrich für die Zugehörigkeit zur Partei zu machen, eine Handlungsweise, die zudem eine ungeheure Zahl schätzungswerter Kräfte, welche sich sonst gern für das sozialistische Grundprinzip einsetzen würden, von sich abstößt. Die fanatische Geisteshaltung, die aus der areligiösen Parteipolitik spricht, wird sich sowieso schon in Kürze ihr eigenes Grab graben, weil der Fanatismus nichts zu schaffen vermag, was die Aussicht auf nachhaltige dauernde Wirkung eröffnet. Ebenso widerwärtig berührt es, Jesus als den ersten Sozialdemokraten zu bezeichnen, weil man damit den rein ideellen Charakter seiner Persönlich-

keit gründlich verkennt. Davon unbenommen bleibt es, daß freilich die großen Kerngedanken seiner Lehre auch eine sinnvolle Regelung irdischer Verhältnisse in sich einschließen sollten. Gegenwärtige Mißstände allein der Schuld des Christentums zuzuschreiben, ist eine Ungeheuerlichkeit, da sie nichts gegen die Lauterkeit seines Grundwesens bezeugen. Gerade das Gute ist im besonderen Maße dem Mißbrauch ausgesetzt. Wenn der Verfasser auch infolge der Macht der Parteidogmatik auf unabsehbare Zeit an die Unheilbarkeit dieser Mißstände glaubt, so ist doch- wie er mit Recht bemerkt, von einer Partei Gerechtigkeit zu verlangen, weil sie das Fundament darstellt, auf dem sie ruht. Bedürfnisse und Triebe, die man an seiner eigenen Person nicht kennt, auch bei anderen nicht anzuerkennen, ist ein Zeichen unerträglicher Beschränktheit. Eine Kirche ohne Theologen und ohne Theologie zu fordern, ist eine auf Ignoranz und Unbildung beruhende Barbarei. Man sollte auch innerhalb der sozialdemokratischen Reihen sich zu der Erkenntnis aufschwingen, daß die Theologie eine notwendige Wissenschaft darstellt, daß religiöse Regungen tief im Menscheninnern verwurzelt sind und zu allen Zeiten auf der Erde zu finden waren. Mag man das Pfaffentum anklagen, wenn es am Platze ist, mag man aber sich vor sinnlosen Verallgemeinerungen hüten, die als Ausdruck einer beschränkten, unwissenden und fanatischen Geisteshaltung anzusehen sind. Angesichts der gegenwärtigen Verhältnisse ist das Wort von der Religion als Privatsache nichts als eine leere euphemistische Phrase, die durch die wirklichen Tatsachen dauernd Lügen gestraft wird. Besonders bedenklich erscheint die Forderung, daß im Zukunftsstaat die zur Erhaltung und Förderung der Kirche notwendigen Mittel von Privaten aufzubringen seien. Gerade im Zukunftsstaat sollten doch alle Institute, die zur Befriedigung gemeinsamer Bedürfnisse des Volksganzen dienen, aus Staatsmitteln erhalten und gefördert werden. Hält die sozialdemokratische Partei an ihrem bisherigen Kurs fest, so rechtfertigt sie damit die Vergewaltigung einer Minorität durch die Majorität und schlägt nicht nur ihrem religiösen Programm, sondern sogar den Grundprinzipien ihrer gesamten geistigen Haltung aufs bedenklichste ins Gesicht.

Diese Ausführungen des geistvollen Verfassers zeigen uns, wie berechtigt unsere Deutung der religiösen Haltung der Sozialdemokratie gewesen ist. Die auf diese Darlegung in der gleichen Zeitschrift veröffentlichte Erwiderung bestätigt nur noch die Richtigkeit unserer Ansicht. In ihr wird — das Folgende wird nur ganz skizzenhaft von uns gekennzeichnet — folgendes geltend gemacht: es fehle dem Artikel an der sachlichen Begründung, an einzelnen Tatsachen, die die Unterlagen zu diesen Behauptungen darbieten könnten. Schon dieser Einwand ist sachlich unzutreffend, da ja der Artikel nur die Einstellung wiedergibt, die wir

bei den Führern der Partei — nämlich Bebel und Liebknecht — vorfinden. Zudem wird in der Erwiderung zugegeben, daß eine Unterscheidung danach, was ein Anhänger der Partei öffentlich oder privat über seine religiöse Ueberzeugung darlegt, nicht möglich ist. Wenn beispielsweise ein bekannter Redner oder Schriftsteller der Sozialdemokratie sich in einer antireligiösen Bewegung betätigt, so fragt sich das Publikum nicht, ob das der Mann nur als Privatmann oder in seiner Eigenschaft als Sozialdemokrat tut, weil es ihn nur in seiner öffentlichen Tätigkeit als sozialdemokratischen Führer kennt. Das Entscheidende wird aber hierbei nicht hervorgehoben, daß nämlich jeder Sozialdemokrat, selbst wenn er sich über religiöse Fragen äußert, klar darlegen müßte, inwieweit er sich damit privat oder in seiner Eigenschaft als Parteivertreter ausspricht. Gerade das von dem einen Parteigenossen vorgeschlagene Verbot, von Partei wegen antireligiöse Propaganda zu treiben, wäre aber ein geeignetes Mittel, im Sinne einer strengen Unterscheidung zu wirken. Hinzuzufügen haben wir, daß diese Auseinandersetzung sich auf dem Boden des Gothaer, nicht aber des Erfurter Programms abspielt, dessen scharf hervorgehobene streng marxistische Grundlage sowieso einer funktionshaften Erfassung religiöser Angelegenheiten keinen Raum läßt. Besonders schroff wendet sich die Erwiderung gegen die angebliche Bevorzugung, die der erstgenannte Autor der Religion zuteil werden läßt. Niedere oder höhere Bedürfnisse sind, wie wir in dieser Erwiderung lesen können, danach zu bestimmen, wieviel für die Mitmenschen dabei heraussspringt, d. h. wie wir sehen, der Maßstab der Nützlichkeit soll zur Beurteilung religiöser Angelegenheiten ausreichend sein. Wer in seinen Mußestunden wissenschaftliche Bücher liest oder sonstige Studien betreibt, beschäftigt sich mit einer allgemein nützlichen Sache, deren Befriedigung ihm durch die Zurverfügungstellung von öffentlichen Bibliotheken und Sammlungen erleichtert wird. Was aber haben die Mitmenschen davon, wenn der Nachbar in die Kirche geht, wenn er sich beim Pfarrer bei der Trauung einsegnen läßt? Ich wüßte nicht, welchen Nutzen. Aus dieser Bemerkung wird besonders evident, wie sehr der Kritiker der religiösen Anschauung der sozialdemokratischen Partei mit seinen Ausstellungen im Rechte ist. Schärfer kann ein leerer Nützlichkeitswahn kaum hervortreten, als es hier geschieht, eben die Außerachtlassung jeder ernsthaften Bemühungen um die innere Persönlichkeitsformung des Einzelnen. Es ist damit nicht verwunderlich, daß der Aufsatz bei seiner geistvollen Darlegung über die Widerspruchserfülltheit der sozialistischen Religionsdeutung mit der freudigen Erwartung schließt, daß der Zukunftsmensch ein religiöses Bedürfnis, das eine Kirche zu seiner Befriedigung vorausgesetzt, kaum noch kennen wird, und zwar deshalb, weil das religiöse Bedürfnis in gleichem Maße verschwinden wird, wie die wissenschaftliche Weltanschauung sich durchsetzt. Im Zukunfts-

staat wird — das ist die apodiktische Feststellung des weitsichtigen Erwiderers — die Philosophie die Religion in allen Schichten der Bevölkerung ersetzt haben. Ist es aber die Absicht der Zukunftsstaatsgläubigen, auf dieses Ziel hinzuarbeiten, dann freilich muß es um die Freiheit des religiösen Bekenntnisses sehr traurig bestellt sein. Die hier vorliegende Religionsverachtung wird auch, worauf wir schließlich noch hinweisen wollen, nicht überboten durch die Religionsfeindlichkeit von Bebel und Liebknecht innerhalb der siebziger Jahre, die ja ebenfalls, wie wir zu zeigen versuchten, die Religion zur Zielscheibe ihrer politischen Agitation machten, in dem felsenfesten Glauben, daß im Zukunftsstaate für sie kein Raum mehr übrig bleibt (s. „Die Zukunft", Berlin 1878, S. 549/60, „Die Kirche im Zukunftsstaat" und die darauf gegebene Erwiderung S. 680 ff.).

7.

Engels wirtschaftsbestimmte Religionskritik.

In seinem Buche „Marxismus gegen Sozialismus" macht Wladimir Simkhovitsch darauf aufmerksam, wie die Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung auf die Religion, wie wir sie bei Friedrich Engels durchgeführt finden, nicht nur dem Wesen aller Religion ins Gesicht schlägt, sondern auch zu den historischen Tatsachen in schärfstem Widerspruch steht. Wenn Engels z. B. die Reformation damit erklärt, daß die Bourgeoisie für die Entwicklung ihrer industriellen Produktion eine Wissenschaft brauchte, welche, wie es Engels ausführt, die physikalischen Eigenschaften der Naturobjekte und die Aktionsweisen der Naturkräfte feststellte, und dabei behauptet, daß die Wissenschaft sich also nur deshalb gegen die Kirche empörte, weil die Bourgeoisie nicht ohne Wissenschaft fertig werden konnte, so macht Simkhovitsch darauf aufmerksam, wie Wissenschaft im Sinne von Marx und Engels damals noch nicht existierte, ebenso wie auch die Auseinandersetzung von Wissenschaft und Religion erst späteren Jahrhunderten angehörte. Galt doch gerade nach Simkhovitsch ein gewisser Grad von Ketzerei damals in Rom als ein Zeichen von guter Erziehung. Besonders merkwürdig erscheint Simkhovitsch aber Engels' Auslegung von Calvins Lehre, derzufolge Calvins Auffassung von der Gnadenwahl nur Ausdruck der Tatsache gewesen sein soll, daß der Erfolg oder Fehlschlag der Konkurrenz nicht von des Menschen Tätigkeit oder Gewandtheit abhängt, sondern von Umständen, über die er nicht Herr ist. Demgegenüber weist Simkhovitsch darauf hin, wie sich schon im vierten Jahrhundert in Augustins Buch „De libero arbitrio" die Prädestinationslehre ebenso findet, wie später, und zwar im neunten Jahrhundert in Eriginas Schrift „De prä-

destinatione" oder etwa im dreizehnten Jahrhundert in St. Thomas „Summa teologica". Die Tatsache, daß der Prädestinationsglaube erst im sechzehnten Jahrhundert populär wurde, fällt für die Berechtigung von Engels' Auslegung nicht ins Gewicht, weil diese Lehre — das ist entscheidend — nicht zuerst in Handelsplätzen wie Venedig und Genua, sondern gerade in ökonomisch ganz rückständigen Ländern, wie beispielsweise der Schweiz, Schottland und Neu-England, in Aufschwung kam, also Engels' Auslegung gar nicht zutreffend gewesen sein kann (s. Simkhovitsch, „Marxismus gegen Sozialismus", Jena 1913, 25. Anmerkung).

Thesen zu den gesamten Ausführungen über Bebel.

A. Sein Leben.

1. Bebel ist weder seiner Herkunft noch seiner jugendlichen Entwicklung noch schließlich seinem späteren Werdegang nach ein Arbeiter. Strukturell ist das Wesen des Handwerkers von demjenigen des Arbeiters in seinen geistigen und wirtschaftlichen Grundlagen verschieden. Das galt insbesondere noch für die kapitalistische Frühzeit Deutschlands in den 60er Jahren, in denen sich Bebel zu Leipzig als Handwerksmeister selbständig machte.

2. Bebel ist in seiner Entwicklung entscheidend durch die Arbeiterbildungsbewegung gefördert und durch den bedeutenden Einfluß hervorragender Persönlichkeiten geformt worden. (Friedrich Albert Lange, Ferdinand Lassalle, später Liebknecht und Kautsky.)

3. Die Arbeiterbildungsbewegung ist dabei durchaus ideellen Ursprungs. Sie gibt uns ein imponierendes Bild von der Macht des Geistes. In ihren Wesenszügen ist sie durchaus angepaßt dem Stande der politischen Oekonomie, den bescheidenen Anfängen der Arbeiterbewegung, den primitiven deutschen Wirtschaftsverhältnissen und der Ignorierung des Sozialproblems durch bedeutende bürgerliche Denker.

4. Noch in Bebels Frühzeit fällt das gewaltige Auftreten von Lassalle. Lassalles Nachwirkung auf Bebel ist noch in den 70er Jahren bei ihm deutlich nachweisbar. In Lassalles Rede „Die Wissenschaft und die Arbeiter" war Bebel die Möglichkeit gegeben, sich von der Autonomie des Geisteslebens zu überzeugen.

B. Sein Bildungsmaterialismus.

1. Bebels Schrift „Die Frau und der Sozialismus" ist als sein wissenschaftliches Hauptwerk zu betrachten; so ist sie auch von ihm und seinen Anhängern beurteilt worden.

2. Gerade in seiner vermeintlichen Wissenschaftlichkeit lag seine Hauptanziehungskraft für den Arbeiter. Das Werk bildet ein Standardwerk innerhalb der Arbeiterbibliothek — damals wie noch heute.

3. Dem Bildungsmaterialismus von Sack begegnen wir erneut bei Bebel. Er zeigt sich deutlich in seiner Beurteilung der Hochschule, der Wissenschaft und des Akademikers überhaupt, die alle in gleicher Weise nur vom Gesichtspunkt des greifbaren Nutzens aus gewürdigt werden.

4. Der Akademiker erscheint — ganz wie es dem Geiste des Dogmas entspricht — im schwärzesten Lichte, das Proletariat im hellsten Glanz.

5. Der Bildungsmaterialismus von Bebel geht insofern noch weit über denjenigen von Sack hinaus, als er sinnvoll in das Gesamtgefüge seiner Deutung von Bildungsfragen hineingewoben ist, wie sie sich in seiner Haltung zur Handarbeit, zur Kopfarbeit, in seiner Milieulehre und schließlich in seiner Berufswechseltheorie ausgeprägt.

6. Diese Auffassungen von Bebel finden sich bezeichnenderweise schon in seinem Frühschrifttum, so in seiner Veröffentlichung „Unsere Ziele" aus dem Jahre 1871, wie in der Erstauflage seiner „Frau" 1879, wobei Bebel auch noch, wie die letzte, bereits 50. Auflage dieses Werkes von Bebels Hand aus dem Jahre 1909 lehrt, an diesen Ansichten bis zu seinem Lebensende strikt festgehalten hat.

7. In seiner Abhandlung „Akademiker und Sozialismus" hat Bebel seine ungünstige Beurteilung von Hochschule, Wissenschaft und Akademiker voll aufrecht erhalten. Peinlich fällt auf, wie Bebel noch in der zweiten Auflage dieser Schrift aus dem Jahre 1905 die Forschung der Wissenschaft zum Sozialismusproblem vollständig ignoriert. Denn gerade hieraus hätte sich ergeben können, wie sehr die von bürgerlicher und von sozialistischer Seite über diesen Stoff angestellten Untersuchungen bereits im Ergebnis übereinstimmten. Schließlich hat Bebel den einzig möglichen Weg, um zur Erkenntnis dieses Fragenkomplexes zu gelangen, nicht beschritten, nämlich von der Idee der Hochschule, der Wissenschaft aus, die Stellung des Akademikers in Gegenwart und Zukunft zu bestimmen.

8. Bei Kautsky, der wissenschaftlich Bebels rechte Hand in dem Kampf gegen den Revisionismus gewesen ist, finden wir von dem Boden des orthodoxen Marxismus aus eine ganz entsprechende Beurteilung des Akademikerproblems. Ein deutliches Zeugnis für die Verbreitung dieser Gedankengänge in sozialistischen Kreisen!

C. Bebel als Repräsentant der Arbeiterklasse in ihren Verhältnissen innerhalb der 70er Jahre.

a) In seiner Stellung zur Handarbeit

1. In seiner Haltung zur Handarbeit spiegelt Bebel typisch die Situation der deutschen Arbeiterbewegung zu Beginn der 70er Jahre wider. Ihre Schwungkraft, ihre Besonderheit gegenüber allen anderen Parteien beruhte ja gerade auf ihrer Stellung zur Handarbeit, der ein besonderer Platz in der Arbeitswertung angewiesen wurde.

2. Die Trennung von Kopf- und Handarbeit in den 70er Jahren wird damals gleichzeitig zu einer scharfen Scheidung von Gebildeten und Ungebildeten.

3. Die Tatsache der Verachtung der Handarbeit damals und noch fast bis zum Jahre 1914 hat das Gewicht dieser Bebelschen Argumentation noch verstärkt.

b) In seinem Bildungstrieb

Bebels Bildungstrieb ist charakteristisch für den Arbeiter in den 70er Jahren.

1. Der Bildungstrieb der Arbeiter findet in den Führern der sozialdemokratischen Bewegung sein Vorbild. Entsprechend dieser Tatsache findet in den Programmen zu Eisenach 1869 und zu Gotha 1875 die Erziehungsfrage eingehende Berücksichtigung.

2. Der Bildungstrieb der Arbeiter findet in den Zeitverhältnissen Nahrung, Bildung als Sprungbrett für das Leben nur praktisch auszunutzen. Der heiße Wille zum Aufstieg, der Mangel an Erfahrung auf dem Gebiete der Arbeiterbildung verführt dabei zu einer utopischen Bewertung ihrer Möglichkeiten.

3. Der heiße Bildungsdrang der Arbeiter ist nach der Analogie sonstiger Freiheitsbestrebungen durchaus begreiflich. Steht doch fast jeder große Emanzipationskampf der Geschichte mit der Bildung im engen Bunde.

4. Der Bildungstrieb des Arbeiters konnte angesichts der bestehenden Verhältnisse nicht zur sinnvollen Auswirkung kommen. Roman, Epik und Lyrik boten keine Anknüpfungspunkte an die populären Bedürfnisse. Das Standesschulwesen, der Mangel ernsthafter Arbeiterbildungsbestrebungen nahm zudem dem Arbeiter jede Hoffnung auf die Veränderung dieser Verhältnisse in der Zukunft.

5. Bebels Kritik am überkommenen Schulwesen mußte von der Volksschule ausgehen, die für den Arbeiter die Grundlage seiner Bildung darstellt, deren Bedürfnisse er wenigstens im groben Umriß nach eigenen Erfahrungen beurteilen konnte. Der traurige Zustand der Volksschule, die Unmöglichkeit jedes Aufstiegs bei dem Standesschulwesen mußte Bebel in seinen Tendenzen bekräftigen, von der Grundlage der Volksschule aus einen Neuaufbau des gesamten Schulwesens zu versuchen, wobei Nützlichkeitsmaßstäbe für seine Beurteilung den Ausschlag geben.

6. Bebel vollzieht als Repräsentant des Zeitgeistes dieses Werk. Die Uebergewalt wirtschaftlicher Machtfaktoren, die Aeußerlichkeit der Lebensauffassung und der Lebensführung in höheren und niederen Schichten mußten noch das Gewicht seiner Darlegungen verstärken.

7. Die Neuordnung der Lehrerbildung, der neue Aufbau der Volksschule in der Gegenwart hat die Schlagkraft dieser Bebelschen Argumentation zerstört, die ja selbst bei den Verhältnissen der 70er Jahre versagte, da man auch die Volksschule niemals nach diesen Maßstäben gerecht beurteilen konnte.

8. Die Durchführung der National-Einheitsschule von Wichard Lange hatte schon in den 70er Jahren die Verfehltheit der Bebelschen Auffassungen auch nach außen hin allgemein deutlich sichtbar gemacht, da von Lange geistvoll aufgezeigt worden war, wie man nur von ideellen Gesichtspunkten aus die Stellung der Volksschule richtig bestimmen konnte.

c) In seiner Bewertung der Wissenschaft

Bebels Wissenschaftsbewertung ist charakteristisch für die Situation der Arbeiterklasse in den 70er Jahren.

1. Die Sozialdemokratische Partei war ebenso in ihrer theoretischen Grundlage wie in ihrer praktischen Entwicklung wissenschaftsbestimmt. Darin war sie von jeder sonstigen Partei wesenhaft unterschieden.

2. Die Naturwissenschaft als Volksphilosophie der 70er Jahre tritt bei Bebel an die Stelle des Glaubens. Sie gibt für Bebel den Begriff der Wissenschaft schlechthin ab.

3. Dieser Kultus der Naturwissenschaft spiegelt sich noch heute deutlich im Weltbilde des Arbeiters. In ihrer Leichtverständlichkeit, in der Exaktheit ihrer Methoden, in ihrer Klarheit und in ihrer schnellen Nachprüfbarkeit erscheint sie direkt als zugeschnitten auf die Psychologie des Arbeiters in den typischen praktischen Grundlagen seiner Existenz. Die Unmöglichkeit einer weltanschaulichen Auswertung der Naturwissenschaft entgeht dabei dem unkritischen Blick des Arbeiters.

4. Der blinde Kult der Wissenschaft, die Lehre von dem Bündnis von Wissenschaft und Proletariat ist in der sozialistischen Literatur von den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, von Lassalle an bis unmittelbar in unsere Tage nachweisbar. Der überideellen Sicht des geistig zum Höchsten berufenen Proletariats entspricht dabei die Beurteilung des Akademikers von nur wirtschaftlichen Grundlagen aus. Selbst nach Grimme ist es allein dem Arbeiter vorbehalten, vom ungeformten zum geformten Menschentum vorzustoßen.

d) In seinen Zukunftsstaats-Erwartungen

Die Zukunftsstaats-Erwartungen der 60er Jahre.

1. Das Lob auf den gesunden Geist des Proletariats findet seinen charakteristischen Ausdruck in chiliastischen Zukunftsstaatserwartungen, die sich schon in der Literatur der 60er Jahre nachweisen lassen.

2. Der Gedanke einer proletarischen Zukunftsstaatskultur liefert dabei das Relief zur Kritik des gegenwärtigen Bildungswesens.

3. Vor dem Richtstuhl der wissenschaftlichen Pädagogik ist diese dogmatische Konstruktion nicht zu halten.

4. Die Gründe dafür liegen im folgenden: Das Proletariat, das im Spiegel sozialistischer Kulturkritik am meisten die Gewähr einer unabhängigen Geisteshaltung darbieten soll, hat sich durchaus nicht als unzugänglich gegenüber den materialistischen Einflüssen des Zeitgeistes bewährt. An den Werten der modernen Kultur sind viele Schichten der Bevölkerung mitbeteiligt. Kultur befindet sich im ständigen Werden und kann nicht von einer Schicht auf eine vollständig neue Basis gestellt werden. Das Proletariat ist wohl wirtschaftlich gesehen in sich geschlossen, aber keineswegs seiner geistigen Struktur nach als eine Einheit zu betrachten. Zur Erschaffung einer neuen Kultur ist es schon deshalb ungeeignet, weil jede Kultur von irrationalen Kräften her die reichsten Anregungen empfängt (s. die von uns angeführten Kritiken von Bäuerle, Honigsheim und E. Kurt Fischer).

e) in seinem Eudämonismus

Bebels Eudämonismus ist typisch für die damalige Zeit.

1. Der Orthodoxismus innerhalb der Kirche, ihr Versagen auf sozialem Felde, der materialistische Zug im Geistesleben der siebziger Jahre nahmen dem Bildungsdrang des aufstrebenden Arbeitertums jede Entfaltungsmöglichkeit. Weder in Anknüpfung an die Religion, noch in Anknüpfung an die zeitgenössische Literatur war hier ein Weg ins Freie gegeben.

2. Die Uebergewalt wirtschaftlicher Machtverhältnisse, das Wohlleben der oberen Zehntausend, die Schutzlosigkeit des Arbeiters vor wirtschaftlicher Bedrängnis, die gewaltige Entfaltung der Technik ließen den Blick des Arbeiters an äußerlich sichtbaren Dingen haften.

3. Die naturwissenschaftliche Aufklärungsphilosophie, die sich großzügig an Alle wendet, die engen Schranken der Grenzen eines Landes kühn überspringt, mußte in der Klarheit ihrer Argumente, in der Leichtverständlichkeit ihrer Darstellung, ihrer engen Verbindung mit äußeren, vielfach leicht nachprüfbaren Tatbeständen, in ihrer revolutionären Kampfstellung gegen überkommene Geistesgüter (Religion, Philosophie), die politisch in dem entschiedenen Erneuerungswillen der sozialdemokratischen Bewegung ihr Analagon findet, von gewaltiger Wirkung auf den Arbeiter jener Tage sein.

4. In der nur vom Nützlichkeitsmaßstab aus geübten Beurteilung von Kunst, Wissenschaft und Religion, in der Ueberbewertung aller nur der Bequemlichkeit dienenden Einrichtungen, in dem Fehlen aller qualitativen Erwägungen, in der hohen Einschätzung kultureller Bildungseinrichtungen, in der blinden Bewunderung und dem kritiklosen Glauben an die Macht der Technik kamen in Bebel diese Tendenzen der siebziger Jahre zu scharf umrissenem Ausdruck.

5. Die Verwandtschaft dieser eudämonistischen Tendenzen bei Bebel mit der prinzipiellen Einstellung von Karl Marx ist unverkennbar, ebenso wie die Uebereinstimmung dieser Geisteshaltung mit tragenden Vorstellungen der englischen und französischen Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrhunderts.

6. Dabei steht Marx in der hohen Wertung wirtschaftlich-stofflicher Dinge ganz auf dem Boden der sonst so stark von ihm befehdeten klassischen Oekonomie.

7. Klassische Oekonomie und Marxismus sind aber dabei, wie Kurt Breysig treffend hervorhebt, in der Richtung ihrer Forschungsweise stark voneinander unterschieden. Die im Mittelpunkt des Kapitalismus stehende Tendenz der höchsten Steigerung der Erzeugung von Wirtschaftsgütern, die also die Summe des Hervorgebrachten entscheidend berücksichtigt, macht die Größe des Werkes selbst zum Ziel, ist also ihrem Zielgedanken nach mehr auf Leisten und Wirken gerichtet als der Sozialismus, der nur die Beteiligung Aller an dem erwirtschafteten Stoffgewinn ins Auge faßt, also mehr auf Genießen und Empfangen ausgeht. Einseitige Erwerbssucht des Unternehmers macht freilich nach Breysig oft diesen Vorzug wieder illusorisch.

8. Die Ueberschätzung stofflicher Elemente im Wirtschaftsleben spiegelt nach Breysig eine allgemeine Gefahr der Wirtschaftswissenschaft wider, die oft übersieht, auf einen wie kleinen Ausschnitt des Lebens sich ihre Forschung und Kenntnisnahme beschränkt.

9. An einem charakteristischen Einzelfall illustriert Breysig seine Lehre. Die Existenz des Bauern ist unter dem Gesichtswinkel der Wirtschaft des Erzeugens und Verwertens von Sachgütern nicht im entferntesten tief genug erfaßt. Nur der Beobachter, der das besondere Bauerntum einer Landschaft in seinem Brauch und seiner Sitte, seinem Glauben und seiner Weltanschauung, seiner Staats- und Gesellschaftsmeinung in ihrem inneren Zusammenhang erkundet, wird auch ein richtiges Bild von den wirtschaftlichen Verhältnissen des Bauerntums zu entwerfen vermögen.

10. Die Lehren Bebels sind somit eng mit den Prinzipien des Marxismus verbunden; die von ihm aufgestellten Gesichtspunkte führen sogar tief in ähnliche Tendenzen unserer Tage hinein. Die Ueberproduktion minderwertiger Unterhaltungsliteratur, die wilde Rekordsucht haben schon gegenwärtig zu einer bedauerlichen Vernachlässigung qualitativer Erwägungen in der Beurteilung von Kunst, Wissenschaft und Literatur Anlaß gegeben. Eine Befolgung der von Bebel vorgeschlagenen Kultureinrichtungen hätte diese bedenklichen Tendenzen noch aufs unheilvollste verstärkt. Nur die Abkehr von dem Eudämonismus, dessen Gefahren in ungeahnter Weise schon die Gegenwart enthüllt hat, lassen Gutes von der Zukunft erhoffen.

f) In seiner Religionshaltung in ihrer Zeitverankerung

1. In seiner Beurteilung religiöser Werte geht Bebel den gleichen Weg wie in seiner Einschätzung der Wissenschaft. Er sucht nicht von ihrer Funktion her sie zu begreifen, das Verhältnis von Sozialismus und Religion durch die deduktive Methode oder das induktive Verfahren oder schließlich durch eine Verbindung der deduktiv-induktiven Untersuchungsmethode zu entschleiern.

2. Vom Anbeginn ihrer Entwicklung her ist der deutschen Sozialdemokratie eine kirchenfeindliche Haltung eigen, die später in krasse Religionsfeindlichkeit umschlägt.

3. In dem Denken der Führer kamen diese Tatsachen zum deutlichen Ausdruck. Die Formulierungen von Bebel und Liebknecht stimmen genau überein mit der Programmfassung zu Gotha 1875 und Erfurt 1891.

4. Aus dem Werk von Todt wird die religiöse Haltung der sozialdemokratischen Partei in den siebziger Jahren klar erkennbar. Seine Feststellungen lauten: der Eudämonismus der Lebensanschauung, der Kult der Naturwissenschaft, der Glaube an den Wert gesellschaftspolitischer und historischer Schriften auf der Grundlage der naturwissenschaftlichen Lehren heben den Grundsatz „Religion ist Privatsache" in Wirklichkeit auf. In die gleiche Richtung weist die Verwendung urchristlich-sozialer Tendenzen für die sozialistische Agitation.

5. Ganz im Sinne dieser Deutung von Todt ist damals auch schon von freigesinnter sozialistischer Seite in der „Zukunft" die Widerspruchserfülltheit der sozialistischen Religionsbeurteilung hervorgehoben und gleichfalls unfreiwillig bestätigt worden durch die darauf gegebene Erwiderung.

6. Die ablehnende Haltung zu Religion und Kirche ist nach Todt wesentlich mitbedingt durch ihr Versagen in der Erfüllung sozialer Aufgaben, durch die gleichgültige Haltung der Gebildeten zu religiösen Werten oder gar ihre pharisäerhafte Einstellung dazu, die den Massen ein Festhalten an der Religion anempfiehlt, das man für sich selbst als überholt betrachtet.

7. Bebels Haltung in den siebziger Jahren zum religiösen Problem hat er bis zum Lebensende bewahrt, dadurch den Kurs der Partei entscheidend bestimmt.

8. Die Frage, inwieweit hier Bebel auf Karl Marx aufbaut, ist nicht eindeutig beantwortbar. Die Grundlage, die materialistische Geschichtsauffassung, die eine Anerkennung der Selbständigkeit geistiger Werte nicht zuläßt, ist freilich in gleicher Weise bei Marx wie bei Bebel gegeben. Eine starke Beeinflussung Bebels in der Beurteilung religiöser Fragen im einzelnen durch Marx

ist nicht wahrscheinlich, da Bebel in erster Linie ein Praktiker gewesen ist, zudem seine Auffassungen den Hintergrund der Verhältnisse der siebziger Jahre deutlich genug verraten.

9. Bebels Haltung zur Religion steht im engen Zusammenhang mit der bei ihm üblichen Gesamtwertung geistiger Güter. Die beherrschende Wirkung reiner Nützlichkeitsmaßstäbe tritt auch hier in aller Schärfe hervor.

10. Die Feststellungen eines sozialistischen Denkers über die scharfe Kampfstellung der Sozialdemokratie gegen die Religion überhaupt, gegen die Kirche insbesondere in den siebziger Jahren finden ihre Parallele in den gleichen Feststellungen Calwers in seiner 1914 veröffentlichten Schrift über das sozialistische Programm. Die Diesseitigkeit der weltanschaulichen Einstellung des Arbeiters ist heute noch genau so nachweisbar wie in den siebziger Jahren, d. h. die Nachwirkung der hier von Bebel aufgestellten Ansichten über Religion und Kirche in dem Leben des Arbeiters hat an Nachhaltigkeit selbst gegenwärtig nichts eingebüßt, so daß man mit gutem Grunde Bebel auch in seiner Haltung zur Religion als einen charakteristischen Repräsentanten der in der Arbeiterbewegung der siebziger Jahre vorhandenen Tendenzen ansprechen darf, deren Fäden bis an die jüngsten Tage heranreichen.

Schlußübersicht.

Zum Schluß unserer Darlegungen wollen wir noch einige Punkte, denen nach unserer Auffassung besondere Wichtigkeit zukommt, über die Bedeutung von Bebels Kulturauffassungen, über das Geheimnis seines Einflusses auf das Arbeitertum, über Stärken und Schwächen seiner am Bürgertum geübten Kritik näher erläutern. Unsere früheren Ausführungen müssen wir dabei im einzelnen voraussetzen. Zuerst wollen wir dabei die persönlichen Momente, die das innige Verhältnis des Arbeitertums zu seinem Führer herbeigeführt haben, uns noch einmal kurz vergegenwärtigen.

Bebels Wirksamkeit fällt, wie wir früher aufzeigten, in das zweite Stadium der Geschichte der deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung. Der Praktiker tritt an die Stelle des Theoretikers in der Leitung der Partei. Bebel drängt Liebknecht in den Hintergrund, die Leistung der großen Theoretiker des Sozialismus tritt zurück gegenüber den praktischen Erfordernissen des Tages. Nicht Marx noch Engels waren, sei es in ihrer theoretischen Arbeit, sei es in ihrer praktischen Wirksamkeit, früher auch nur von einem annähernd gleich starken Einfluß auf die Arbeiter, wie nunmehr Bebel. Ihr Schrifttum blieb dem Arbeiter sein Leben hindurch unbekannt, von einer persönlichen Fühlungnahme von Marx und Engels zu dem Arbeiter konnte erst recht keine Rede sein. Als Stubengelehrte standen sie den Arbeitern durchaus fern. Ganz anders Bebel, mit dessen Bild der Arbeiter, sowohl was sein theoretisches Schaffen wie auch was sein Auftreten in der Agitation anbetraf, eine gleich lebendige Vorstellung verband. Bei seinem Ableben 1913 wurde Bebel — hier kam diese Tatsache zu besonders imponierendem Ausdruck — von dem Proletariat wie ein Vater betrauert, wohl das stärkste Zeichen engster persönlicher Verbundenheit zwischen dem Führer und der ihm treu ergebenen Anhängerschaft. Die Ursachen hierfür sind darin zu suchen, daß Bebel selbst Handwerker gewesen war, aus persönlichem Lebensschicksal sich dem Arbeiter verbunden fühlt und von ihm im Gegensatz zu Marx und Engels mit einem gewissen Recht als der Mann in Anspruch genommen werden kann, der aus den eigenen Reihen emporgestiegen ist und sich aus eigenem Antrieb dem Proletariat anschließt. Bebel ist ferner kein Gelehrter, sondern aus der praktischen Arbeit des Tages heraus auf die Probleme der Arbeiterbewegung gestoßen. Als Praktiker steht er in der Arbeiterbildungsbewegung, in dem Sozialproblem zu der Zeit seinen Mann,

die gebieterisch die Lösung praktischer Probleme verlangt. Mit seinem Namen ist ferner für den Arbeiter die Entwicklung der Sozialdemokratie von der Sekte zur Partei verbunden. Seiner Tatkraft, seinem niemals versagenden Vertrauen, dem Gewicht seiner persönlichen Tugenden, dem Ineinanderklang von Wort und Tat, die für die gute Sache selbst die größten Opfer zu bringen sich nicht scheut, ist das siegreiche Hervorgehen der Partei aus den Verfolgungen des Sozialistengesetzes zu danken. In Bebel selbst waren die Ideale verkörpert, für die er sich einsetzte. Die Bedürfnislosigkeit seiner Natur stand in vollem Einklang mit der Treue zum Arbeitertum, mit dem Glauben an die beseligende Kraft der Kulturideen des Sozialismus, mit dem Opfermut, der selbst das Gefängnis ruhig in Gedanken an das gute Recht erträgt, mit einer Arbeitsamkeit, die bis an die von der Natur gezogenen Grenzen reicht. So war Bebel dem Arbeiter mit gutem Grund die Versinnbildlichung der Macht der Idee in der Emanzipationsbewegung des Proletariats. Aber selbst diese persönlichen Faktoren genügen nicht, um die Besonderheit seiner Stellung in der Arbeiterbewegung hinreichend zu erklären, wenn auch gerade die junge sozialistische Bewegung eines kühn entschlossenen, nie verzweifelnden und ausdauernden Führers wie Bebel in den siebziger Jahren dringend bedurfte. Starke sachliche Momente kamen noch hinzu, um das Vertrauen des Arbeiters zu Bebel zu rechtfertigen.

Sein Schrifttum bildete den besten Kommentar zu seinen praktischen Handlungen, und dieses Schrifttum war zudem gerade als Geistesverwandten an den Arbeiter gerichtet, der es nach Bebel am tiefsten zu begreifen in der Lage sein würde. Und in diesem Schrifttum kamen schließlich noch Züge zum Ausdruck, die es dem Arbeiter besonders sympathisch machen mußten: die Lebendigkeit einer Darstellung, die ihre Beispiele vielfach dem praktischen Leben entnahm, die Klarheit des Aufbaus, die Leichtverständlichkeit der Ausführung und schließlich eine eiserne Konsequenz der Schlüsse, die kein Schwanken kennt und ihr festes Ja und Nein in der Beurteilung der einzelnen Fragen abgibt. In der „Frau und der Sozialismus", Bebels Hauptschrift und gleichzeitig einem Standardwerk der Arbeiterbibliothek, traten diese Vorzüge deutlich in Erscheinung. An der Deutung geistiger Zusammenhänge wollen wir gemäß unserer Themastellung diesen Sachverhalt noch näher klären.

Bebel ging, was schon von vornherein dem Arbeiter besonders zusagen mußte, weil er hier aus eigener Erfahrung mitzusprechen wußte, von einer hohen Deutung der Handarbeit aus, die gemäß seinem Vorschlag nach der Annehmlichkeit ihrer Ausführung bewertet werden sollte. Dieser Hochschätzung der Handarbeit entsprach bei Bebel eine ausgesprochene Geringschätzung der Kopfarbeit, eine ebenfalls unmittelbar auf die Psychologie des Arbeiters der siebziger Jahre zugeschnittene Auslegung. Es leuchtet ja ein,

daß der Arbeiter jener Zeit, der sich schutzlos den Wirren der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ausgeliefert sieht, in der eigenen Existenz keinerlei Analogie der zu der Ausführung der wissenschaftlichen Arbeit notwendigen Erfordernisse finden konnte. Er mußte also diese Erkenntnis seines geliebten Führers mit besonderer Freude vernehmen, die ihm die Möglichkeit eines Aufstieges eröffnet. Gleichzeitig war diese vollständige Gleichstellung von Hand- und Kopfarbeit unter Außerachtlassung aller psychologischen Erwägungen bei Bebel mit der Berufswechseltheorie in enger Verknüpfung, derzufolge jeder jede Arbeit ohne weitere Vorbereitung bei gutem Willen auszuüben in der Lage war, da von Natur aus allseitige Anlagen in jedem Menschen schlummerten, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zur Entfaltung kommen konnten.

Die materialistische Geschichtsauffassung, die die Grundlage für das Bild von der Verdorbenheit des Bürgertums und der Läuterungskraft des durch Leid gestärkten Proletariats abgab, kam diesen Auffassungen zu Hilfe und führte zu der dem Proletariat vorbehaltenen Erlöserrolle. Waren Hand- und Kopfarbeit sich vollständig gleich, waren in jedem Menschen die reichsten Anlagen vorhanden, die unter gesunden Verhältnissen jedem die Ausübung jedes Dienstes gestatteten, dann erhielt das Bild des zum Höchsten berufenen Proletariats eine starke Wahrscheinlichkeit, dann war in der Tat eine baldige Verwirklichung dieser Ideen zu erwarten. Ebenso wie die Handarbeit den Maßstab für die Beurteilung der Kopfarbeit liefert — man denke hier auch an das Marxsche Bild von der komplizierten Arbeit als multiplizierter einfacher Arbeit — ebenso war es mittels der materialistischen Geschichtsauffassung möglich, auf das gesamte Geistesleben reine Nützlichkeitsmaßstäbe anzuwenden, wobei z. B. bei Bebel die auf die Volksschule angewandten Maßstäbe in der Beurteilung der Hochschule wiederkehren. Ueber die Volksschule konnte aber der Arbeiter aus eigener Erfahrung urteilen und war damit, wenn er den Weisungen seines Führers Bebel traute, auch gleichzeitig in die Lage versetzt, das Hochschulproblem zu erfassen. Auch hier waren bei Bebel scharfe Entgegensetzungen bemerkbar, die sich leicht und nachhaltig dem Gedächtnis des Arbeiters einprägen konnten. Wie die Handarbeit der Kopfarbeit gleichgesetzt wird, so im Prinzip die Hochschule der Volksschule, wobei das Bestehen des Standesschulwesens, das den Arbeitersprößling am Hochschulbesuch prinzipiell hindert, besonders verstimmend auf ihn wirken mußte. Somit war die besondere Stellung Bebels in der Arbeiterbewegung, der Glaube an die Wahrheit seiner Lehre durch persönliche und sachliche Momente durchaus erklärlich. Die Verwandtschaft der Bebelschen Vorstellungen mit dem marxistischen Dogma, das in der Agitation immer wieder von neuem dem Arbeiter — man darf wohl sagen — eingehämmert wurde, die Tatsache, daß Bebel

selbst den Arbeiter in die Lehre von Karl Marx durch seine Schrift „Die Frau und der Sozialismus" einführte, mußte noch das Gewicht der Bebelschen Argumente in den Augen des Arbeiters verstärken.

Die Punkte, in denen die Verwandtschaft Bebelscher Gedankengänge mit Marx hervortritt, seien hier noch kurz angedeutet. Es ist insbesondere sein quantitativer Arbeitsbegriff, die Diesseitigkeit seines Weltbildes, die materialistische Geschichtsauffassung, der Erlösungsgedanke, die konsequente rein quantitative Beurteilung aller geistigen Werte, wie sie typisch bei Bebel festzustellen ist. Es ist aber noch ein anderes und sogar höchst wichtiges Moment, das die beispiellose Wirkung seiner Schrift „Die Frau und der Sozialismus" auf das Gemüt des Arbeiters erklärlich macht. Die Verwandtschaft Bebelscher Anschauungen mit den Lehren von Karl Marx würde niemals die Bedeutung seiner Veröffentlichung gerade für den Arbeiter ausreichend erklären können, denn gerade die großen Fundamentalschriften des wissenschaftlichen Sozialismus, das „Kapital" von Karl Marx, die großzügigen Arbeiten von Engels „Ueber die Lage der arbeitenden Klassen in England", über „Dührings Umwälzung der Wissenschaft", über „Die Entstehung der Familie" und ähnlich grundlegende Werke hatten sich nicht das Herz des Arbeiters erobern können. Bebels Schrift „Die Frau und der Sozialismus" war nicht nur durch die eiserne Konsequenz seiner Schlüsse, durch die nahe Verwandtschaft und Beziehung zu urmarxistischem Gedankengut ausgezeichnet, sondern stellte gleichzeitig — und darin lag ihre Hauptanziehungskraft für den Arbeiter — ein gewaltiges Spiegelbild der im Geistesleben der siebziger Jahre bestehenden Mißstände dar, wie sie dabei auch einen überaus wertvollen Beitrag zur Psychologie der aufstrebenden jungen Arbeiterbewegung der siebziger Jahre abgab.

In den siebziger Jahren waren der Sieg der Technik, der Fortschritt der Naturwissenschaft, die Aeußerlichkeit des Lebens in die Augen fallende Züge. Sie wirkten sich in allen Bevölkerungsschichten in gleich verhängnisvoller und bedenklicher Weise aus. In der gleichen Zeit, in der im Weltbild Gebildete und Ungebildete übereinstimmen, wird nach außen eine umso schärfere soziale Schranke zwischen den einzelnen Schichten aufgerichtet. Roman, Epik und Lyrik sind nur auf die Bedürfnisse der sogenannten Gebildeten zugeschnitten, entbehren aller volkstümlichen Züge. Dem neuen Reichsgefüge mangelt ein eigener Kulturgehalt. Das Standesschulwesen unterstreicht noch die schon durch das Leben hervorgetretenen Abgrenzungen. Wie es an dem tieferen Erkenntnisdrang allgemein mangelt, so verraten auch die höheren Schulen keinen idealen Anstrich mehr. Das Motiv äußerer Nützlichkeit spielt stark in ihrem Dasein eine Rolle. Die Kritik von Lagarde an dem „Einjährig-Freiwilligen", das das Hauptmotiv zum Besuch höherer Bildungsanstalten abgibt, trifft den Kern der hier

vorhandenen Schäden. In der Wissenschaft befinden sich Natur- und Geisteswissenschaft in starkem Spannungsverhältnis, die fortschreitende Spezialisierung auf geisteswissenschaftlichen Fachgebieten wirkt lebensentfremdend. Die Gebildeten sind sich der bei ihnen vorhandenen Mißstände nicht bewußt. Gerade den ernsten Problemen einer Erneuerung des Geisteslebens, wie sie sich etwa in einem Neuaufbau des gesamten Schulwesens spiegeln könnte, stehen sie durchaus fern. In ihrer vielfach überheblichen Stellung gegenüber der Volksschule kommen diese Verhältnisse zu einem bedauerlichen Ausdruck. Die Religion hat ihre formende Kraft im Leben eingebüßt. Orthodoxismus und religiöser Liberalismus stehen sich in schroffem Gegensatz gegenüber. Auf sozialem Gebiet kommt es in den siebziger Jahren — das gilt zumindest für die protestantische Kirche — zu keinen entschlossenen Tathandlungen, die dem Arbeiter vorwärts helfen könnten.

Angesichts dieser Verhältnisse war die Situation des Arbeiters verzweiflungsvoll. Wirtschaftlich fehlte es in den beginnenden siebziger Jahren an staatlichen Schutzgesetzen, die ihn vor den Irrungen und Wirrungen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung bewahrten. In dem Programm der Parteien fanden eben mit Ausnahme der Sozialdemokratie die berechtigten Forderungen der Arbeiter keine Berücksichtigung. Geistig war er, wenn wir von den Arbeiterbildungsvereinen absehen, die in den siebziger Jahren bereits ihre Blütezeit weit hinter sich hatten, ihn unberührt in seinen politischen und wirtschaftlichen Interessen ließen, ganz auf sich selbst gestellt. Nur das Programm der sozialdemokratischen Partei erfaßte ihn in der Totalität seiner Interessen. Sein heißer Bildungsdrang konnte bei den obwaltenden Zuständen — das Standesschulwesen bestand in ungeschwächter Stärke — nicht auf Erfüllung hoffen. Im übrigen bot das geistige Leben weder in Roman noch in Bühnendichtung Anknüpfungspunkte für eine geistige Erneuerung. Nur die naturwissenschaftliche Aufklärungsphilosophie, die ein durchaus demokratisches Gepräge trug, der zünftigen Gebundenheit des Bildungswesens den Krieg ansagte, sich an alle Menschen innerhalb aller Völker wandte, schien gerade für den Arbeiter in weltanschaulicher Umprägung die Grundlage für eine gediegene, auf nachprüfbaren Tatsachen beruhende, selbständig aufgebaute anregungskräftige Bildung zu bieten. Noch war die sozialistische Bewegung jung, ihre Zukunft ungewiß und durch jenen jugendlichen Tatendrang ausgezeichnet, dem nichts unerreichbar dünkt. Der Mangel an Erfahrung konnte somit auch den phantastischsten Zukunftserwartungen eine gewisse Wahrscheinlichkeit verleihen.

Bebel war es nun, der die Mißstände auf geistigem Gebiet von der Perspektive des Arbeiters aus einer scharfsichtigen Kritik unterzog, der, wie der unbefangene Beurteiler zugeben muß, es im einzelnen durchaus nicht an Berechtigung fehlte. Aber Bebel

war dabei, und darin lag die verhängnisvolle Schwäche seiner Aufbaupläne, ein Opfer des von ihm so heiß beklagten Zeitgeistes, dessen verhängnisvolle Auswirkung auf die Position des Bürgertums er gerade geistvoll aufgezeigt hatte, denn das Vorbild von oben bestimmt selbst entscheidend seine sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Rettungspläne, und gewiß hätte sich sogar Bebel mit den Mißständen der siebziger Jahre, dem Sieg materialistischer Lebensanschauungen, abgefunden, wenn nur der Arbeiter auch der vollen Teilnahme am Kulturleben sicher gewesen wäre. Denn überall ist bei Bebel die tiefe Sehnsucht nachweisbar, dem Arbeiter die gleiche Machtstellung, und zwar insbesondere in geistiger Beziehung, zu erkämpfen, die noch in der Gegenwart das Bürgertum innehat, wobei die für das Leben jedes einzelnen Arbeiters maßgeblichen Sachverhalte den kritischen Maßstab zur Gesamtbewertung geistiger Güter abgeben. Auch diese Tatsachen können wir hier nur nach unseren früheren eingehenden Darlegungen streifen. Von der Kritik der Volksschule aus beurteilt Bebel das gesamte Bildungswesen, wobei im Mittelpunkt seiner Kritik der Mangel an nützlichen, für das unmittelbare Leben brauchbaren Lehrstoffen steht. So wird ebenso für die Volksschule wie auch für die Hochschule das Vorhandensein einer religiösen Belehrung beklagt, der hohe Bildungswert der Naturwissenschaft dem gegenüber aufs stärkste unterstrichen, unter Wissenschaft nur praktische Wissenschaft verstanden, wobei die etwaigen zivilisatorischen Auswirkungen eines Fortschrittes der chemischen, physikalischen und medizinischen Forschung höchstes Lob erfahren, alles Behauptungen, die dem Arbeiter besonders einleuchten mußten.

Die scharfe Kritik Bebels an der bestehenden Hochschule baut auf ihrer Abgeschlossenheit auf, die als ein Beweis ihres klassenartigen Charakters ausgelegt wird. Nicht genug kann sich Bebel dabei über den weltfremden Geist der dort gelehrten Philosophie und Theologie ereifern, den handwerklichen Zuschnitt des herkömmlichen Wissenschaftsbetriebes beklagen und die Macht äußerer Einflüsse, der Herkunft und der Protektion von oben, bedauern. Die Widersprüche, in die er sich dabei verwickelt, entgehen ihm aber vollständig. Denn wie kann Bebel, der selbst freudig dem Gotte der Nützlichkeit opfert, dementsprechend am liebsten Philosophie und Theologie als Lehrfach von der Universität ganz entfernen will, von seinen, dem Arbeiterleben entnommenen Maßstäben denn den handwerklichen Geist der Hochschule beklagen? Sein eigener Reformplan, von ihm freilich nur angedeutet, liegt ja ganz auf der Linie barer Nützlichkeit: Der Akademiker ist nach Bebel ein Funktionär der Gesellschaft, die ihn beruft und abberuft, deren allgemeinen Interessen er sich bedingungslos zu unterwerfen hat, d. h. Bebels Kritik richtet sich offenbar nur gegen den Ausschluß des Proletariats von der gegenwärtigen Hochschule, wobei eine nach seinen Plänen aufgebaute

Universität in der Tat eine Stätte der Belehrung für den Arbeiter bilden könnte, dessen Bedürfnissen sie allein Rechnung trüge. Denn sie müßte, soviel geht aus Bebels Andeutungen doch schon hervor, nur in Fachschulen zerfallen, die Nützlichkeitsstoffe darbieten, deren unmittelbare Auswertung im Gesellschaftsleben sich als wahrscheinlich erweist. Auch hier ist der Hintergrund der siebziger Jahre unverkennbar, die Uebergewalt wirtschaftlicher Erwägungen im geistigen Leben der Zeit, die beginnende Spezialisierung der Geisteswissenschaft, das Standesschulwesen, das dem Arbeiter keinen Aufstieg zur Hochschule gestattet und seinem leidenschaftlichen Bildungsdrang keine Nahrung gewährt, und schließlich der starke Einfluß einer von Nützlichkeitserwägungen durchsetzten Naturwissenschaft. Ebenso wie die Wissenschaft soll auch die Religion in Zukunft nicht mehr ein Privileg weniger Bevorrechtigter darstellen, sondern durch die Naturwissenschaft, die allen zugänglich ist, ersetzt werden, wobei dann die Begriffe der Religion und der idealistischen Philosophie von der Würde des Menschenlebens gerade durch naturwissenschaftliche Erkenntnisse ihrer tatsächlichen Verwirklichung entgegengehen sollen.

Diese Lehren Bebels waren unmittelbar auf die Psychologie einer jungen Arbeiterbewegung zugeschnitten, die voll Hoffnungstrunkenheit in die Zukunft schaut, sich von der Teilnahme am Kulturleben ausgeschlossen sieht und doch wiederum — wenn auch unfreiwillig — entscheidend durch das Beispiel von oben in ihren Wünschen bestimmt wird. Wie sehr Bebels Stellung zur Handarbeit, sein Eudämonismus, sein Glaube an das Werden einer proletarischen Kultur, sein Vertrauen auf die aufklärende Macht der Wissenschaft und schließlich seine Stellungnahme zur Religion aus den Verhältnissen der siebziger Jahre heraus verständlich sind, haben wir bereits früher eingehend genug betont, als daß wir gegenwärtig nochmals darauf zurückkommen könnten. Wichtig erscheint es uns aber, noch wenigstens zusammenfassend in einigen Sätzen die Schwächen seiner aufbauenden Kulturpläne aufzuzeigen.

Bebels Richtlinien für den Aufbau einer proletarischen Kultur sind schon deshalb aller Beachtung wert, weil Bebel den Versuch unternimmt, nur von dem Boden der Nützlichkeit aus Kulturfragen zu beurteilen. Leider aber ist seine Verachtung des Geistigen, seine Abhängigkeit vom Materiellen dabei so stark, daß er von der Aufstellung klarer, organisatorisch verwertbarer Kulturpläne ganz Abstand nimmt. Deshalb steht auch seine Feststellung von der Notwendigkeit einer eingehenderen Berücksichtigung nützlicher Lehrstoffe im Unterricht auf durchaus schwankendem Boden. Die verhängnisvolle Macht des marxistischen Dogmas, das mittels der materialistischen Geschichtsauffassung die Selbständigkeit des Geistigen leugnet, wird bei Bebel am deutlichsten offenbar. Sind die kulturellen Verhältnisse in ihrer Gestaltung von dem Wandel wirtschaftlicher Zustände abhängig, so war die Aufstellung fester Kul-

turpläne in der Tat unmöglich. Ferner wird bei der Beurteilung der Wissenschaft und der Religion nicht einmal die Frage nach ihrer Funktion von Bebel aufgeworfen, und noch viel weniger geprüft, wie sich etwa selbst in der Gegenwart bestehende Mißstände überwinden ließen. So erfahren wir beispielsweise auch von Bebel nichts über die Idee der Hochschule, und ihre Entwicklung in den seit den 70er Jahren verflossenen Jahrzehnten wird ebenso wenig verfolgt wie etwa ähnliche Wandlungen im religiösen Leben. Den Schlußworten seiner „Frau", Ausgabe 1909, kommt, wie wir früher zeigten, in dieser Beziehung keine Bedeutung zu. Die gleichen Vorwürfe, die gegen die Klassengebundenheit innerhalb des Wirtschaftslebens erhoben werden, kehren auch in Bebels Würdigung kultureller Fragen wieder, ohne daß deren Berechtigung im einzelnen nachgewiesen würde.

Besonders peinlich muß es berühren, zu beobachten, mit welcher Schroffheit Bebel die Fortschritte der nationalökonomischen Wissenschaft auf dem Gebiet der Erforschung des Sozialismus ignoriert, die ja dabei im Ergebnis vielfach mit den Erkenntnissen der sozialistischen Revisionisten übereinstimmen. So wertvoll Bebels Ausführungen von der psychologischen Seite her sind, weil aus ihnen sichtbar wird, wie sehr der Arbeiter unter dem Ausschluß vom Kulturleben in den 70er Jahren gelitten hat, so wenig besagen sie doch in sachlicher Hinsicht. Das ergibt sich u. a. schon daraus, daß schon Bebels Kulturkritik jeder Originalität entbehrt und sich überhaupt nur aus den Verhältnissen der 70er Jahre heraus erklären läßt. Selbst in dem Fall aber, daß man angesichts der in den 70er Jahren offenbar vorhandenen Mißstände seine Abhilfsvorschläge, die in Wirklichkeit, weil sie selbst auf dem Boden des Nützlichkeitsprinzips stehen, nur eine Verschlimmerung vorhandener Uebel herbeiführen konnten, für damals gelten lassen will, so ist doch diese Einstellung zu Bebels Kulturkritik für die folgenden Jahrzehnte ohne die Berücksichtigung der inzwischen in Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft und Politik vor sich gegangenen Wandlung eine kritische Unmöglichkeit.

Besonders verhängnisvoll dünkt uns aber die Abhängigkeit der Lehren Bebels vom marxistischen Dogma. Die Schärfe der Kritik am Bürgertum steht im auffallenden Gegensatz zu der dem Proletariat gegenüber geübten Milde. Gerade wenn innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung die Mißstände so groß sind, wie sie Bebel erschienen, gerade wenn unter ihren verhängnisvollen Auswirkungen das Proletariat am schwersten getroffen wird, gerade wenn sich die Macht wirtschaftlicher Zweckmäßigkeitserwägungen schon in Kunst und Wissenschaft deutlich abzeichnet, bleibt es unverständlich, wie dabei das Proletariat zum Höchsten berufen sein könnte. Bebel hat freilich dadurch, daß in seinen kulturellen Darlegungen alle qualitativen Erwägungen schweigen und der Quantitätsmaßstab zum absoluten Herrscher bestellt wird, diesen

geheimnisvollen Widerspruch des marxistischen Dogmas scheinbar gelöst. Wird nämlich das höhere Schulwesen in seinen Anforderungen nach den typischen Bedürfnissen des Arbeiters eingerichtet, wird der Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten aufgehoben, so daß die an jedermann zu stellenden Anforderungen eine erhebliche Niveausenkung erfahren, dann freilich ist auch dem Arbeiter der Weg zum „Aufstieg" eröffnet. Bebels Forderungen: Gleichstellung von Hand- und Kopfarbeit, die Berufswechseltheorie, Verlangen nach stärkster Berücksichtigung eines nützlichen Unterrichtsstoffes, weisen ganz in diese Richtung. Unverständlich bleibt es nur, welcher objektive Wert dann selbst den Gipfelleistungen des Proletariats beizumessen sein würde, wenn es eben in Wirklichkeit hohe Zielforderungen überhaupt nicht mehr gibt. Wir sehen also auch hier, wie die Macht des Dogmas vor den vorhandenen Tatsachen versagen muß.

Die Vergegenwärtigung der auf kulturellem Gebiet von Bebel aufgestellten Forderungen erweist sich aber deshalb als überaus bedeutungsvoll, weil die materialistische Geschichtsauffassung auch heute noch von marxistischer Seite auf das Geistesleben angewandt und der einzelne Mensch nach den typischen wirtschaftlichen Eigentümlichkeiten der Schicht, der er entstammt, beurteilt wird, eine Auffassung, der wir ebenfalls bereits bei Bebel begegnen. In der Beurteilung der heutigen Studierenden innerhalb des Sozialismus tritt diese Tatsache deutlich hervor. Auch hierfür sind die Spuren schon bei Bebel nachweisbar. In seiner Abhandlung „Akademiker und Sozialismus" wird ja, wie wir früher eingehend aufzeigten, der Mensch nur nach den Einflüssen seiner Umwelt beurteilt und dementsprechend daraus der reaktionäre Charakter der bestehenden Hochschule, die den klassenartigen Aufbau des Gesellschaftslebens widerspiegelt, hergeleitet. Wichtig erscheinen aber Bebels Ansichten insbesondere deshalb, weil sie von einem sehr starken Einfluß auf den Arbeiter gewesen sind. Diesem Nachweis sollte insbesondere der zweite Teil unseres Bebel-Kapitels dienen. Auch der Arbeiter von heute glaubt noch ähnlich wie sein Vorgänger vor zwei Menschenaltern an die Macht der Wissenschaft, die die Religion ersetzt, ist von dem Glauben an eine zukünftige proletarische Kultur und insbesondere von der Diesseits-Auffassung des Lebens, wie sie sich im Marxismus spiegelt, noch aufs stärkste erfüllt, d. h. die gleichen Probleme, die vor fünf bis sechs Jahrzehnten tief in das Leben des aufstrebenden Arbeitertums einschnitten, haben auch gegenwärtig nichts von ihrer brennenden Aktualität für das Arbeiterschicksal verloren. Bebel war dabei der Wegweiser in dieses Land, denn Bebels Vorstellungen reichen eben, worauf wir in unserer früheren Darlegung großen Wert legten, von den siebziger Jahren an bis in die unmittelbare Vorkriegszeit, und Bebel hat auf den Arbeiter einen Einfluß ausgeübt, wie ihn in Deutschland weder vorher noch seither ein anderer auch nur

im entferntesten besessen hat. Deshalb ist sein Buch bis in unsere Zeit hinein das Standardwerk der Arbeiterbibliothek geblieben.

Die Abhängigkeit der Bebelschen Auffassungen von den Verhältnissen der siebziger Jahre in seiner Bewertung geistiger Angelegenheiten ist deshalb so bemerkenswert, weil daraus schon erhellt, wie wenig sie der Gegenwart besagen können, angesichts der gewaltigen Veränderungen, die auf allen Gebieten in Kunst, Literatur, Wissenschaft, Politik und Wirtschaft seitdem vor sich gegangen sind. Wer also selbst — das sei hier wegen seiner Wichtigkeit nochmals wiederholt — unter Berücksichtigung dieser Umstände Bebels Kulturkritik in ihrem aufbauenden Teil einen großen Wert beimißt, könnte dieses Urteil doch nur dann noch für die Gegenwart aufrecht erhalten, wenn er im einzelnen nachwiese, daß im Prinzip die damals bestehenden Umstände sich auch noch bis in die Gegenwart hinein erhalten haben, ein Nachweis freilich, der unseres Erachtens unmöglich ist.

Das negative Verdienst ist freilich Bebel nicht abzusprechen, daß er durch den „aufbauenden" Teil seiner Kulturkritik aufgezeigt hat, daß vom Boden der materialistischen Geschichtsauffassung her und den aus den Verhältnissen der siebziger Jahre entnommenen Nützlichkeitsmaßstäben die Aufstellung eines in sich geschlossenen Kulturprogramms unmöglich ist. Positiv ist es Bebel ferner zu danken, durch seinen kühnen Versuch eine von dem Boden des Arbeiterlebens her ausgehende Kulturkritik konsequent durchgeführt, bestehende Mißstände des Kulturlebens scharfsinnig aufgezeigt und damit gleichzeitig einen wertvollen Beitrag zur Psychologie der jungen aufstrebenden deutschen Arbeiterbewegung gegeben zu haben. Schließlich dürfen wir auch nicht übersehen, wie eine geistige Erneuerung des Arbeiters immer an die praktischen Gegebenheiten seiner Lage anzuknüpfen haben wird. Das hat uns Bebel weit über den Rahmen seiner Zeit hinaus scharf ins Bewußtsein gestellt, welche gewaltige Rolle wirtschaftliche Zweckmäßigkeitserwägungen im Schicksal des Arbeiters spielen und auch in Zukunft wahrscheinlich spielen werden. Denn auch weiterhin wird der Arbeiter zum Verkauf seiner Arbeitskraft genötigt sein, einen „freien" Arbeitsvertrag schließen müssen, nur durch die Klassengebundenheit sich das Bewußtsein seiner menschlichen Hochwertigkeit erhalten können, fremdbestimmt in seiner Beschäftigung bleiben und von den Schwankungen der Konjunktur abhängig sein. Ebenso wird sein Rationalismus durch seine Arbeit an der Maschine, durch seine Naturentfremdung, die auch durch eine neuzeitliche Wohnpolitik nur wenig gemildert werden kann, durch die Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz, vor allem aber durch die Unsicherheit seiner Existenz neue Nahrung schöpfen. Aber auch hier hat Bebel nur die eine Seite des Arbeiterproblems gesehen; denn auch der Arbeiter gehört zur Volksgemeinschaft, die tief auf seine Geisteshaltung einzuwirken vermag. Trotz der

Aehnlichkeit der typischen Verhältnisse des Industriearbeiters in allen Ländern der Welt sind doch beispielsweise die französische, englische, amerikanische Arbeiterbewegung von einander wesensverschieden und zeigen eine ganz bestimmte nationale Färbung. auch in Deutschland, dem, wie man früher sagte, klassischen Lande des Sozialismus, ging doch dem organisatorischen Zusammenschluß der sozialdemokratischen Gewerkschaften außer der bürgerlich eingestellten Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaftsbewegung eine christlich-soziale Gewerkschaftsbewegung fast von Anfang an zur Seite. Nur derjenige Kulturreformer also, der sich diese gleichsam ewigen, durch die Verhältnisse bedingten Tatbestände des typischen Arbeiterlebens vor Augen hält, wird mit Erfolg an der seelischen Befreiung des Arbeiters mitwirken können; es wäre aber ein Irrtum, anzunehmen, daß sie sich gerade in der sozialdemokratischen Ideologie verwirklichen könnte.

Nunmehr gilt es noch kurz zu prüfen, inwieweit die richtlinienhafte Beurteilung des Wertes der geistigen Arbeit durch Jürgen Bona Meyer und Rudolf Ihering in dem Jahrzehnt der Reichsgründung noch fruchtbare Gesichtspunkte für die Folgezeit enthielt. Daran erst wird uns voll erkennbar sein, wie bedauerlich es gewesen ist, daß August Bebel von den Feststellungen dieser Forscher keine Notiz nahm, wenn auch angesichts der im Prinzipiellen bereits bis ins einzelne hinein festgelegten Ansichten Bebels diese Männer ihn schwerlich von seinen Irrtümern hätten überzeugen können; immerhin wäre eine Auseinandersetzung zwischen diesen verschiedenen Gedankengängen vielleicht sehr fruchtbar geworden. Bebels Ignorierung der von Ihering und Meyer geleisteten Beiträge zur Erkenntnis der Bedeutung der geistigen Arbeit war, wie wir hier nach unserem früheren eingehenden Nachweis nur andeuten können, dabei wesentlich in den Verhältnissen der siebziger Jahre begründet, in denen Bebel die Grundlage zu einer Weltanschauung legt, die ihm infolge ihrer streng dogmatischen Gebundenheit das Verständnis anderer Auffassungen sehr erschwert, wenn nicht sogar fast unmöglich gemacht hat. Damals wirkte sich — die Gründerzeit und ihre Nachwehen sagen hierfür genug — die Uebermacht der Wirtschaft besonders unheilvoll für den Arbeiter aus, der sich fast schutzlos diesen Verhältnissen gegenübergestellt sah. Dem auf die äußere Erscheinungswelt gerichteten Blick eines Bebel mußten dabei die seinen Utilitarismus bestätigenden Zeitumstände besonders stark ins Bewußtsein treten: so die fortschreitende Spezialisierung innerhalb der Wissenschaft, die schon damals die Vorstellung von der handwerklichen Struktur der geistigen Arbeit hervorruft und die Bezeichnung des Akademikers als eines Fabrikarbeiters zur Folge hat. Die Vorherrschaft der Naturwissenschaft war ebenso ganz dazu angetan, Bebel noch in seiner Nützlichkeitsansicht des Geistigen zu bestärken. Das Fehlen einer geisteswissenschaftlich fundierten

Philosophie, die gegensätzliche Beurteilung der wichtigsten allgemeinen Kulturprobleme mußte weiter in dieser Richtung wirken. Auch gegenwärtig sind noch viele dieser Momente, die an einer tieferen Erkenntnis des Wesens der geistigen Arbeit hindern, nachweisbar.

Seit 1918 ist das deutsche Volk durch eine schwere Leidenszeit geschritten, die durch die Worte Inflation, Reparation, Weltwirtschaftskrisis, ständig steigende Arbeitslosenziffern bezeichnet ist. Kein Wunder, daß die schlechte Vermögenslage weitester Bevölkerungsschichten ein ausgesprochenes Desinteressement an den Vorgängen des geistigen Lebens nach sich zog. Betrug doch nach der Steuerstatistik 1929 das Monatseinkommen von sechzehn Millionen Deutschen unter RM 100,— und verteilte sich die Einkommenskala von RM 200,— bis 3000,— monatlich nur auf 3,5 Millionen Steuersubjekte, von denen aber nur ein kleiner Teil sich der oberen Grenze dieser Skala näherte. Hinsichtlich der Vermögensbildung ergab sich die furchtbare Tatsache, daß nur 1,5 Millionen Deutsche ein Vermögen von RM 10 000 und mehr besitzen, der größte Teil der deutschen Volksgenossen also vollständig vermögenslos ist (s. „Die deutsche Volkswirtschaft" von Dr. August Müller, Berlin 1931, Seite 114). Diese Zahlen sprechen freilich eine deutliche Sprache. Ebenso ist die Spezialisierung der Wissenschaft unentwegt seit den siebziger Jahren weiter fortgeschritten, so daß auch, wie wir früher zeigten, das Bild von dem handwerklichen modernen Wissenschaftsbetrieb erneut aufgetaucht ist. Wir brauchten nur, um von den neuen Wissensfächern wenigstens einige zu nennen, an das Steuerrecht, das Arbeitsrecht, die Soziologie, die Pädagogik, die Zeitungswissenschaft, die Sportwissenschaft, die Sozialhygiene und die Weltwirtschaftskunde zu erinnern, die gegenwärtig an unseren Hochschulen vorgetragen werden. Auch die Kulturkrise dauert mit unverminderter Schärfe an, und man darf ohne Uebertreibung sagen, daß die großen Fragen des Verhältnisses von Individual- und Sozialwirtschaft, von Staat und Kirche, von Schule und Staat nicht minder heftig umstritten sind, als es in den siebziger Jahren der Fall gewesen ist. Auch das Weltbild des Arbeiters, dessen Psychologie in einem ganz bestimmten Stadium seiner Entwicklung, wie wir zeigten, sich gerade bei Bebel widerspiegelt, ist nach wie vor naturwissenschaftlich orientiert, wenn er auch nicht mehr die Wissenschaft vor zwei Menschenaltern als die ungekrönte Herrscherin der Zeit verehrt, ja sogar der Entwicklungsgang auf den einzelnen Wissensgebieten ihm vollständig fremd geblieben ist. Erfreulicherweise ist aber inzwischen eine gewisse Strukturverschiebung auf dem Gebiete der Wissenschaft eingetreten, die den Gegensatz zu den Verhältnissen der siebziger Jahre deutlich macht. Die großzügigen Erkenntnisse von Dilthey, Rickert und Windelband über das Wesen von Natur- und Kulturwissenschaft sind allen Wissensgebieten in ungeahnter

Weise zugute gekommen und haben zu einer vollständigen Erschütterung des naturwissenschaftlichen Materialismus geführt, an dem nur noch in Unkenntnis dieser Lage der Arbeiter starr festhält. Auf dem Gebiete der Pädagogik ist diese Wandlung mit den Namen von Eduard Spranger, Litt und August Messer, in der Literaturgeschichte mit dem Wirken von Gundolf, Strich und Cysars, in der Geschichte mit dem Schaffen von Meinecke, Westphal und Wolters innig verknüpft. Ebenso ist sich unsere Zeit der Spannungen im modernen Leben viel bewußter geworden als das in den siebziger Jahren der Fall sein konnte, in denen es noch an einer tieferen strukturhaften Erkenntnis des Charakters der einzelnen Wissensgebiete fast vollständig mangelte. Wären diese Tatsachen ebenso wie die tagespolitischen Ereignisse in das Bewußtsein aller Bevölkerungskreise gedrungen, so freilich wäre gegenwärtig ein Bildungsmaterialismus, wie wir ihn bei Bebel deutlich nachweisen konnten, eine Unmöglichkeit. Wie wenig das aber leider der Fall ist, werden wir noch am Ende unserer Darlegung deutlich zu machen versuchen. Iürgen Bona Meyer wie Rudolf von Ihering hatten das große Verdienst, schon in den siebziger Jahren scharfsinnig festgestellt zu haben, wie wenig man die geistige Arbeit — sie hatten dabei in der Hauptsache die Leistungen des Akademikers ins Auge gefaßt — nach der Analogie der wirtschaftlichen Arbeit, wie sie in Handel, Industrie und Gewerbe im Lichte einer sachgüterhaften Nationalökonomie gewöhnlich erscheint, bewerten darf, wenn man nicht von den Trägern dieser Berufsart sich ein geradezu lächerlich anmutendes Zerrbild machen will. Auf diesem Wege hat die moderne Forschung wieder angeknüpft und diese Sachverhalte im einzelnen näher überprüft.

Besonders sind in diesem Zusammenhange die Forschungen von v. Gottl-Ottlilienfeld hervorzuheben, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, eine „sachgüterselige" Beurteilung des Wirtschaftslebens zu bekämpfen, die sich in sklavischer Verhaftung an das oberflächliche Alltagsdenken nur an die äußerlich technische Seite der Vorgänge klammert, sich aber nicht mit der Wirtschaft in ihrer funktionalen Bedeutung als tragendes Stück der Lebensgestaltung beschäftigt. Gewiß hatte schon die historische Schule der Nationalökonomie in ihrer ethischen Färbung die Bedingtheit einer nur sachgüterhaften Wirtschaftsbeurteilung betont, ebenso wie etwa die katholische Sozialphilosophie, — ich denke hier an den sogenannten „Solidarismus" von Pesch — diese Sachverhalte grundsätzlich festgestellt hat. Sie haben aber entweder in der Behandlung der einzelnen Wirtschaftsvorgänge diese Erkenntnisse nicht berücksichtigt oder sie nur nach, anderen Wissensgebieten entlehnten Maßstäben beurteilt. So wertvoll deshalb auch ihre Einsichten gewesen sind, so haben sie deshalb doch nicht zu einer grundsätzlich neuen Einstellung zum Wirtschaftsleben geführt *(vgl. Anhang zum Vierten Hauptteil unter 3 über geistige Arbeit).*

Urteile von Philosophen wie Lazarus, die auf diese Mängel der national-ökonomischen Betrachtungsweise hinwiesen, blieben aber dort unbeachtet. v. Gottls großes Verdienst ist es nun, unter dem Gesichtspunkt spezifisch nationalökonomischer Problematik organisch in seinem System diese Tatbestände berücksichtigt und damit einem gewaltigen Fortschritt den Weg gebahnt zu haben. Dies müßte aber Gegenstand einer besonderen Untersuchung werden.

Wir wollen uns im Folgenden auf die Untersuchungen von Arthur Cohen und Sigbert Feuchtwanger beschränken.

In seiner Schrift „Die geistige Arbeit und ihre Vergeltung" hat der Nationalökonom Arthur Cohen diesen Fragenkreis geistvoll behandelt. Körperliche und geistige Arbeit sind voneinander zu unterscheiden, wenn man sie auch nicht als einen absoluten Gegensatz betrachten soll (s. darüber insbesondere die Darlegungen von Rudolf v. Ihering). Der Lohn der körperlichen Arbeit ist unbestritten. Ganz anders aber liegt es beim geistigen Arbeiter, der, wie man etwa häufig geltend macht, aus idealen Beweggründen sich in seinen Lohnforderungen zurückhalten und damit abfinden soll, daß seine Arbeit nicht ihrem vollen Werte entsprechend gelohnt wird. Beispielsweise wird die Unzulänglichkeit der Gehälter öffentlicher Beamter oft mit dem idealen Ausgleich begründet, den seine Zugehörigkeit zum angesehensten Stande in Deutschland darstellt. Ganz auf dieser Linie liegt es auch, wenn Karl Bücher in seinem Werke „Buchhandel und Wissenschaft" es für ausgeschlossen hält, daß wissenschaftliche Bücher angesichts ihres beschränkten Abnehmerkreises auch nur im entferntesten die Kosten ihrer Entstehung ersetzen. Drey weist für die Malkunst darauf hin, wie dem Genie, das zu neuen Zielen den Pfad erschließt, oft das tägliche Brot vorenthalten wird. Der Nationalökonom Hermann versagt dem freien Künstler das Recht, sich als einen Erwerbsstand zu bezeichnen, weil er nicht mit der sicheren und regelmäßigen Vergeltung seiner Leistungen rechnen kann. Noch in der frühkapitalistischen Entwicklungsperiode verrichtete, wie Cohen hervorhebt, der Gelehrte gegen ein freiwilliges Ehrengeschenk seine Arbeit. Gegenwärtig dagegen scheint sich, wie Cohen darlegt, jedem, welchen Beruf er auch gewählt haben mag, die bittere Erkenntnis aufzudrängen, daß er Geschäftsmann sein muß, wenn er nicht an der mangelnden Einträglichkeit seiner Werke zugrunde gehen will. Ein Vergleich der Preisbestimmungsgründe bei der geistigen Arbeit mit den allgemeinen Preisbestimmungsgründen führt nach Cohen zu wertvollen Resultaten. Die Klärung dieser Frage hat zur Voraussetzung, daß es sich bei dem betreffenden geistigen Gut um eine unbedingt brauchbare Ware handelt; das zweite Moment der Preisbestimmung: die anderweitige Beschaffungsmöglichkeit der Ware oder die Konkurrenz der Verkäufer, fällt hingegen bei dem monopolistischen Charakter

der geistigen Produktion nicht ins Gewicht. Folgendes ist offenbar: die Zugehörigkeit des geistigen Arbeiters zu einer höheren Klasse erfordert eine bessere Lebenshaltung, ebenso wie die Vorbildung des geistigen Arbeiters länger und kostspieliger ist als diejenige des Handarbeiters. Nicht nur relativ, sondern absolut sind daher die Produktionskosten der geistigen Arbeit häufig sehr hoch, so wenn etwa die Herstellung eines geistigen Gutes Jahre beansprucht oder gar ein Leben erfordert. Die hohen Produktionskosten machen deshalb eine hohe Preisforderung des geistigen Arbeiters durchaus begreiflich. Das dringliche Bedürfnis des Käufers erweist sich sogar scheinbar dem Produzenten geistiger Güter insofern als günstig, als im Gegensatz zur Befriedigung physischer Bedürfnisse das seelische Begehren an sich unbegrenzt ist. Diesem erfreulichen Bilde aber widerspricht aufs schärfste die Erfahrung des Lebens, wo oft genug der große Geist noch nicht einmal den Lebensstandard des Fabrikarbeiters erreicht. Auch das findet jedoch in volkswirtschaftlichen Tatsachen seine Erklärung. Die Anzahl der Kauflustigen ist bei einem hohen Preise naturgemäß nur klein. Zudem kommt die häufig mangelnde Kunstverständigkeit der „Plutokratie" hinzu. Der Geschmack ist aber ein sehr wesentlicher Faktor für die richtige Erkenntnis des Wertes der geistigen Produktion. Schließlich ist die geringe Verbreitung tiefer geistiger Bedürfnisse ebenso wie ihre geringe Dringlichkeit zu berücksichtigen, und endlich ist das Moment hervorzuheben, daß, wie es Cohen ausdrückt, „ein geistiges Erzeugnis, je höher es in der Skala der Brauchbarkeiten steht, von desto weniger Menschen geschätzt wird." Fruchtbar ist hier Cohens Unterscheidung der Marktware, die Marktwert, der Individualware, die Kulturwert besitzt, der aber jeder Berechenbarkeit widerstrebt. Cohen erinnert an das beklagenswerte Schicksal hochwertiger Geistesprodukte, die zu weit den Horizont ihrer Zeit überragen, als daß sie auf freudige Aufnahme rechnen könnten. Es ist daher die Aufgabe der Zukunft, daß der Staat in Erkenntnis seiner gemeinwirtschaftlichen Verpflichtungen das Auftreten ausgezeichneter Männer bewußt fördert und die Gesamtheit ihrerseits das Erforderliche zu tun lernt, um solche Höchstwerte zur Entfaltung zu bringen (s. Cohen „Die geistige Arbeit und ihre Vergeltung", München 1910, S. 4, 6, 10 ff. und 18).

In seinem Werke „Die freien Berufe" hat Sigbert Feuchtwanger großzügig den Versuch unternommen, den Grund zu einer allgemeinen Kulturwirtschaftslehre zu legen. Seine Ausführungen sind ganz besonders gut dazu geeignet, die Erkenntnis zu nähren, wie verfehlt es ist, aus der Sachgüterwirtschaft, wie sie allgemein aufgefaßt wird, kritiklos Begriffe auf die Kulturwirtschaft zu übertragen und sich dem Wahne hinzugeben, daß es möglich sein könnte, den Wert einer geistigen Produktion genau zu bestimmen. Die herrschende Wirtschaftstheorie als Verkehrstheorie hat, wie

Feuchtwanger eben vom Boden der klassischen Nationalökonomie aus zutreffend feststellt, in erster Reihe die tieferen Zusammenhänge der Tauschtheorie zu ergründen und sich dabei des Individuums, des Eigennutzes, des Privateigentums, der Vertragsfreiheit und des Geldes, das gleichzeitig einen quantitativen Wertmesser und ein Tauschmittel darstellt, gleichsam als Element ihrer Begrifflichkeit zu bedienen. Deshalb ist die Nationalökonomie gegenwärtig notwendig eine Theorie nur der Sachgüterwirtschaft. Deshalb darf es auch nicht wundernehmen, daß beispielsweise das Handwörterbuch der Staatswissenschaften keinerlei einschlägige Artikel, etwa über Kultur, Idealgut, Kunst usw. enthält. In der Tat sind, wie Feuchtwanger überzeugend begründet, die Elemente der Kulturwirtschaft denjenigen der Sachgüterwirtschaft schroff entgegengesetzt. Die Kulturwirtschaft richtet ihr Augenmerk nicht auf Quantität, sondern auf Qualität. Ihr ist es nicht um Vorräte und deren Bewegung zu tun, sondern um Kräfte und organisches Wachsen. Das Bedürfnis geht hier nicht auf begrenzte Mengen (Grenznutzen), sondern ist unbegrenzt. Das Bedürfnis wächst mit der Befriedigung, das Naturgesetz des abnehmenden Reizes hat hier keine Bedeutung. Steht im Mittelpunkt der Sachgutwirtschaft der homo oeconomicus, so im Mittelpunkt der Idealgutwirtschaft der homo ethicus, der nicht ein Rädchen in einer Maschinerie, sondern Kulturmensch, Organ der Gemeinschaft sein soll. Die Beziehung zwischen Individuen und Gesamtheit beruht auf dem Verhältnis wechselseitiger Förderung. Bedarfsdeckung, nicht Erwerb ist das Ziel der Kulturwirtschaft. Sachgüter haben in diesem Bereich nur der Ernährung der Leistenden zu dienen, werden also nur als Mittel erstrebt, bilden aber nicht den Zweck der Arbeit. Gemäß diesem funktional durch die Aufgabe des Idealgutes gegebenen Verhältnis ist es weder durch Sachgütermengen meßbar, noch ein Generalnenner für beide aufstellbar (z. B. Selbstkosten, Zeitaufwand, Arbeitsmengen, Grenznutzen, Geld usw.). Innerhalb der Kulturwirtschaft lautet die entscheidende Frage, wofür einer arbeitet. Als unehrenhaft gilt es hier, eine geistige Betätigung, die um ihres hohen Kulturzweckes willen nicht erwerbswirtschaftlich geübt werden darf, in diesem Sinne zu betreiben. Erwerbswirtschaftlicher, selbstzwecklicher Mißbrauch geistiger Aufbauarbeit führt zur Selbsthilfe des Volkes, die die Träger geistiger Berufe darauf hinweist, daß sie ihr Schaffen eben nicht nach den Grundsätzen eigennütziger Privatwirtschaftler einrichten dürfen. So etwa ist die Entstehung des Laienrichtertums, die Entwicklung der Volksbühnenbewegung aufzufassen. Daß häufig die Träger geistiger Berufe sich dieser Verpflichtungen nicht bewußt gewesen sind, ist eine bedauerliche Entartungserscheinung, die aber, da nur das Gute mißbraucht werden kann, nicht die Richtigkeit dieser Zielsetzung berührt (Gelegenheitsdichter, überzeugungslose Journalisten, erwerbsgierige Künstler, Advokaten, Aerzte und Politi-

ker). Die Absatzfähigkeit des Kulturprodukts ist freilich nur zu sichern durch eine funktionelle Beziehung zwischen Sachgüter- und Idealgüterwirtschaft, wobei der Beruf gleichzeitig privatwirtschaftlichen Lebensunterhalt gewähren und ein gemeinwirtschaftliches Amt darstellen soll. Nur in diesem Sinne kann von einer Abhängigkeit der Kultur von der materiellen Wirtschaft die Rede sein, nicht aber im Sinne der Unter-Ueberbaulehre von Marx und Engels (materialistische Geschichtsauffassung). Im Sprachgebrauch kommt der sichere Instinkt des Volkes für die funktionale Beziehung der Träger geistiger Berufe zu ihren Aufgaben klar zum Ausdruck. Deshalb bezeichnet der Volksmund die ideale Kindergärtnerin als Tante, die pflichtbewußte Krankenpflegerin als Schwester, die liebevolle Hebamme als Wehmutter, den hilfsbereiten Arzt als Hausfreund, d. h. mit Namen, die vom Händlertum weit entfernt sind. Feuchtwangers Ausführungen gipfeln in der Forderung eines standesmäßigen Zusammenschlusses der Angehörigen geistiger Berufe, die dadurch zu einer lebendigen Gemeinschaft der durch den gemeinsamen Pflichtgedanken verbundenen Individuen werden können. Die Hingabe an den Stand im Verein mit der Hingabe an die Gesamtheit kann dem individuellen Schöpferdrang des Einzelnen genügend Raum gewähren und gleichzeitig fruchtbare Aufbauarbeit im Dienste der Gesamtheit darstellen (s. Feuchtwanger „Die freien Berufe", München 1922, S. 3 f., 7, 9, 13, 24, 29 f., 39 f.).

Die Ausführungen von Feuchtwanger stellen eine überaus glückliche Ergänzung zu den bedeutungsvollen Feststellungen Iherings und Jürgen Bona Meyers dar, die alle in seltener Einmütigkeit die Verderblichkeit einer sachgüterhaften Beurteilung von Geisteswerten betonen und darin übereinkommen, wie unmöglich es ist, den Wert einer Geistesproduktion quantitativ festzulegen. In den siebziger Jahren ebenso wie nach dem schweren Weltkriege waren diese Ausführungen durchaus am Platze, denn damals wie leider auch noch heute war die große schöpferische Leistung bedenklichen Mißverständnissen ausgesetzt. Jetzt auch erst wird uns einleuchten, welche Irrtümer hier vermieden werden konnten, wenn diese feinsinnigen, treffenden Ausführungen in das Bewußtsein der breiten Volksmassen eingedrungen wären. Freilich fehlt es hier nicht an einem schwerwiegenden Einwand. Man könnte etwa folgendes gegen diese Untersuchungen geltend machen: Sie jagen einem leeren Phantom nach. Es ist unsinnig, etwas bestimmen zu wollen (nämlich den quantitativ zu ermittelnden Wert eines Geistesproduktes), was seiner Natur nach unbestimmbar sei. Solches Beginnen gliche dem heißen Bemühen eines Titanen, der den Himmel erstürmen will und noch nicht einmal den Berg erklimmt, weil das Gefühl der Unerreichbarkeit seines Zieles ihm die Kraft benimmt. Die Schädigungen, die die Geistesproduktion durch eine sachgüterhafte Bewertung erfährt, fallen nicht ins Gewicht gegen-

über der vollständigen Unbestimmtheit des Wertes einer geistigen Leistung bei Berücksichtigung unserer Darlegungen. Nur auf den ersten Blick erscheint diese Argumentation überzeugend. Ist es doch einleuchtend, daß die beiden Unbestimmtheitsfaktoren: die Einzigartigkeit der schöpferischen Tätigkeit, das Fehlen einer festen ästhetischen Werteskala, jeden Versuch zum Scheitern verurteilen, der auf eine sinngemäße Beurteilung eines wertvollen Geistesproduktes hinzielt. Trotz allem ist diese Kritik abzulehnen. Die Tatsache, daß jedes bedeutende Geisteswerk mit großen Schwierigkeiten des Verständnisses, einer tieferen Erfassung seines Inhaltes, einer freudigen Unterstützung seines Schöpfers zu rechnen hat, darf unter keinen Umständen dahin führen, daß man es nach sachgüterhaften Maßstäben beurteilt, um auf diese Weise bequem allen tieferen Verpflichtungen dem Geisteswerk gegenüber aus dem Wege zu gehen; denn damit wird das Höhere dem Niederen geopfert und vollständig übersehen, daß eine Aenderung der hier vorhandenen Mißverhältnisse und eine richtigere Bewertung der geistig schöpferischen Tätigkeit erst allmählich dann erwachsen kann, wenn man sich die typischen Gegebenheiten der Besonderheiten der Lage des Geistesarbeiters und der Bedingungen der Entstehung eines Geistesproduktes vergegenwärtigt. Es ist die Aufgabe einer systematisch aufgebauten Kulturwirtschaftslehre, hier läuternd und klärend einzugreifen, wenn man auch nicht außer Acht lassen darf, wie schwer es selbst in Zukunft sein wird, den Leerlauf schöpferischer Leistungen vollständig auszuschalten. So wird, um nur an einem Beispiel diese Hemmnisse zu erläutern, immer der Kreis derjenigen klein sein, die etwa Goethes „Faust", Kants „Kritik der praktischen Vernunft", Leonardo da Vincis Gemäldekunst tiefer zu erfassen in der Lage wären. Aber gerade weil dem so ist, ist es umsomehr die Pflicht einer auf einheitlichen Grundsätzen beruhenden Kulturwirtschaftspolitik, mutig und entschlossen diese gleichsam in der Natur der Sache liegenden Hindernisse einer tieferen Erkenntnis der Geisteswerte mit der Zeit zu überwinden.

Ergebnis.

An dem sozialistischen Bildungsmaterialismus, wie er in Bebel zum Ausdruck kommt, wollten wir einmal eingehend belegen, wohin es führt, wenn man sich der Unterschiede zwischen Idealgüter- und Sachgüterwirtschaft nicht bewußt wird, das Qualitative am Quantitativen zu messen sich anschickt. Es bleibt uns noch übrig, die schmerzliche Feststellung zu treffen, daß auch die nachfolgende Zeit sich die Erfahrungen, die man an Bebel machen konnte, nicht zu Herzen genommen hat; denn sonst wäre es unseres Erachtens nicht möglich gewesen, daß man ernsthaft die Forderung auf die Zerteilung der Hochschule in die Fachschule gestellt, die Wissenschaft nur nach ihren praktischen Auswirkungen beurteilt, den Akademiker als einen Funktionär der Gesellschaft angesehen, seine Geisteshaltung nach den wirtschaftlichen Voraussetzungen seiner schichtehaften Herkunft bestimmt, ein überspitztes Berechtigungswesen bejaht hätte, das den Sinn das Studiums nur in seinem greifbaren Erfolge erblickt und schließlich sogar dazu geschritten wäre, den Studenten — und zwar wegen der Kosten, die sein Studium der Gesamtheit auferlegt — als einen „Schuldner der Nation" zu betrachten. An dieser Auffassungsweise ist es eben charakteristisch, daß sie die Geistesarbeit nicht nach ihrer funktionalen Bedeutung einschätzt, sondern an fremden, aus ganz anderen, nämlich hauptsächlich den wirtschaftlichen Gebieten entliehenen Maßstäben mißt. Selbst ein mächtiges Volk kann aber nur dann gedeihen, wenn großzügige, tragende Kulturgedanken seine einzelnen Schichten durchdringen und innige Bande gegenseitigen Verständnisses von Mensch zu Mensch flechten.

Lebenslauf.

Ich, Erich Hellmut Wittenberg, bin am 11. Mai 1907 in Hamburg als Sohn des Staatl. Abteilungsvorstandes und Syndikus Dr. Max Wittenberg geboren. Ich wurde im Jahre 1914 eingeschult und besuchte zunächst das Heinrich-v.-Kleist-Realgymnasium in Berlin-Schmargendorf und hiernach das Köllnische Gymnasium in Berlin, das ich im Jahre 1926 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Ich habe dann vom Wintersemester 1926 an mit Ausnahme eines an der Universität Freiburg verbrachten Semesters an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin bis zum Schluß des Wintersemesters 1930/31 Nationalökonomie, Geschichte und Pädagogik studiert. Hiernach war ich drei Semester zur Anfertigung meiner Dissertation beurlaubt.

Ich hörte die Vorlesungen der Herren Professoren Baumgardt, v. Below (†), Bertholet, Breysig, Bruhns, Diehl, Dovifat, Drews, v. Gottl-Ottlilienfeld, Hartung, Herkner (†), Hirsch, Hoetzsch, Jastrow, Kahl (†), Kuntze, Kipp (†), des Juristen Erich Kaufmann und des Philosophen Kaufmann, Lass, Leubuscher, Lewandowski (†), Marcks, Gustav Mayer, Meinecke, Oncken, Rohden, Mahling (†), Runze, Ferd. Jakob Schmidt, Siegmund-Schulze, v. Schulze-Gävernitz, Schumacher, v. Schwerin, Smend, Sombart, Spranger, Stählin, Triepel, Vierkandt und Vogel. Allen diesen Persönlichkeiten bin ich für vielfache Anregungen zu großem Danke verpflichtet. U. a. nahm ich an den Seminaren der Herren Professoren Breysig, v. Gottl-Ottlilienfeld, Kaufmann, Gustav Mayer, Marcks, Meinecke, Oncken, Leubuscher und v. Schulze-Gävernitz sowie an der Sozialen Arbeitsgemeinschaft des Herrn Professor Siegmund-Schulze teil. Ich habe mich hauptsächlich mit den geistigen, wirtschaftlichen und geschichtlichen Strömungen des 19. Jahrhunderts befaßt. Besonderen Dank schulde ich Herrn Professor v. Gottl-Ottlilienfeld für wertvolle Hinweise. Schließlich bin ich Herrn Professor Ludwig Bernhard und dem Assistenten des Berliner Staatswissenschaftlichen Seminars, Herrn Dr. Arno Winter, für mannigfache Förderung sehr verbunden.